This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at http://books.google.com/

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

NYPL RESEARCH LIBRARIES
3 3433 00037085 2

Sprengel

(Sprengel)
KBD
~~650 Z~~
~~626.a~~
~~429-b~~

Neueſte Beiträge zur Kunde von Indien.

Aus dem Engliſchen
(Asiatic Researches Vol. VI. und VII.)
überſetzt.

Herausgegeben
von
T. F. Ehrmann.

Erſter Band.

Mit einer Charte und Kupfern.

Weimar,
im Verlage des F. S. privil. Landes-Induſtrie-Comptoirs.
1806.

Bibliothek
der
neueſten und wichtigſten
Reiſebeſchreibungen
zur
Erweiterung der Erdkunde
nach einem
ſyſtematiſchen Plane bearbeitet,
und in Verbindung
mit einigen anderen Gelehrten geſammelt
und
herausgegeben
von
M. C. Sprengel,
fortgeſetzt
von
T. F. Ehrmann.

Dreißigſter Band.

Mit Kupfern und Charten.

ASTOR LIBRARY NEW-YORK

Weimar,
im Verlage des F. S. privil. Landes-Induſtrie-Comptoirs.
1806.

NEW YORK
PUBLIC
LIBRARY

Inhalt

des erſten Bandes der Beiträge zur Kunde von Indien.

Seite

I. Beſchreibung einer Reiſe von Chunargur nach Vertnagoodum im Circar Ellore. Vom Kapt. Blunt. 3

II. Beſchreibung einer Reiſe nach Sirinagur. Vom Kapt. Thomas Hardwicke. 186

III. Ueber den Lauf des Ganges durch Bengalen. Vom Major R. H. Colebrooke. (Mit einer Charte.) 251

IV. Ueber Singhala oder Ceylon, oder das Buddhiſten-Syſtem. Aus den Schriften eines Singhaleſen zuſammengetragen. Vom Kapt. Mahony. . 294

V. Ueber die Bazeegurs oder Nuts, eine hindoſtaniſche Sekte. Vom Kapt. David Richardſon. . 334

Inhalt.

VI. Ueber die Thomas-Chriſten auf der Küſte Malabar. Von Wrede. 387

VII. Tagebuch einer Reiſe von Agra nach Oujein. Von W. Hunter. 412

VIII. Ueber die Religion und Gebräuche der Einwohner von Ceylon. Vom Hrn. Joinville. . . 509

Vorbericht.

Indien oder eigentlich Hindoſtan, d. h. das Land der Hinduer, nebſt den zugehörigen und angränzenden Ländern und Inſeln, iſt ſchon ſeit drei Jahrhunderten den ſeefahrenden Europäern näher bekannt; ja dieſelben beſitzen in dieſen Gegenden nicht nur einzelne Niederlaſſungen, Handelslogen, Seehäven und Feſtungen, ſondern auch ganze, weitgedehnte Landſtrecken, über welche ſie alle Rechte der Souveränetät ausüben; und doch iſt dieſer große Landſtrich, der unter dem allgemeinen Namen von Indien begriffen wird, noch lange nicht hinreichend erforſcht, noch lange nicht ganz, und in allen Theilen, auch in Rückſicht der Bewohner, genau genug bekannt, um hierin alle Wünſche des Erdforſchers zu befriedigen.

Darum muß auch jeder neue Beitrag zur Erweiterung der Kunde eines ſo wichtigen und doch nicht genug bekannten Landes dem Geographen, ſo wie dem Geographiefreunde, gewiß ſehr willkommen ſeyn.

Die Brittiſche gelehrte Geſellſchaft zu Calcutta in Bengalen, bemühte ſich ſeit ihrer Stiftung die Lücken in der Kunde von Indien nach und nach, ſo viel möglich auszufüllen, und ſammelte die Früchte ihrer desfalſigen Bemühungen in einem Werke, das ſie Bändeweis unter dem Titel: Aſiatiſche Unterſuchungen (Asiatic Researches) zu Calcutta herausgiebt, und wovon ſogleich jeder Band in London nachgedruckt wird. — Dieſes Werk, das jetzt ſchon auf ſieben Bände angewachſen iſt — es erſcheint von Zeit zu Zeit ein Band — enthält einen äußerſt ſchätzbaren Vorrath von Beiträgen aller Art zur näheren Kunde von Indien; da aber daſſelbe nicht nur, wie alle Engliſche Schriften in Teutſchland nicht ſo leicht zu haben und auch theuer iſt, ſondern auch manches nicht unwichtige Detail, beſonders auch naturhiſtoriſche und

andere nicht rein geographiſche Aufſätze liefert, die zwar ihren unverkennbaren Werth haben, aber für teutſche Geographen und Geographiefreunde nicht intereſſant genug ſind, und überdies die engliſche Sprache nicht allen Liebhabern geläufig iſt, ſo blieb dieſer reiche Schatz für Manche verſchloſſen; denn eine teutſche Ueberſetzung des Ganzen iſt noch nie unternommen worden, und man findet nur einzelne aus dieſer ſchätzbaren Sammlung überſetzte Aufſätze zerſtreut in teutſchen Journalen, beſonders auch in den allgemeinen geographiſchen Ephemeriden.

Da nun die beiden neueſten Bände dieſer Aſiatiſchen Unterſuchungen, nämlich der 6te und 7te, beſonders reich ſind an ſchätzbaren Abhandlungen und Beiträgen zur Kenntniß der Länder und Völker von Indien, und an ſehr intereſſanten kleinen Reiſebeſchreibungen durch minder bekannte Gegenden Indiens, welche nicht alle in den genannten allg. geogr. Ephemeriden Raum finden konnten, ſo entſchloß ſich die Verlagshandlung, eine Auswahl der für den Geographen und Geographiefreund inter-

eſſanteſten Aufſätze der genannten beiden Bände zu machen, überſetzen zu laſſen, und in einem beſonderen Bande herauszugeben, welchem künftig, ſo wie der Vorrath anwächſt, noch mehrere nachfolgen ſollen, denen ſodann auch dahin paſſende anderweitige Beiträge beigefügt werden dürften.

Als erſter Verſuch folgt hier ein Band neueſter Beiträge zur Kunde von Indien — eine Auswahl der allgemein intereſſanteſten Aufſätze aus den genannten beiden Bänden der Asiatic Researches — welche gewiß den Kenner, ſo wie den Leſeliebhaber befriedigen wird.

Denn dieſer Band enthält die Beſchreibungen von dreien Reiſen durch minder bekannte Gegenden von Indien, welche die Länderkunde dieſes Erdſtrichs anſehnlich bereichern. Eine Reiſe quer durch die Halbinſel dieſſeits des Ganges, wie noch keine, ſo viel bekannt, von Europäern unternommen worden iſt; eine Reiſe in das Innere, bis nach Sirinagur und eine nach Oujein, in welcher wir manch Nützliches und Neues finden. — Die Abhandlung

über den Lauf des Ganges durch Bengalen, die wir hier einem ſachkundigen Manne zu danken haben, iſt von unverkennbarem Werthe. — Angenehm werden auch jedem Geographiefreunde die hier mitgetheilten gründlichen Nachrichten über die Thomas-Chriſten und über die Nuts oder Indiſchen Zigeuner ſeyn. — Ueber die Budhiſten-Religion und die Sitten der Singhaleſen auf Ceylon folgen hier zwei Abhandlungen von zwei verſchiedenen Verfaſſern, welche mit einander verglichen zu werden verdienen, und gewiß viel Licht über die Gegenſtände verbreiten, die ſie abhandeln. Dahin gehöret dann auch der nicht minder ſchätzbare Aufſatz über die Religion der Burmanen, den wir in dem nächſten Bande dieſer Beiträge liefern werden.

Hier findet alſo der Geographieliebende Leſer dasjenige, was ihn aus den genannten Bänden der Asiatic Researches am meiſten intereſſiren kann, beiſammen. Die Engliſche Orthographie der eigenen Namen iſt aus guten Gründen beibehalten worden. Hie und da iſt eine erläuternde Anmer-

kung beigefügt, auch iſt dieſem Bande die Charte von dem Laufe des Ganges in einer getreuen Kopie beigelegt. Zum Verſtändniſſe alles Uebrigen ſind die Charten von Indien im Gaſpariſchen Hand-Atlaſſe vollkommen hinreichend.

Der Herausgeber.

Neueſte
Beiträge
zur
Kunde von Indien.

I.

Beſchreibung einer Reiſe
von
Chunargur nach Yertnagoodum,
im
Circar Ellore.

Vom Kapitän Blunt.

Das Gouvernement hatte zwar ſchon im Jahr 1794 beſchloſſen, ſich meiner in der Abſicht zu bedienen, einen Weg durch jenen Theil von Indien ausfindig zu machen, der zwiſchen Berar, Oriſſa, und den nördlichen Circars liegt; es verſtrichen aber natürlicher Weiſe einige Monate, ehe man die erforderlichen Purwannahs vom Gouvernement Nagpour erhalten konnte. Als endlich meine Inſtruktion ausgefertiget war, und ein Jamadar nebſt dreißig Seapoys Befehl erhalten hatten, mich zu geleiten, trat ich meinen Marſch an.

Den 28ſten Januar 1795 gieng ich von Chunarghur ab, hielt mich ein wenig weſtwärts, und erſtieg

die Anhöhen bei Jurna-gaut, wo ich auf eine Erdfläche (table land) kam, welche nur wenig angebaut war, und die wenigen Dörfer, welche wir hier und da wahrnahmen, hatten ein elendes Anſehen. Wir giengen über den kleinen Fluß Jurgo, welcher nicht weit von Chunarghur, und zwar nach Oſten zu, in den Ganges fällt, und kamen alsdann in einen dicken Wald, welcher ſich bis an Suctasghur erſtreckte. Hier iſt ein kleines, mit einem Wall und einigen Thürmen verſehenes Feſtungswerk, um den Paß zu vertheidigen, der zwiſchen dieſen Bergen hindurch führt. Der Wall umſchließt nicht nur einen Winkel am Fuße jener Anhöhen, ſondern zieht ſich auch, und zwar an der ſüdlichen Seite, bis auf die Spitze derſelben, wo er an Felſen und Gebüſch ſtößt. Das weſtliche Ende der Feſtungswerke erſtreckt ſich bis an einen felſichten Abhang und an das Flußbette des Jurgo, welches an dieſer Stelle ſtark ausgewaſchen iſt. Suctasghur iſt die äußerſte Spitze eines Purgunnah von gleicher Benennung. Die daſigen Feſtungswerke führte vor ungefähr fünfthalb hundert Jahren ein Rajah, Namens Suckut Sing auf.

Den 29ſten marſchirten wir durch die Stadt und Feſtung Suctasghur, und jenſeits derſelben zog ſich der Weg aufwärts durch die ſteile Gebirgsenge Barrah-gaut. Als ich die Spitze derſelben erſtiegen hatte, ſah ich, daß die Hügel mit einem dicken Walde bedeckt waren. Zur Rechten konnte ich den Lauf des Fluſſes Jurgo über eine Meile weit wahrnehmen, und er zog ſich immer

in paralleler Richtung am Wege hin. Er bildet daſelbſt einen beträchtlichen Waſſerfall, den die Bewohner der daſigen Gegend Seebanaut Jurna nennen, und von welchem die Quelle des gedachten Fluſſes nicht weit mehr entfernt ſeyn kann. Dieſer Waſſerfall entſteht aber nur in der regnichten Jahreszeit. Von da führte uns der Weg durch Wälder und zwiſchen Felſenwänden hin, bis wir Rajeghur erreichten, wo unſere Reiſe für heute ihre Endſchaft hatte. Nicht weit von dieſem Platze wurden wir zwar einige kleine Dörfer, aber wenig angebautes Land gewahr; überhaupt ließ uns die ganze Anſicht vermuthen, daß wir uns nunmehro einer wilden und unfreundlichen Gegend näherten. Es lagen zwar keine Hügel vor uns, wir befanden uns aber auf einem ſehr hohen Lande, denn wir waren, wenigſtens dreihundert Yards weit, immer aufwärts marſchirt, ohne daß es je merklich bergab gieng. Bei dieſem Dorfe fand ſich übrigens nichts Merkwürdiges, als die Ruinen eines alten Forts, das von einem gewiſſen Zemeendar erbaut worden war, welcher ſich zu den Zeiten des Bulwant Sing*) empört hatte, und darüber ſein Leben einbüßte.

Den 30ſten Januar. Als wir eine Strecke von etwa neun Engliſchen Meilen zurückgelegt hatten, marſchirten wir durch ein kleines Dorf, Newary Pindarya genannt, und wieder, wie geſtern, durch einen

*) Bulwant Sing, war der Vater des unlängſt verſtorbenen Rajah von Benares, Namens Cheyte Sing.

dicken Wald. Wir lagerten uns an einem Teiche und einem aus Mowahbäumen beſtehendem Walde, wo rings um uns her eine Menge Wild zum Vorſchein kam. Die Verwüſtung der Fruchtfelder zeigte nur zu deutlich, wie viel die Bauern durch die zahlreichen Heerden wilder Thiere, welche ſich in dem angränzenden Dickicht aufhielten, an ihrer Aerndte verloren hatten.

Den 31ſten Januar. Seitdem wir Rajeghur verlaſſen hatten, waren wir über den Fluß Boker gegangen, welcher das Land Chundail von dem Purgunnah ſcheidet, welcher Suctaſghur genannt wird. Das Land behielt überall ſein wildes Anſehen, obgleich der Boden hie und da weniger felſicht war. Seit den letzten zwei Tagen war ein ſo ſtarker Reif gefallen, daß die Blätter auf den Bäumen zuſammenſchrumpften, und die Saat merklich gelitten hatte. Nach Süden zu, kamen nun allmählich kleine Berge zum Vorſchein, welche in ſchnurgeraden Reihen an einander hiengen.

Den 1ſten Februar. Ein Marſch von zehen Meilen brachte uns heute bis nach Bilwanya, einem armſeligen einzeln liegenden Dorfe, das aus ungefähr vierzig Hütten beſtand. Hier war ſchlechterdings kein Getraide zu bekommen, und ob wir gleich unterwegs eine beträchtliche Strecke angebautes Land wahrgenommen hatten, ſo ſagte man uns doch, wir würden nun eine Zeit lang keines mehr anſichtig werden. Der letzte Theil des Weges hatte ſich bis zu einem Fußpfade verengt,

und ich erfuhr, daß wir nun geraume Zeit die wildeſten und rauheſten Gegenden vorfinden würden.

Die Bewohner dieſes Landes heißen Chundails, und ſtammen von den Rasbuten ab. Der jetzt regierende Rajah, Namens Futteh Bahadur, hält ſich zu Rajepour auf, welches ungefähr zehn Coſſe nach Weſten zu, von Bidjyghur entfernt iſt. Dieſes Land, ſagte man mir, müſſe den Rajahs von Benares Tribut zahlen, und zwar ſeit den Zeiten des Bulwant Sing, welcher es erobert, und dem Sucbuſt Narain, dem Großvater des dermaligen Rajah von Chundail, entriſſen hatte.

An den letzten zwei Tagen koſtete es überaus viele Mühe, uns die benöthigten Lebensmittel zu verſchaffen; doch gelang es uns, unſere Bedürfniſſe zu befriedigen, ohne unſere Vorräthe angreifen zu dürfen. Dieſer Vorfall machte, daß ich ſehr ernſtlich über die Beſchreibung des Landes nachdachte, durch welches wir unſere Marſchroute fortſetzen mußten. Da ich nun vorausſah, daß wir nicht eher einen Bazar antreffen, oder nur ſo viel Getraide bekommen würden, als wir zu unſerm Unterhalte nöthig hatten, bis wir in Shawpour, der Hauptſtadt des Singrowla Rajah, ankämen, ſo fand ich mich hierdurch bewogen, eine verhältnißmäßige Quantität deſſelben aufkaufen zu laſſen, und ſie mit zu nehmen, damit die Schwierigkeiten, welche wir bei der Verkundſchaftung einer öden und menſchenleeren Berggegend zu erwarten hatten, nicht noch überdies durch den Mangel an Nahrung vermehrt würden.

Den 2ten Februar. An dieſem Tage hatten wir ein Defilee zu paſſiren, das dicht mit Buſchwerk bewachſen war. Anfangs war der Boden etwa zwei Meilen weit ziemlich eben; nach und nach aber ward er immer rauher und holprichter, bis wir endlich auf den Gipfel einer ſehr großen Anhöhe gelangten, die in der Landesſprache Kimoor=gaut genannt wird. Abwärts war dieſelbe ſo ſchroff und ſteil, daß unſer Vieh nur mit genauer Noth herunter kommen konnte. Als wir endlich, nicht ohne große Gefaht, hinab gekommen waren, mußten wir wieder durch enge Hohlwege, zwiſchen kleinen felſichten Anhöhen und durch dicht verwachſene Wälder, bis wir das Dörfchen Selpy erreichten, welches nur aus vier elenden Hütten beſteht, und am nördlichen Ufer des Fluſſes Soane liegt. Weſtwärts von Kimoor=gaut erblickte ich einen ſchroffen Berg von beträchtlicher Höhe, und da ich die umliegende Gegend, beſonders aber den Lauf des Soane, von dort aus in Augenſchein zu nehmen wünſchte, ſo erkundigte ich mich bei einem Bauer vom Stamme Cole, ob nicht ein Weg hinan führe. Er ſagte mir, es ſey einer da, erbot ſich zu meinem Wegweiſer, und ich ließ mich nebſt drei oder vier meiner Reiſegefährten von ihm geleiten. Als wir wohl eine Stunde lang über Felſen geklettert waren, und uns durchs Dickigt hindurch gearbeitet hatten, gelangten wir endlich auf den Gipfel der Anhöhe. Hier fanden wir uns für unſre Mühe reichlich belohnt; denn wir hatten nunmehro die äußerſt romantiſche Anſicht des Fluſſes vor uns, welcher ſich in mäandriſchen Krümmungen durch unüberſehbare Wildniſſe hindurch ſchlängelte. Die

Sonne gieng eben auf, und erleuchtete das Dunkel der Wälder mit ihren Strahlen, und die mannichfaltigen Schattirungen, welche auf dem Fluſſe ſpielten, trugen nicht wenig bei, den unbeſchreiblich ſchönen Anblick dieſer Landſchaft zu verherrlichen.

Als ich mich ein wenig umgeſehen hatte, bemerkte ich drei große Felſen, die eine Art von Grotte bildeten, und im Vordergrunde eine Höhle, die mit Waſſer angefüllt war, weil der Thau hier ſich ſammelte, der von den Blättern des Geſträuchs träufelte, welches über dieſe Höhle herabhieng. Ich erkundigte mich bei unſerem Wegweiſer, was es mit dieſem Platze für eine Bewandniß habe, und er erzählte mir, daß einſt die drei Indiſchen Gottheiten, Ram, Litchmun und Seeta, auf ihren Reiſen hier übernachtet hätten. In dem Waſſer, fügte er hinzu, welches ich in der Felſenhöle wahrnähme, hätten ſie ſich die Füße gewaſchen.

Da ich nun meine Neugierde befriediget hatte, ſo giengen wir wieder den Berg herab, um unſere Reiſe weiter fortzuſetzen. Sie endigte ſich für heute am ſüdlichen Ufer des Soane, bei einem kleinen Dorfe, Coſary genannt, welches nur zwei Hütten und fünf Einwohner enthielt, die zum Geſchlechte der Coles gehörten. Das Bette des gedachten Fluſſes war hier beinahe eine halbe Meile breit und überall voll Triebſand; die Breite des Fluſſes ſelbſt aber, betrug nicht mehr, als ohngefähr hundert Yards. (Engliſche Ellen) Er ſtrömte ſehr ſchnell, doch fanden wir an den tiefſten Stellen

nicht über drei Fuß Waſſer. Im Sande wurden wir hie und da die Fußtapfen wilder Thiere gewahr.

Da wir für unſere Zelte keinen ſchicklichen Platz fanden, und dennoch die kleinen Fruchtfelder, welche die Coles mit ſo vieler Mühe und Arbeit angebaut hatten, nicht gern beſchädigen wollten, ſo brachten wir den übrigen Theil des Tages, und die nächſtfolgende Nacht, im Gebüſch zu. Hier fanden wir Ueberbleibſel von zwei Indiſchen Tempeln, die ehedem der Bhavany gewidmet und mit allerlei Figuren verziert waren. Durch die Länge der Zeit waren aber dieſe Gebäude ſo ſehr zu Grunde gerichtet, und die obenerwähnten ſteinernen Bilder ſo verunſtaltet worden, daß man faſt nicht mehr unterſcheiden konnte, was ſie eigentlich vorſtellen ſollten.

Den 3ten Februar. Der Weg führte uns zwiſchen zwei eben nicht gar hohe Berghöhen, und gieng nachher durch einen Wald von Mottenbäumen (Saul trees) Seetſal, und Bambus. Hier und da ſahen wir den Mowahbaum, deſto ſeltener aber den Burr und den Peepul. Die Stämme aller groſſen Bäume waren ſtark mit Geſtrüpp bewachſen. Wir marſchirten heute bis nach Aumrye, einem aus ungefähr fünfzehen Hütten beſtehenden Dorfe, wo man mich benachrichtigte, dies ſey der letzte von Menſchen bewohnte Ort in der daſigen Gegend, und es werde nun ziemlich lange dauern, ehe ich wieder einen ähnlichen anträfe. Nicht weit von dieſem Platze, liegt ein Theil der Beſitzungen des Burdy Rajah zwiſchen dem Ge-

biete der Engliſchen Handelsgeſellſchaft *) und der Purgannah von Agowry ſpringt hier ſo weit vor, daß er das Dorf Aumrye umgiebt. Wir ſchlugen unſere Zelte an der Stelle auf, wo vormals das Dorf geſtanden hatte, und ſahen hier Ueberbleibſel einer Waſſerleitung, die ehedem dazu gedient hatte, die Bewohner dieſes Dorfs aus einem in der Nähe befindlichen Bache mit Waſſer zu verſorgen, jetzt aber mit Buſchwerk und hohem Graſe bewachſen iſt.

Den 5ten Februar. Nachdem wir zu Aumrye Raſttag gehalten hatten, ſetzten wir unſere Reiſe durch eine Wildniß fort, wo uns der Weg über kleine Anhöhen bergauf und bergab führte. Das Laub auf den Bäumen, war von dem Froſte, welcher nun ſeit ſechs Tagen beſtändig angehalten hatte, ganz zuſammen geſchrumpft; mithin hatten meine Kameele kein Futter mehr, und unſerm Vieh konnten wir nichts weiter anbieten, als eine Art langes Gras, welches ſehr geil war **), und woran es folglich keinen Geſchmack fand. Unſer Marſch erſtreckte

*) Wer mit der Indiſchen Geographie bekannt iſt, oder je eine Charte vor ſich gehabt hat, worin die Gränzen, welche die daſigen Beſitzungen von einander abſondern, genau angegeben ſind, den wird obige Bemerkung gewiß nicht befremden.

**) Dieſes Gras ſchien zu derſelben Gattung zu gehören, die ich ſchon ehedem im Lande Myſore geſehen hatte. Es giebt einen ſtarken aromatiſchen Geruch von ſich, iſt ein wenig ſtachlig, und wird ſehr lang.

ſich heute bis nach Dar Nulla, einem kleinem ungemein hellen Bache, und wir bargen uns hier im Gebüſch. Unterwegs ſah ich einige Mottenbäume (Saul trees) welche die Bergbewohner angezapft hatten, um das darin enthaltene Harz zu gewinnen. Dieſe Anhöhen ſollen von Menſchen bewohnt ſeyn, die einen beſonderen Volksſtamm ausmachen, und ſich die Karwars nennen. Sie hatten das Dorf Darr, von der Stelle wo ſolches vormals geſtanden hatte, der Sicherheit wegen, zwei Meilen weiter gegen Oſten verlegt. Ungefähr zwei Koß weit, und zwar oſtwärts, von dieſem Orte, ſollen zwei Eiſengruben ſeyn.

Den 6ten Februar. Als wir drei Meilen weit durch einen Wald marſchirt waren, giengen wir über das Gebirge Joogamahal, welches ſehr rauh iſt, und wo es immer aufwärts und abwärts gieng. Wir lagerten uns heute an den Ufern des Guttaun, welches der größte Fluß iſt, der uns, ſeitdem wir über den Soane giengen, zu Geſicht gekommen war. Sein Bett beſtand aus dem ſchönſten blauen und rothen Schiefer; und ſein reines völlig durchſichtiges Gewäſſer, welches bald mehr bald weniger tief war, ſtrömte pfeilſchnell darüber weg, und gewährte einen ſchönen, das Auge ergözzenden Anblick.

Den 7ten Februar. An dieſem Tage ſahen wir uns mehrmals genöthigt, das Geſtrüpp wegzuhauen, weil außerdem unſer Vieh nicht fortgekonnt hätte: ein Umſtand, der uns viele Zeit wegnahm, und wodurch die

Fortſetzung unſerer Reiſe nicht wenig verzögert wurde. Das Land war ſehr bergig und beſtand größtentheils aus einzelnen Hügeln, die von tiefen Schluchten durchſchnitten waren; doch ſahen wir, zu unſerer nicht geringen Beruhigung, an den Ufern des Fluſſes Kungaß einen großen freien Platz vor uns, wo wir unſere Zelte aufſchlagen konnten. Nicht weit von unſerm Ruheplatze war ein kleines mit Gram *) angebautes Feld. Auch brachte ich hier in Erfahrung, daß nur ein Koß weit, nach Weſten zu, ein den Karwars zugehöriges Dorf liege, welches Udgegoor genannt werde. Während der Zeit, daß mein Zelt aufgeſchlagen wurde, kam ich auf den Einfall, dieſes Dorf in Augenſchein zu nehmen. Es beſtand nur aus ſechs armſeeligen Hütten, welche man in einer Vertiefung zwiſchen den Hügeln aufgeführt hatte. Um keinen Allarm zu verurſachen, näherte ich mich, nebſt den drei Männern, die ich bei mir hatte, demſelben ſo behutſam, als es nur möglich war; ſobald uns aber die Bauern erblickten, liefen ſie insgeſammt eiligſt davon. Ich ſtand ſtill, um ſie genauer zu betrachten, und ſah, daß ſie beinahe ganz nackt waren. Die Weiber ſchleppten, mit Beihülfe der Männer, ihre Kinder fort, und eilten mit ſchnellen Schritten dem Walde zu, um ſich daſelbſt zu verſtecken. Nun gieng ich in die Hütten, und fand daſelbſt einige Kürbiſſe, welche man in der Abſicht getrocknet hatte, Waſſer darin aufzubewahren; einen Bogen, nebſt einigen Pfeilen, die

*) Eine Art Hülſenfrüchte, womit man in Hindoſtan gewöhnlich die Pferde füttert. (Cicer arietinum L.)

da und dort auf der Erde lagen; und etwas Geflügel, das eben ſo ſcheu war, wie die Leute welche ſich geflüchtet hatten. Als ich wieder aus den Hütten heraustrat, nahm ich auf einem entfernten Hügel einen Mann wahr, und ſchickte einen Bauer vom Stamme der Coles, welcher von Aumrye bis hieher mit uns gegangen war, in der Abſicht zu ihm, denſelben zu beruhigen und den Einwohnern des Dorfs zuzureden, daß ſie in daſſelbe zurückkehren möchten. Der Cole trug anfangs Bedenken, dieſen Auftrag zu übernehmen; als ich ihn aber, im Fall er angegriffen würde, meines Beiſtandes verſicherte, gieng er eine kleine Strecke vorwärts, und rief dem Manne, der auf dem Hügel ſtand, zu. Dieſer ließ ſich hierauf ins Geſpräch mit ihm ein, nach deſſen Beendigung mir der Bauer hinterbrachte, die Flüchtlinge wollten in ihre Hütten zurückkehren, wenn wir uns von denſelben entfernten. Ich gieng ſogleich meines Weges und ließ den Cole mit dem Auftrage zurück, ſich zu erkundigen, ob wir vielleicht etwas Getraide bekommen könnten. Um Mittagszeit kam er wieder und brachte uns die Nachricht, wenn wir den Leuten einige Kauris*) ſchickten, ſo würden ſie uns, nach aller Wahrſcheinlichkeit, Getraide verabfolgen laſſen; übrigens hätten ſie aber ſchlechterdings nichts, wovon wir zu Befriedigung unſerer Bedürfniſſe Gebrauch machen könnten. Ich gab ihm die Kauris, und ſchickte ihn wieder fort. Nach Verlauf von zwei Stunden war er wieder da, und

*) Bekanntlich kleine Meerſchnecken, die ſtatt Geldes kurſiren.
D. H.

hatte zwei jener Dorfbewohner bei ſich, die zwar faſt nackt, aber dennoch mit Pfeil und Bogen bewaffnet waren; auch führte jeder noch außerdem eine Streitart. Sie überbrachten uns zehen Feers *) Chenna-Gram. Ich gab ihnen ein Stück rothes Tuch, womit ſie überaus wohl zufrieden zu ſeyn ſchienen. Sie giengen nun nach ihren Hütten zurück, kamen aber bald darauf wieder, und beſchenkten mich mit drei Stück Hennen. Eine derſelben gehörte zum Geſchlecht derer, welche ſtruppichte Federn haben, und meine Leute erkannten ſie ſogleich für die Kafferhenne, Hypſy moorghy genannt. Das paniſche Schrecken, welches wir den gedachten Bergbewohnern verurſacht hatten, war ihnen nun wieder vergangen. Ich fragte jene beiden Männer, ob ſie nicht Luſt hätten, uns des folgenden Tages eine Strecke Wegs zu begleiten. Anfangs ſchienen ſie zwar unſchlüſſig zu ſeyn, endlich waren ſie es aber zufrieden.

Den 8ten Februar. Wir mochten unſere Reiſe bereits eine Meile weit fortgeſetzt haben, als die beiden Bergbewohner erſt zu uns ſtießen. Ihre Ankunft war durch die kalte Witterung verzögert worden; denn da ſie beinahe ganz unbekleidet waren, und es in den umliegenden Waldungen nicht an Holz fehlte, ſo hatten ſie ein Feuer gemacht, und waren die Nacht über dabei ſitzen geblieben. Sie waren, wie Tages vorher mit Pfeilen und Bogen bewaffnet, und jeder hatte ſeine Art

*) Ein Feer iſt ein Maas, das zwei Pfund am Gewichte hat.

bei ſich. Sie bedienten ſich dieſer letzteren mit vieler Geſchicklichkeit, um das Geſträuch wegzuhauen, welches uns den Weg verſperrte. Ungefähr zwei Meilen vom Fluſſe Sattaun, kamen wir an einen ſehr ſteilen und rauhen Bergpaß, Bildwarry-gaut genannt; als wir uns aber wieder auf der Ebene befanden, hatten wir überall guten Weg, bis an den Fluß Bejool, an deſſen ſüdlichem Ufer wir unſere Zelte aufſchlugen. Wir kamen auf unſerm Zuge bei zwei Wohnungen vorüber, worin ſich einige Bergbewohner aufhielten, die aber augenblicklich die Flucht nahmen, ungeachtet ſowohl wir ſelbſt, als auch die beiden Bauern, welche wir aus dem letztern Dorfe mitgenommen hatten, alle erdenkliche Mühe anwendeten, ihnen ihre Furcht zu benehmen.

Die Bewohner dieſer Anhöhen erkennen einen Vaſallen des Burdy Rajah für ihren Oberherren, welcher zu Budderry ſich aufhält; einem Dorfe, das vier Koß weſtwärts von Udgegoor liegt. Er nennet ſich Budhu, und hat ein Jagheer von zwölf Dorfſchaften, weil er dem Burdy Rajah in Kriegszeiten fünfzig Mann ſtellen muß. Die Karwars ſind in mehrere Sekten zertheilt, von welchen mir folgende genannt wurden: die Pautbundies, die Teerwars, die Seſqhars und Durkwars. In demjenigen Theile des Landes, welcher zwiſchen meiner Marſchroute und dem Fluſſe Soane nach Oſten zu lag, waren keine Dörfer und wenig Einwohner; nach Weſten zu ſollen zwar einige Dorfſchaften anzutreffen ſeyn, wovon man aber wenig Weſens machte; denn die Einwohner derſel-

den führen eine unſtete Lebensart und verändern beſtändig ihre Wohnplätze. Der Bejool entſpringt in den Diſtrikten Purrury und Gundwally. Im erſtgenannten giebt es eine große Stadt, gleiches Namens; welche fünf und zwanzig Koß ſüdweſtwärts von Udegegoor abliegt.

Bei den Erkundigungeu, die ich von der Beſchaffenheit dieſes wilden Landes einzuziehen ſuchte, ward ich zuweilen durch die Sprache der Bergbewohner aufmerkſam gemacht, und dies veranlaßte mich, zur Probe eines und das andere davon aufzuzeichnen. Da ſolches ſich aber auf keine andere Art bewerkſtelligen ließ, als daß ich auf etwas zeigte und nach deſſen Benennung ich fragte, ſo konnte ich nur mit vieler Mühe folgende Worte zuſammentragen; als:

Gopuckney Speiſe.
Goburro Sich niederſetzen.
Minka Salz.
Chargur Eine Ziege
Uggundewtah Feuer.
Kerona Ein Tieger.
Mujjarah Eine Hütte.
Chekut Ein Pferd.
Chadermah Der Mond.
Soorjundewtah Die Sonne.

Da wir unſere Lebensmittel nunmehro beinahe ganz aufgezehrt hatten, ſo gereichte mir die Nachricht zur

großen Beruhigung, daß wir des folgenden Tages in ein Dorf kommen würden, das im Gebiete des Rajah von Singrowla läge, und deſſen Einwohner, wenn ſie nicht davon liefen, uns reichlich mit Lebensmitteln verſorgen könnten.

Den 9ten Februar. Wir waren noch nicht weit marſchirt, als wir die Bickery=Berge erblickten, welche unter allen, die wir ſeit unſerer Entfernung von Kimoor=gaut geſehen hatten, die höchſten waren. Man verſicherte mich, ſie erſtreckten ſich bis nach Gyah und man könne auf dem Gipfel derſelben bei hellem Wetter Bidjyghur*) ſehen. Als wir dieſe Berge auf der öſtlichen Seite fünf Meilen weit umgangen hatten, giengen wir in einem engen Defileé, genannt Butgaut, zwiſchen denſelben hindurch, und kamen nun ins Gebiet des Rajah von Singrowla. Jetzt erweiterte ſich das Land, und bildete eine überaus große Ebene, wiewohl es übrigens noch immer einer Wildniß ähnlich ſah, und unangebaut war. Bei dem Dorfe Dury, welches den Bergbewohnern zugehört, machten wir Halt. Allahad Mhatoe, ein Vaſſal das Rajah von Singrowla, führte die Aufſicht über dieſen Ort, ſo wie über den Paß, durch welchen wir marſchirt waren. Es vergiengen hier wohl vier Stunden, ehe man uns mit Getraide verſah, wiewohl wir mit der größten Höflichkeit darum nachgeſucht hatten; denn die Einwohner waren

*) Eine ſtarke Bergfeſte, ungefähr 40 Meilen gegen Süden, ſüdoſtwärts von Chunargur.

bei unſerer Annäherung ins Gebürge geflüchtet, und es koſtete nicht wenig Mühe, ehe man ſie bereden konnte, wieder in ihre Wohnungen zurückzukehren; doch geſchahe ſolches noch vor Einbruch der Nacht.

Den 10ten Februar. Wir zogen über eine Ebene, die wenigſtens zehen Meilen im Umfang hatte, aber mit Holz bewachſen war und ſehr wild ausſah. Als wir uns dem Dorfe Gurſery näherten, öffnete ſich das Land, und ſchien angebaut zu ſeyn. Dieſes Dorf beſtand aus fünfzig Hütten, und wir wurden daſelbſt überflüſſig mit Getraide verſehen.

Den 11ten Februar. An dieſem Tage kamen wir in Shawpour an, wo der Rajah von Singrowla gewöhnlich ſich aufhält. Anfangs gieng der Weg über ebenes Land, das zwar in der Nähe der Dörfer angebaut war, aber etwa eine halbe Meile weit auſſerhalb des Weges nicht die mindeſte Spur von Kultur zeigte. Zuletzt hatten wir drei Meilen weit einen dicht verwachſenen Wald zu paſſiren, wo wir durch zwei oder drei Holwege mußten, welche ſich zwiſchen hohen Erddämmen hinzogen, die auf beiden Seiten mit Bambus umzäunt waren.

Shawpour, die Hauptſtadt von Singrowla, liegt auf einer ſchönen Ebene, zwiſchen zwei hohen Bergreihen. Es iſt eine große ſehr ausgedehnte Stadt, mit einem kleinen Fort, das aus Sandſtein und Lehm erbaut iſt, und woran jetzt der Rajah einige Verbeſſerungen

vornehmen ließ. Der Rhair, ein ziemlich großer Fluß, ſtrömt auf der ſüdlichen Seite an der Stadt vorbei. Er iſt ungefähr hundert Yards breit und vier Fuß tief, und plätſchert außerordentlich ſchnell über ſein felſichtes Fußbett. Die darin befindlichen Klippen, ſind das einzige Hinderniß, daß man nicht in großen Booten darauf fahren kann. Er entſpringt in den Hügeln und Waldungen von Surgooja, und nachdem ſich der Bijool und Gutaun in denſelben ergoſſen haben, fällt er bei Agowry in den Soane. Die Ebene, auf welcher Shawbour liegt, iſt ziemlich fruchtbar. Wenn ſie ſtärker bewohnt wäre, und man gehörig für ihre Kultur ſorgte, ſo würde ſie unfehlbar einen noch reichern Ertrag gewähren. In Singromla wird viel Eiſen verkauft, wovon das Maund *) nach der Qualität dieſes Metalls, mit acht Annas, bis zu einer Rupie bezahlt wird.

Die Bewohner dieſer Stadt, geriethen bei Erblickung der Engliſchen Seapoys, dergleichen ſie vorher noch nie geſehen hatten, dergeſtalt in Schrecken, daß die meiſten bei unſerer Ankunft davon liefen, ſo daß die Hauptſtadt des Rajah mit Einbruch der Nacht beinahe menſchenleer war. Als wir unſer Lager aufgeſchlagen hatten, ſchickten wir einen Boten ins Fort, um daſelbſt einen Brief abzugeben, worin mich Herr Duncan der Vorſorge des Rajah ſehr angelegentlich empfohlen hat-

*) Ein Maund iſt in Hindoſtan ein Gewicht von achtzig Pfund.

te. Nach Verlauf einer Viertelſtunde kam der Bothe mit der Nachricht zurück, der Rajah ſey nicht zugegen, ſondern nach Ramghur verreiſet, um die Tochter des Chittra Rajah, mit welcher er ſich verheurathet habe, von dort abzuholen. Sein Oheim, Bulbudder Shaw, hätte daher das Schreiben in Empfang genommen, und ſolches an ſeinen Neffen befördert, deſſen baldige Zurückkunft erwartet werde. Gegen Abend ſchickte man mir einen Bothen, und ließ mich erſuchen, ich möchte doch nicht eher von Shawpour aufbrechen, bis der Rajah zurückgekommen ſey; denn man könne ſich nicht eher für mich verwenden, bis der Rajah wieder eintreffe, und zum Zeichen der Freundſchaft ein Paun *) aus meiner eigenen Hand empfange. Meine Antwort war, ich wolle dies abwarten, jedoch hoffen, daß die Rückkunft des Rajah baldigſt erfolgen werde; denn länger als zwei oder drei Tage könnte ich unmöglich verweilen.

Den 12ten Februar. Heute früh ſah ich eine Anzahl Leute, die mit Flinten bewaffnet waren, von allen Seiten herbeieilen, und in dem Fort ſich verſammeln. Bald darauf erfuhr ich, daß der Rajah gegen Mittag erwartet werde. Er hatte dem Bulbudder Shaw ſagen laſſen, er ſolle ihm, mit ſo vieler Mannſchaft als

*) Der Gebrauch Jemanden Paun oder Betel anzubieten, iſt in Hindoſtan allgemein üblich. Man hält dieſe Ceremonie, ſo wie das gegenſeitige Vertauſchen der Turbans, für die ſtärkſten Beweiſe von Freundſchaft.

er zuſammen bringen könne, bis vor die Stadt entgegen kommen; vermuthlich in der Abſicht, mich durch den imposanten Anblick ſeines zahlreichen Gefolges zu überzeugen, daß er ein großer und mächtiger Regent ſey. Allein ſeine Unterthanen waren durch unſere Ankunft ſo ſehr in Schrecken geſetzt worden, daß man deren kaum funfzig zuſammenbringen konnte, und folglich ſeine Abſicht vereitelt wurde. Gegen Mittag verkündigte uns das Getöſe der Tomtoms die Ankunft des Rajah Ajeet Sing; und es dauerte nicht lange, ſo konnte ich die ganze Cavalcade ſehr deutlich durch mein Teleſkop erkennen. Der Bräutigam ſaß auf einem Elephanten; ihm folgte die Braut in einem zugemachten Duli, und nach dieſer kamen zweihundert Mann, welche die Sachen trugen, die ſie zur Mitgabe erhalten hatte. So bald der Zug im Fort angekommen war, ließ man mir zu wiſſen thun, der Rajah ſey Willens, mich dieſen Abend zu beſuchen.

Die ſchnelle Zurückkunft des Rajah, und die ſtarke Beſatzung, welche ſich in das Fort geworfen hatte, führten mich gleich anfangs auf die Vermuthung, daß er von uns nichts Gutes erwarte. Sein Betragen zeigte nunmehro, daß dieſer Verdacht allerdings gegründet war; denn, ſo wie er ins Zelt trat, und wir einander begrüßt hatten, erſuchte er mich dringend, ich ſolle ihm ein Paun geben, damit er dadurch von meiner Freundſchaft vergewiſſert und überzeugt werde, daß ich gut gegen ihn geſinnt ſey. Als ich ihm das Paun überreicht hatte, eröffnete ich ihm ſogleich, ich ſey von dem Brit-

tiſchen Gouvernement gewiſſer Geſchäfte wegen, in das Land der Maratten geſchickt worden, und dies ſey die Urſache, warum ich durch ſein Gebiet nach Ruttunpour zu reiſen gedächte. Als er dies hörte, ſchienen ſich ſeine Beſorgniſſe ſehr zu vermindern. Ich that hierauf einige Fragen in Betreff ſeiner Reiſe an ihn, und ſtattete ihm zugleich meinen Glückwunſch zu ſeiner Vermählung ab. Nun ſtellte ich ihm vor, meine Geſchäfte wären ſo dringend, daß ſie ſchlechterdings keinen Aufſchub geſtatteten; es fehle uns aber an Lebensmitteln und Wegweiſern, die wir gern nach der Billigkeit bezahlen wollten; ich erſuche ihn daher, er möge doch ſo viel nur immer möglich wäre, dazu beitragen, damit ich meine Reiſe durch ſein Gebiet bis an die Gränze des Landes, welches dem Rajah von Corair zugehöre, fortſetzen könne. Dies ſchien er zufrieden zu ſeyn, und nachdem er mich verſichert hatte, daß den andern Tag alles Erforderliche zu Fortſetzung meiner Reiſe in Bereitſchaft ſeyn ſolle, nahm er Abſchied und verfügte ſich wieder in ſeine Wohnung.

Den 13ten Februar. Heute Vormittags um neun Uhr beſuchte mich Ajeet Sing abermals. Zur nämlichen Zeit ſtellten ſich zwei meiner Hirkarrahs ein, und meldeten mir, man habe noch zur Zeit nicht die geringſte Veranſtaltung getroffen, die verſprochenermaaßen dazu dienen ſolle, meine Reiſe des nächſtfolgenden Tages fortzuſetzen. Dieſe Nachricht wurde ſogleich dem Rajah und ſeinen Leuten hinterbracht, und hatte die Folge, daß man mir bald darauf einen Brahmin (Brähmen) Na-

mens Shalikram, vorſtellte, welcher in demjenigen Theile von Singrowla, durch welchen mein Weg gieng, Zemindar war. Ajeet Sing eröffnete mir, er habe demſelben Befehl gegeben, uns bis an die Gränze von Corair zu geleiten, und da er mit dem Rajah dieſes Landes in gutem Vernehmen ſtehe, ſo habe er an ihn geſchrieben, und uns ſeiner Obſorge beſtens empfohlen. Er fügte hinzu, ich hätte nicht nöthig von Shampour Getraide und Wegweiſer mitzunehmen, denn Shalikram werde ſchon unterwegs dafür ſorgen, daß es an keinem von beiden fehle. Als er damit fertig war, machte er mich mit allen den kleinen Streitigkeiten und Händeln bekannt, welche zwiſchen ihm und allen benachbarten Rajahs obwalteten, wovon ich aber weiter keine Notiz nahm. Nun lenkte er das Geſpräch auf die Beſchaffenheit des Landes, welches wir vor uns hätten, und entwarf ein ſo abſcheuliches Gemälde von den daſigen Wegen, als wenn gar nicht darauf fortzukommen wäre. Er ſchloß endlich mit der Warnung, da die Maratten mit dem Rajah von Corair im Kriege begriffen, und folglich die Einwohner des Landes in der größten Verwirrung wären, ſo möchte ich wohl bedenken, daß oft der Fall eintreten könnte, wo weder Wegweiſer, noch Lebensmittel zu bekommen wären. Ich erwiederte, Alles was er mir da ſage, könne zwar ſeine vollkommene Richtigkeit haben, meine Aufträge wären aber von der Art, daß ich alle meine Kräfte aufbieten müſſe, denſelben Genüge zu leiſten; kurz, ich ſey auf jeden Fall feſt entſchloſſen, des folgenden Tages von Shampour

abzureiſen. Hier hatte unſere Unterredung ein Ende, und der Rajah nahm Abſchied.

Den 14ten Februar. Des Morgens machte ich mich in Geſellſchaft des Shalikram auf den Weg. Wir mochten etwa ſechs Koß zurückgelegt haben, als wir an das Dorf Cuttoly kamen, wo wir unſere Zelte aufſchlugen, und zwar am Fluſſe Myar. Das helle kalte Wetter hatte nun aufgehört; der Himmel war mit Wolken bedeckt, und es ſchien regnen zu wollen. Gegen Abend überſchickte Shalikram, welcher ſich in das Dorf verfügt hatte, zehen Seers Getraide, die uns zu einem ganz ungeheuern Preiſe zum Kauf angeboten wurden. Als wir ihn um die Urſache befragten, warum wir nicht beſſer bedient würden, machte er allerlei nichtige Ausflüchte. Jetzt merkte ich, daß dies die Folge einer mit dem Rajah getroffenen Verabredung war, der es höchſt ungern ſah, daß ich meine Reiſe fortſetzte, mich folglich durch die nachtheilige Beſchreibung des Landes und Weges von meinem Vorhaben abzuſchrecken geſucht und geglaubt hatte, daß ich wieder nach Benares zurückkehren würde, nachher aber, als dieſe Hoffnung ihm fehlſchlug, ſich in den Kopf ſetzte, mir keine Lebensmittel zukommen zu laſſen.

Den 15ten Februar. Wir marſchirten bis an das Dorf Deykah, welches unter einigen ſehr hohen Bergen liegt. Nicht weit davon lagen auch noch einige andere Dörfer, und das Land war weit und breit ganz vortrefflich angebaut. Es war mir äußerſt empfindlich,

ich die Beſichtigung derſelben bis Nachmittags verſparen; alsdann aber machte ich mich auf den Weg, ließ mich eine halbe Meile weit durch einen dichtverwachſenen Wald führen, und kam hierauf in ein kleines Dorf, Namens Marra, das an einer kleinen Anhöhe lag, auf welcher ich einige kleine Tempel anſichtig wurde, die dem Mahadeo gewidmet waren. Als ich mich noch anderthalb Meilen weiter vorwärts durch das Gebüſch gearbeitet hatte, kam ich in eine kleine Vertiefung am Fuße der Anhöhen. Hier kletterte ich bis zu einer beträchtlichen Höhe hinan, und entdeckte ſodann in der Seitenwand eines Felſen, einen Indiſchen Tempel, welcher fünfzig Fuß lang, fünf und vierzig Fuß breit, und ſechszehnthalb Fuß hoch war. Die Schäfte der darin befindlichen Pfeiler hatten merklich von ihrer Höhe verloren, und man ſah es ihnen offenbar an, daß ſolches von einer gewaltſamen Zerſtörung herrührte. Die einzigen Mooruts (ſteinernen Bilder) welche noch kennbar waren, ſtellten den Indiſchen Gott Rawun vor, deſſen Kriegshändel mit dem Rama man im Buche Mahabarat beſchrieben findet. Ich erkannte ihn an ſeinen zwanzig Armen; er hatte in ſeiner linken Hand einen Speer, und war von allen ſeinen Kriegern und Dienern umgeben. Ihm gegen über erblickte ich die Gattin des

ſichtigung mir Herr Duncan und Lieutenant Wilford vor meiner Abreiſe von Benares anempfohlen hatten, und den ſie Süpt Sachi nannten. Indeß getraue ich mir nicht mit Gewißheit zu beſtimmen, ob es wirklich der nämliche war.

Siva, welche in dieſem Theile von Indien vorzugsweiſe Bhavani genannt wird. Zu ihrer Rechten ſtand Ganeiſh, welchen die Indier als den Gott der Weisheit verehren, und den ſein Elephantenkopf, das Sinnbild der Schlauheit, kenntlich machte. Im Inneren des Tempels war eine kleine Zelle, worin man vor Zeiten unfehlbar den Mahadeo verehrt hatte. Der Lingam war zwar nicht mehr vorhanden, doch ſah man noch die Stelle, wo er geſtanden hatte. Zu beiden Seiten bemerkte ich noch mehrere dergleichen Zellen, die ich aber nicht unterſuchen mochte, weil ſie, allem Vermuthen nach, einer unzähligen Menge Fledermäuſe zum Aufenthalte dienten. Nordweſtwärts von dieſem Tempel iſt noch ein anderer, aber kleinerer, und zwiſchen beiden eine Zelle, welcher man es anſieht, daß ſie in älteren Zeiten von einem Fakir bewohnt wurde. Auf dem Wege nach dem Dorfe Marra, gieng ich über ein Quellwaſſer, das zwiſchen den benachbarten Bergen hervorkömmt, und, wie mir mein Wegweiſer ſagte, niemals verſiegt.

Als ich dieſen merkwürdigen Ort abgezeichnet hatte, ſuchte ich einen andern auf, welcher Beyer-marre genannt wird, und näher bei Deykah auf der nördlichen Seite des Felſens und Dorfes Marra liegt. Der Weg zu demſelben führte zwiſchen zwei ſehr hohen Bergen hindurch, und ich mußte mich äußerſt anſtrengen, um über die Felſen zu klettern, und durch das Geſträuch zu bringen. Als wir den Ort zu Geſicht bekamen, rieth uns der Wegweiſer auf unſerer Hut zu ſeyn, weil ſich

hier oftmals Bäre und wilde Schweine aufhielten; indeß kam uns keines dieſer Thiere in den Weg. Dieſer Tempel iſt an der Seite des Berges in feſtes Geſtein gehauen, und beſteht aus zwei Stockwerken, die in mehrere kleine Zellen abgetheilt ſind. Wir bemerkten hier keine Bilder; aber noch war ein Kutſa, oder Altar vorhanden, auf welchem vor Alters die Hindus, wie uns ihre Nachkommen erzählten, bei ihrer Verheurathung zu opfern pflegten. Er ſchien ſehr alt zu ſeyn, denn er war an den äußeren Theilen ſtark beſchädigt. Dieſer Tempel war dergeſtalt mit Erde angefüllt und mit Buſchwerk bewachſen, daß wir nur mit Mühe hineinkriechen konnten. Nirgends konnte ich eine Inſchrift, oder etwas dem ähnliches entdecken, ſo aufmerkſam ich mich auch darnach umgeſehen hatte. Einige Pfeiler ſchienen mit Bildhauerarbeit verziert geweſen zu ſeyn, und an einem derſelben konnte ich noch ſehr deutlich zwei Tauben unterſcheiden, welche ſich mit einander über etwas ſchnäbelten, das nur noch in ſo fern kennbar war, als es eine zirkelförmige Geſtalt hatte.

Da ich dieſen Tempel ausmaß, und eine Zeichnung davon entwarf, ſo dauerte es bis gegen Abend, ehe ich damit fertig wurde, und als ich um ſieben Uhr wieder im Lager ankam, war ich äußerſt ermüdet. Kaum hatte ich hier ein wenig ausgeruht, und mich niedergeſetzt, um mein Abendbrod zu verzehren, als ein Mann, der ein wenig ſeitwärts ins Gebüſch gegangen war, eiligſt zu mir gelaufen kam, und meldete, er habe in einer Schlucht, die kaum funfzig Yards von unſerm Lager=

plaße entfernt ſey, einen Haufen bewaffneter Leute wahrgenommen. Auf ſein Befragen, was ſie da wollten, hätten ſie ihm in einem ſehr peremtoriſchen Tone befohlen, er ſolle ſich fortpacken. Bei ſo bewandten Umſtänden habe er es für ſeine Schuldigkeit gehalten, mich hievon zu benachrichtigen. Ich ließ daher, ſobald ich mit meiner Abendmahlzeit fertig war, die Zelte an der Kante des Gebüſches abbrechen, und ſie an einen freiern Platz bringen. Zu gleicher Zeit ließ ich den Shällikram holen, und fragte ihn, weswegen ſich jene bewaffneten Leute verſammelt hätten, und wer ſie wären? Er antwortete, ſie machten die Avantgarde der Armee aus, mit welcher Bulbudder Shaw den Tag nach unſerer Abreiſe von Shawpour aufgebrochen ſey, um einige Dörfer auszuplündern, die an der öſtlichen Gränze des dem Rajah zugehörigen Gebiets lägen. Ich erinnerte dagegen, es befremde mich ſehr, daß ſie auf eine ſo geheimnißvolle Art in der Nähe unſers Lagerplatzes Poſto gefaßt hätten, und verſicherte ihn zugleich, ſobald ſie in der bevorſtehenden Nacht Miene machten, weiter gegen uns vorzurücken, ſo würde ich nicht den mindeſten Anſtand nehmen, ſie anzugreifen. Er verſicherte mich jedoch hoch und theuer, ich könne mich feſt darauf verlaſſen, daß ſie ſich ganz ruhig verhalten würden; und gleich nachher gieng er fort, offenbar in der Abſicht, ſie zu warnen und von meinem Vorhaben zu benachrichtigen.

Da der Rajah ſeine Falſchheit ſo deutlich an den Tag gelegt hatte, indem er mich an der Fortſetzung

meiner Reiſe zu verhindern ſuchte, ſo ſah ich wohl ein, daß dem Shalikram ſchlechterdings nicht zu trauen ſey, wie er ſich auch übrigens ſtellen und was er immer vorgeben möge. Hiezu kam nun noch, daß ich, zufolge der Nachrichten, die ich durch einen verkleideten Hirkarrah erhielt, welchen ich in der Abſicht ausgeſchickt hatte, die in der Schlucht verſteckte bewaffnete Mannſchaft zu belauſchen, nicht anders vermuthen konnte, als daß ſie die Abſicht hätte, uns bei der erſten ſchicklichen Gelegenheit anzufallen. Wir legten uns daher neben unſer Gepäck, welches zum Aufladen in Bereitſchaft ſtand, mit den Waffen in der Hand nieder; doch ließ es ſich die Nacht durch Niemand einfallen, uns im mindeſten zu beunruhigen.

Den 17ten Februar. Wir ſetzten an dieſem Tage unſere Reiſe bis zu dem Dorfe Derry fort, und hatten einen Wald zu paſſiren, der ſo dicht verwachſen war, daß wir, um unſer Vieh fortzubringen, uns durchhauen mußten. Indeß fanden wir gleichwohl einen kleinen, von Bäumen entblößten Platz bei dem Dorfe, auf welchem wir unſere Zelte aufſchlagen konnten. Letzteres beſtand nur aus zwanzig armſeligen Hütten, und war ſo menſchenleer, daß wir ſonſt Niemand darin antrafen, als einen alten blinden Mann vom Stamme Goand, welches der erſte Bergbewohner dieſer Art war, der mir je zu Geſichte kam. Alle anderen Einwohner des gedachten Dorfes, hatten ſich auf die Berge und in die Wälder geflüchtet, vorher aber ihre ganze Habe, die aus einer großen Menge Getraide,

und etwas Baumwolle beſtand, in eine tiefe Bergſchlucht geworfen. Ich geſtattete meinen Leuten ſchlechterdings nicht, etwas davon anzurühren, oder nur in das Dorf zu gehen; denn ich hoffte noch immer, daß ſich die Einwohner hierdurch veranlaßt finden würden, wieder zurückzukehren. Der Erfolg entſprach aber meiner Erwartung nicht; denn, außer zwei großen ſchwarzen Bären, die auf einem in der Nähe befindlichen Felſen mit einander liebelten, und über deren plumpe Tändeleien man ſich unmöglich des Lachens enthalten konnte, kam uns den ganzen Tag über kein lebendiges Weſen zu Geſichte.

Gegen Mittag kam Shaliram, und brachte mir die Nachricht, daß Bulbudder Shaw bei Moory ſein Lager aufgeſchlagen und ſich vorgenommen habe, in der nächſtfolgenden Nacht einige Dörfer zu überfallen und auszuplündern. Als ich ihn fragte, wie ich des andern Tages meine Reiſe einzurichten hätte, erwiederte er, ich müſſe nunmehro das Gebiet des Rajah von Singrowla verlaſſen, und meinen Weg durch Corair nehmen. Er rieth mir, die Päſſe, welche dieſe beiden Länder von einander abſondern, genau unterſuchen zu laſſen; denn die daſigen Berge wären außerordentlich hoch, und es ſey ſo ſchwer, auf der anderen Seite wieder herunter zu kommen, daß er ſehr fürchte, wir würden unſer Vieh nicht fortbringen können. Als ich mir nun die gedachten Päſſe genauer beſchreiben ließ, erfuhr ich, daß der eine leichter als alle übrigen zu erſteigen ſey, wiewohl man einen größeren

Umweg nehmen müſſe, um dahin zu gelangen. Shakikram verlangte nun ſeine Entlaſſung, mit dem Zuſatze, da ich mich des folgenden Tages aus dem Gebiete des Rajah entferne, ſo habe er doch nun weiter keine Gelegenheit, mir einen oder den andern Dienſt zu erweiſen. Hierauf ſtellte er mir zwei Wegweiſer vor, welche mich durch die Bergpäſſe führen ſollten, nahm ſodann Abſchied, und gieng ſeines Weges.

Da in meiner dermäligen Lage jeder Aufſchub von nachtheiligen Folgen ſeyn konnte, ſo beſchloß ich, den nächſten Bergpaß, Punkyputter genannt, noch vor Abends in Augenſchein zu nehmen, um mich zu vergewiſſern, ob derſelbe mit unſerm Vieh zu paſſiren ſey, oder nicht. Dem zu Folge machte ich mich um drei Uhr Nachmittags auf den Weg, ſetzte viermal über den Myar, ließ ſodann dieſen Fluß, nebſt einem hohen Felſen, Lilcauntdeo genannt, rechter Hand liegen, und gieng in den Bergpaß hinein. Nachdem ich hier ſechs verſchiedene Bergreihen erſtiegen und einige Bergſtröme paſſirt hatte, bedurfte es nun weiter nichts mehr, um mich zu überzeugen, daß unſer Vieh hier unmöglich fortkommen könne. Das Flußbett des Myar iſt ſehr felſig, und ſein Waſſer nicht überall von gleicher Tiefe, weil es an manchen Stellen einen ſtarken Fall hat, und ſchnell über die Felſen weggleitet. Da nun der ſchnelle Lauf des Stroms dieſelben noch überdies abglättet und ſchlüpfrig macht, ſo iſt der Uebergang über dieſen Fluß, obgleich ſeine Breite nur zwanzig Yards beträgt, mit vieler Gefahr

verbunden. Dieſer Bergpaß iſt wenigſtens acht Meilen von Derry entfernt. In den daſigen Waldungen ſtehen ſchöne Mottenbäume (Saultree), die als Zimmerholz zu gebrauchen ſind; auch ſah ich hier einige Mowabäume von überaus ſtarkem Wuchſe; und Bambus waren überall in Menge vorhanden. Sehr reines und helles Quellwaſſer, iſt in dieſer gebirgigen Gegend überall anzutreffen. Auf dem Rückwege begegnete mir ein Tiger, auch nahm ich im Sande ſehr viele Fußtapfen dieſer Thiere wahr. Es war beinahe ſchon Nacht, als ich wieder in meinem Zelte ankam, und ich ſchlief mit dem feſten Vorſatze ein; des folgenden Tages auch den anderen Bergpaß zu beſichtigen.

Den 19ten Februar. Sobald der Himmel graute, brachen wir auf, und nachdem wir unſere Reiſe ſechs Meilen weit durch dickes Gebüſch fortgeſetzt hatten, gelangten wir an das Dorf Jeerah, aus welchem die Goands davon gelaufen waren, und ſich auf die nordwärts vom Dorfe liegenden Anhöhen geflüchtet hatten. Wenn ich mit unverwandten Augen dahin ſah, konnte ich ſie zwar zwiſchen den Felſen und Sträuchen ganz deutlich wahrnehmen, aber alle unſere Bemühungen, mit ihnen Bekanntſchaft zu machen, waren vergebens; denn, ſo oft wir uns ihnen zu nähern ſuchten, verſteckten ſie ſich gleich noch tiefer im Walde. Wir verließen nun Jeerah und kamen bald nachher an den Fuß des Heyte-gaut, wo uns der Schall menſchlicher Stimmen entgegen tönte, und uns vermuthen ließ, daß wir nun bald einigen Reiſenden begegnen würden. Der

Schall kam uns näher, je weiter wir vorwärts rückten, und bald darauf erblickten wir zwei Männer, die einen beladenen Ochſen den Gaut herabführten. Als ich mich hier mit dem Gedanken beſchäftigte, wie es wohl am beſten anzuſtellen ſey, um unſer Vieh an einem ſehr ſteilen Platze hinanzuleiten, und mich deswegen nach einer zugänglichern Stelle umſah, ward ich einen Gooſaign gewahr, der mit Zittern und Zagen einen armen Ochſen betrachtete, welcher den jähen Abſchuß hinabgeſtürzt war, und zu ſtark beſchädiget ſchien, als daß er im Stande wär, ſich von der Stelle zu bewegen. Ich befahl meinen Leuten, dem Gooſaign beim Abpacken hülfreiche Hand zu leiſten, und erkundigte mich alsdann nach der Beſchaffenheit des Landes oberhalb des Gaut. Er ſagte, die Bewohner deſſelben wären von jeher ſehr ſcheu geweſen; aber die Verheerungen der Mahratten hätten ſie neuerdings ſo ſehr in Schrecken geſetzt, daß ſie faſt ſammt und ſonders aus ihren Dörfern davon gelaufen wären. Ich würde daher in dem Dorfe, welches oben auf dem Gaut läge, wohl ſchwerlich einen Einwohner antreffen; er wolle uns aber einen Mann ſchikken, der ihn von dortaus begleitet habe; dieſer ſolle uns zurechtweiſen, und den Leuten zureden, damit ſie bei unſerer Annäherung nicht in Schrecken geriethen. Er ſagte ferner, wenn ich ein klein Stück Weges weiter hinauf käme, würde ich einem andern Gooſaign begegnen, welcher beſſer mit der Beſchaffenheit des Landes bekannt wäre, als er, und mir gern alle Auskunft ertheilen würde, die er in dieſer Hinſicht zu geben ver-

möchte. Dies war mir nun ſehr erfreulich, und gereichte mir zu keiner geringen Beruhigung.

Indem ich nun die Berge von Corair hinanzog, machte ich zu meinem größten Vergnügen die Bemerkung, daß der Gaut für unſer Vieh zugänglich war, ob es uns gleich, wegen der außerordentlichen Länge und Steile des Weges, überaus viele Mühe koſtete, hinan zu gelangen. Wir befanden uns bereits in einer ſenkrechten Höhe von mehr als dreihundert Yards über Singromla, und dennoch ſchien das vor uns liegende Land noch viel höher zu ſeyn. Als wir uns dem Dorfe Dotna genähert, und hier unſere Zelte aufgeſchlagen hatten, kamen die Einwohner, ungefähr zwanzig an der Zahl, aus demſelben heraus, und ſtaunten uns an. Da ſie über unſere Ankunft ſehr erſchrocken zu ſeyn ſchienen, ſo trug ich unſerm Wegweiſer auf, ſie zu verſichern, daß wir ganz und gar nicht zur Abſicht hätten, ihnen das mindeſte Leid zuzufügen, und daß wir ihnen im Gegentheil ſehr verbunden ſeyn würden, wenn ſie uns etwas Getraide verkaufen wollten. Nachdem ſie uns beinahe zwei Stunden lang angegafft hatten, giengen ſie wieder ins Dorf zurück, brachten uns aber bald darauf zwanzig Feers Reiß, und zwei Hühner, welche zu der Gattung gehörten, die krauſe Federn hat. Wir zahlten ihnen vier Annas, und zwar in Kauries. Sie erzählten mir unter andern, daß wir nun bald an eine Höhe kommen würden, die noch weit ſteiler wäre, als alle die, welche wir bereits erſtiegen hätten.

Dieſes Dorf beſtand zwar nur aus ſechs Hütten, aber rings um daſſelbe hatte man ein großes Stück Land vom Holze geſäubert, und Reiß darauf angebaut. Ich fand hier ein Eiſenbergwerk, worin man noch unlängſt gearbeitet hatte; allein die Wohnungen der Arbeiter und die Hütten, worin man das Erz geſchmolzen hatte, waren verödet. Die Felſen in dieſem Theile des Landes beſtehen größtentheils aus Granit, und der Boden aus rothem Thon.

Gegen Mittag, ſahen wir den andern Gooſaryn den Bergpaß herabkommen, und bald darauf fand er ſich bei mir im Zelte ein. Da er ſehr entkräftet zu ſeyn ſchien, weil er erſt kurz zuvor einen Fieberanfall überſtanden hatte, ſo nöthigte ich ihn, ſich auf die Erde zu ſetzen, und zog von ihm allerlei Nachrichten ein, die mir nachher auf meiner Reiſe nach Ruttunpour ungemein zu ſtatten kamen. Er ſagte, das Land ſey arm, und es ſey ſchwer darin fortzukommen, beſonders für alle Arten von Vieh. Da die Wege nur wenig beſucht würden, ſo wären ſie faſt ganz mit Geſträuch bewachſen; übrigens würde ich aber eine Menge getrocknetes Getraide bekommen können, wenn anders die Einwohner, welche ſich, um den Plünderungen der Mahratten zu entgehen, mit ihrer Habe in die Gebirge und Wälder geflüchtet hätten, ausfindig zu machen wären. Der Rajah von Corair, fuhr er fort, werde dermalen in einem kleinen, aus Lehm erbauten Fort ſeiner Hauptſtadt belagert, und habe bei ſo bewandten Umſtänden gar keinen Einfluß im Lande. Er wolle mir da-

her wohlmeinend rathen, wo möglich während der Zeit über das Gebirge zu gehen, als die Mahratten-Armee an gedachtem Orte volle Beſchäftigung habe; denn auf dieſe Art würden alle jene Maaßregeln vereitelt werden, die der Rajah etwa ergreifen möchte, unſere Reiſe zu verzögern, oder uns auf andere Art in unangenehme Händel zu verwickeln. Für dieſe Nachrichten hatte ich denn allerdings Urſache, dem Goofaign ausnehmend zu danken. Er war, ſeiner Verſicherung zufolge, von Benares gebürtig und bloß deswegen in dieſe rauhe unwirthbare Gegend gekommen, um hier Gummilack aufzukaufen, und hatte bereits eine ziemliche Quantität deſſelben von den Bergbewohnern, die zum Stamme Chohan gehören, gegen etwas Salz und Tuch eingetauſcht, die er nun im Begriffe war, in ſeine Heimath zu ſchaffen. Dieſer Handel, fügte er hinzu, ſey aber mit ſo vielen Strapazen und anderen verdrießlichen Umſtänden vereinbaret, daß er ſich in der Folge nicht mehr damit abgeben möge.

Als ich dem Goofaign ein kleines Geſchenk gemacht und ihn entlaſſen hatte, ſchickte ich einige meiner Leute aus, um den Bergpaß Dotna unterſuchen zu laſſen. Nach Verlauf einer halben Stunde kamen ſie zurück, und berichteten, wenn man nicht die Steine bei Seite ſchaffe, und den Weg hie und da ebne, ſo würde das Vieh ſchwerlich die Anhöhe erſteigen können. Da ich mir leicht vorſtellen konnte, daß dieſes ein ſchweres Unternehmen ſey, ſo ließ ich den Obern des Dorfes ho-

uns nunmehro Getraide in kleinen Quantitäten zum Tauſch an; auch überredete ich endlich den Gantea, daß er uns zwei Wegweiſer mitgab, die uns des andern Morgens geleiten ſollten.

Den 21ſten Februar. Heute führte uns der Weg noch immer über rauhe Felſenklippen, zuweilen durch tiefe Schluchten und vom Waſſer geriſſene Löcher, oder am Rande jäher Abgründe hin. Auf dieſer ganzen Strecke traf ich nur eine einzige und noch überdies menſchenleere Hütte an, bis wir das Dorf Rutwye erreichten. Hier ſah ich, daß die Einwohner ihre Sachen aufpackten, und mit denſelben davon eilten. Es dauerte wohl drei Stunden, ehe wir ſie beruhigen und es dahin bringen konnten, daß ſie wieder herbeikamen. Endlich gewannen ſie doch einiges Zutrauen zu uns, und überließen uns ſo viel Getraide, als wir auf einen Tag nöthig hatten. Auch löſeten ſie die Wegweiſer ab, unter deren Zurechtweiſung wir von Dotna hier angelangt waren.

Den 22ſten Februar. Der Weg, welchen wir heute zurücklegten, war eben nicht beſſer, als am vorhergehenden Tage. Es koſtete ſo unglaublich viel Mühe, unſer Vieh die jähen Anhöhen herab, über rauhe Felſenklippen und ungebahnte Fußpfade zu führen, daß unſer ganzer Trupp darüber von Kräften kam. Als wir Rutwye drei Meilen weit hinter uns hatten, ſah ich linker Hand den kleinen Weiler Bugrody liegen, worin ſich keine Seele mehr aufhielt. Unſer Marſch bis an

das Dorf Chundah, betrug zwar in Allem nur ſieben Meilen, aber gleichwohl gieng der Tag ſchon zu Ende, als wir daſelbſt eintrafen. Wir fanden hier bloß zwei elende Hütten, und auch dieſe waren menſchenleer. Gegen Abend kam ein Byraggy=Bettler und brachte noch ein Paar Chohans mit, die ſich darüber beſchwerten, daß einige meiner Leute aus ihren Hütten Getraide geholt hätten. Ich ließ ſogleich Alles auf das ſorgfältigſte durchſuchen; als aber jeder ſein Bündel aufgemacht hatte, und wir den Dieb nicht entdecken konnten, bot ich den Chohans eine Rupie an, in der Vorausſetzung, daß das Getraide, wenn ihnen auch wirklich dergleichen geſtohlen wäre, wohl ſchwerlich mehr werth ſey. Sie wollten dieſes Geld aber durchaus nicht annehmen. Ich drang hierauf in ſie, uns eine Quantität Getraide käuflich zu überlaſſen, und unſere Wegweiſer abzulöſen; ſie ſchlichen ſich aber in die Wälder und kamen nicht wieder zum Vorſchein.

Den 25ſten Februar. Kaum hatten wir uns von Chunda entfernt, als von Zeit zu Zeit kleine Regenſchauer fielen, doch heiterte ſich mitunter der Himmel wieder auf. In der vergangenen Nacht aber regnete es ſehr ſtark, wobei ſogleich ein heftiger Wind gieng. Dies hatte die Folge, daß der Weg, welcher ohnehin bei trokkenem Wetter ſchlecht genug war, ſo ſchlüpfrig wurde, daß nun unſere Mühſeligkeiten erſt recht angiengen, und wir das Dorf Purryhud, welches nur achthalb Meilen von uns lag, nicht eher als Nachmittags erreichten. Wir überraſchten auf dieſem Marſche einen Trupp Cho-

hans, welche ſich in eine Vertiefung zwiſchen die Berge geflüchtet hatten, um, wie man uns wenigſtens verſicherte, den Plackereien der Mahratten zu entgehen. Der ganze, mit Einſchluß der Weiber und Kinder, aus fünfzig Mann beſtehende Haufe hatte uns kaum erblickt, als er unter Heulen und Schreien in den Wald lief. Ihre Flucht geſchah ſo eilfertig, daß ſie ſogar ihre ſämmtliche Habe im Stiche ließen. Dieſe beſtand in weiter nichts, als in getrocknetem und in Blätter eingewickeltem Getraide, welches ſie deſto leichter hätten fortſchaffen können, da dieſe Blätter um Bambus geſchlungen waren. Ich ſorgte dafür, daß keines dieſer Bündel angerührt wurde, denn ich hoffte, wenn ſich das erſte Schrecken gelegt hätte, würden vielleicht die Eigenthümer von ſelbſt kommen und uns einiges Getraide von Purryhud zum Verkauf bringen. Allein dieſe Hoffnung ſchlug fehl.

Als wir hier ankamen, regnete und ſtürmte es ſo heftig, daß wir kaum im Stande waren, ein Feuer anzumachen, und ein ſpärliches Mahl zuzubereiten, um unſern Hunger zu ſtillen. Da mir außerordentlich viel daran gelegen ſeyn mußte, von der Lage, worin ſich die kriegführenden Parteien zu Sonehut befanden, welches nur fünf Meilen von hier entfernt war, einige Nachricht zu erhalten, ſo ſchickte ich einen Hirkarrah, welchem ich einen unſerer Chohans zum Wegweiſer mitgab, mit einem Schreiben an den Oberbefehlshaber der Mahratten, und mit noch einem dergleichen an den Rajah. Noch vor Nachts erhielt ich ſowohl von dem einen als andern Antwort. Die des Oberbefehls-

habers, war in einem ſehr höflichen Tone abgefaßt, und der Rajah, welcher ſo eben einen Waffenſtillſtand geſchloſ-ſen hatte, ſchickte mir Wegweiſer, um mich nach Sonehut geleiten zu laſſen.

Den 24ſten Februar. Der Regen ließ nicht eher nach, als in der Mittagsſtunde, und da ich je eher je lieber in Sonehut einzutreffen wünſchte, ſo trat ich jetzt meinen Marſch an. Kaum hatten wir aber zwei Meilen zurückgelegt, als es ſo ſtark zu regnen anfieng, daß wir faſt nicht mehr von der Stelle konnten. Da wir nun etwa eine Meile von Sonehut einige Hütten anſichtig wurden, ſo krochen wir ſammt und ſonders hinein, um vor der übeln Witterung Schutz zu ſuchen; denn der Erdboden war ſo ſehr durchgeweicht, daß wir nicht daran denken durften, unſere Zelte aufzuſchlagen. Wir machten Feuer an, um unſere Kleider zu trocknen und kauerten uns die Nacht durch zuſammen, ſo gut wir konnten.

Den 25ſten Februar. Dieſen Morgen, als ſich das Wetter aufklärte, ſah ich das Fort des Rajah nordöſtlich von uns, auf einer Anhöhe liegen, und ſüdwärts von demſelben einige vierzig Hütten. Die Mahratten hatten ungefähr eine Meile weſtwärts vom Fort ihr Lager aufgeſchlagen, und ſchienen viel vom Regen gelitten zu haben; da wir aber nun wieder ſchönes Wetter hatten, und die Feindſeligkeiten zu Ende waren, ſo machten ſie ſich zum Abmarſch fertig.

Heute Nachmittags gegen zwei Uhr ließ mir der

Rajah ſagen, er werde mich beſuchen, kam aber erſt gegen Abend. Ich war eben abweſend, um den Anfang des Weges in Augenſchein zu nehmen, auf welchem wir des andern Tages unſere Reiſe fortzuſetzen gedachten. Er blieb aber ſo lange in meinem Zelte, bis ich wieder zurückkam, wo wir uns ſodann mit einander beſprachen. Ram Gurreb Sing, der Rajah von Corair, iſt ein Mann von ungefähr ſechzig Jahren, kleiner Statur, ſehr ſchwarz, und nach ſeiner Geſichtsbildung zu urtheilen, ein wahrer Chohan. Er hatte zur Geſellſchaft ſeinen Sohn bei ſich, ſeinen Killadar, einen Bojale Rajepoot, und einen Sirdar gewiſſer Auxiliartruppen, die zu ſeinem Beiſtande von Rigwanny Coaty herbeigeeilt waren. Er ſchien einen ſanften menſchenfreundlichen Charakter zu beſitzen; kaum hatten wir uns aber gegenſeitig bewillkommt, als ſein Killadar in einem ziemlich barſchen Tone ein Geſchenk für ſeinen Gebieter verlangte. Ich nahm hiervon keine Notiz, ſondern that ſogleich mehrere Fragen an ihn, welche auf die Streitigkeiten, die unlängſt zwiſchen dem Rajah und den Mahratten zum Ausbruch gekommen waren, Bezug hatten. Was ich hierüber in Erfahrung brachte, war im Weſentlichen folgenden Inhalts:

Als die Mahratten in Ruttunpoor und Bogalecund ihre Herrſchaft befeſtigt hatten, verlangten ſie vom Chohan Rajah von Corair einen jährlichen Tribut, der endlich, nachdem man ſich dieſerhalb lange genug herumgeſtritten hatte, auf zweihundert Rupieen feſtgeſetzt wurde; Ram Gurreeb war aber da-

mit im Rückſtande geblieben, und hätte ſeit den letzten fünf Jahren nicht das mindeſte bezahlt. Dies hatte die Folge, daß Golaub Khan den Subadar von Choteesgur nebſt zweihundert mit Feuergewehren bewaffneten Fußgängern, und dreißig Reutern, in der Abſicht detaſchirte, jenen dem Rajah von Berar ſchuldigen Tribut beitreiben zu laſſen; und unterwegs war dieſes Detaſchement vom Rajah von Surgooja mit achtzig Reutern und Fußgängern verſtärkt worden. Gurreeb Sing hatte zwar vom Rajah von Ringwaney Coaty ebenfalls eine Verſtärkung erhalten, die aber nur aus ſieben Feuergewehren und drei Reutern beſtand; auch belief ſich ſeine eigene Kriegsmacht auf nicht mehr als zehen Musketenträger, drei Reuter und ohngefähr hundert Chobans, die mit Streitärten, nebſt Pfeil und Bögen, bewaffnet waren. Dieſe Truppen befeſtigten den Paß, durch welchen, ihrer Vorausſetzung zufolge, die Mahratten vordringen mußten; Golaub Khan überliſtete ſie aber, und forcirte einen andern Bergpaß, bei welcher Gelegenheit beide Theile vier bis fünf Mann verloren. Die Mahratten drangen hierauf in die Provinz Corair ein, und beſetzten die uralte Hauptſtadt derſelben, Mirzapour. Jetzt ergriffen die Chohans die Flucht; der Raja retirirte ſich in ſein Fort; und die Bergbewohner verkrochen ſich nebſt den ihrigen in die unzugänglichſten Wälder und Felſenklüfte, nachdem ſie vorher von ihrer Habe ſo viel bei Seite geſchafft hatten, als ſie in der Eil fortbringen konnten. Die feindlichen Truppen verheerten das Land, ſteckten die Dörfer an, und verurſachten dadurch unter den Unterthanen des Rajah

eine ſolche Beſtürzung, daß ſie denſelben flehendlich baten, er möge doch Friede machen. Hierauf ließ er ſich in einen Traktat ein, welcher auch wirklich zu Stande kam, und vermöge deſſen er ſich anheiſchig machte, den Mahratten zweitauſend Rupien zu zahlen; die Mahratten hingegen gaben das Vieh zurück, welches ſie ſeinen Unterthanen weggenommen hatten. Ich wußte jedoch mehr als zu wohl, daß man obige Summe bloß als einen Nominaltribut, oder vielmehr als ein Zeichen der Unterwürfigkeit, betrachtete; denn der Rajah war nicht im Stande nur eine einzige Rupie zu zahlen, und die Mahratten hatten ihn bloß für die unbedeutende Ranzion von fünf kleinen Pferden, einem Ochſen, und einem Büffel weiblichen Geſchlechts, wieder freigelaſſen.

Als dieſe kurze Erzählung geendigt war, erkundigte ich mich bei dem Killadar, (der unter allen dieſen Leuten der verſtändigſte zu ſeyn ſchien) nach der Beſchaffenheit des Klima und der Naturerzeugniſſe von Corair. Er ſagte, es wehten daſelbſt nie heiße Winde; deſto häufiger regne es aber, wodurch die Luft dergeſtalt abgekühlt werde, daß man das ganze Jahr hindurch unter einer Decke ſchlafen müſſe. Er habe anfangs, wie alle andere Ankömmlinge, das daſige Waſſer nicht vertragen können; denn er ſey eigentlich nicht aus Corair gebürtig, ſondern ein Emigrant aus Rewah in Bogaleeund. Das Land, fügte er hinzu, bringe etwas Reiß hervor, Indiſches Korn, und noch einige kleinere Getraidearten, die in bergigen Gegenden beſonders gut fortkämen.

Da mir die Offenherzigkeit, womit der Killadar meine Fragen beantwortete, überaus viel Vergnügen machte, ſo ergriff ich dieſe Gelegenheit, dem Sohne des Rajah, welcher etwa zehen Jahre alt ſeyn mochte, einen rothen Turban zu verehren, und als man ihm denſelben um den Kopf gewunden hatte, ſtand er ihm ſo hübſch zu Geſicht, daß der Rajah den Knaben mit ſichtbarem Wohlgefallen betrachtete, und mir beim Weggehen verſprach, er werde mir, noch ehe es Nacht werde, zwei Wegweiſer zuſchicken.

Den 26ſten Februar. Wir brachen von Sonehut auf, und es freute mich ſehr, beſſeren Weg und ein offneres Land vor mir zu ſehen, als ich ſeit unſerer Abreiſe von Chunargur irgendwo angetroffen hatte. Indeſſen hatten die Dörfer noch immer ein ſehr armſeliges Anſehen, denn ſie beſtanden gewöhnlich aus nicht mehr als vier bis fünf Hütten. Als wir durch das menſchenleere Dorf Cutchar marſchirten, überfiel unſere Wegweiſer eine unbeſchreibliche Furcht; denn wenige Tage vorher, hatten die Tiger einige Bauern mit fortgeſchleppt, worüber die andern ſo ſehr in Schrecken gerathen waren, daß ſie das Dorf verlaſſen hatten. Auf unſerm Wege durch das Dorf Coosahar, zeigte man mir eine ſehr ſchöne Quelle, Darahcond genannt, die außerordentlich ergiebig war. Wir lagerten uns heute auf einer felſichten Anhöhe, bei dem kleinen-Dorfe Loveejay, wo wir die Einwohner, da ſich die Mahratten nunmehro zurückgezogen hatten, ſehr eifrig damit beſchäftigt fanden, ihre Habſeligkeiten wieder her-

beizuholen, und ihre Wohnungen von neuem in Beſitz zu nehmen. Der Himmel war noch immer mit Wolken bedeckt, und die Luft temperirt.

In ganz Corair trifft man überall eine Menge Wildpret an; nämlich: Rebhüner, allerlei Arten von Wachteln; Schnepfen; eine kleine Anzahl wilder Enten; außerordentlich viele Haſen; verſchiedene Gattungen Rothwild (Antelopen) und unter andern den Sâmbre und Neelgaye; den rothen, den geſleckten und den Schwein-Hirſch; dann noch eine beſondere Art Hirſche, die einen langen Hals, lange Vorder- und kurze Hinterfüße haben, aber keine Hörner, und dergleichen ich noch nie geſehen hatte. Einige dieſer Hirſche ſahen grau, andere ſchwarz oder weiß aus. Zu den reißenden Thieren, welche man hier antrifft, gehören die Königstiger, Leoparden, Tigerkatzen, und großen ſchwarzen Bären.

Den 27ſten Februar. Meine Reiſe gieng nun wieder durch die dickſten Waldungen. Ich kam, nachdem ich zwei der ſchwierigſten Bergpäſſe erſtiegen hatte, in ein hübſches kleines Thal, an deſſen weſtlicher Seite das Dorf Mirzapour liegt, welches ehedem der Hauptort von Corair war, in welchem Abel Shaw, der Vater des Gurreeb Sing, ſeinen Aufenthalt hatte. Wir fanden Niemand darin, als zwei oder drei Chohans, die bloß deswegen dahin gekommen waren, um zu ſehen, wie die Mahratten daſelbſt gewirthſchaftet, und was ſie ihnen wohl übrig gelaſſen hatten; denn, da wir deſſelben Weges reiſten, den die Mahratten auf ihrem

Rückzuge genommen hatten, ſo konnten wir aus der Menge getrockneten Getraides und anderer Beute, welche ſie unterwegs verzettelten, leicht den Schluß machen, daß ſie alles aufgepackt hatten, was ſie nur fortbringen konnten. Außer einem viereckigten Waſſerbehälter und einem Walde von Mangobäumen, nahm ich zu Mirzapour nicht das mindeſte wahr, wodurch ſich dieſer Ort vor andern elenden Dörfern, die von den Chohans bewohnt werden, auszeichnete. Man erzählte mir, der jetzige Rajah habe dieſen Ort, welcher ſeinen Vorfahren von jeher zum Aufenthalte diente, aus keiner andern Urſache verlaſſen, als weil es ihm darum zu thun geweſen ſey, ſich vor den Ueberfällen der Mahratten in Sicherheit zu ſetzen; denn da Sonehut näher bei den unzugänglichern Gebirgspaſſen liege, ſo könne er ſich hier leichter als anderwärts verbergen.

Vor jenem Zeitpunkte, wo ſich die Siege der Mahratten bis in dieſe wilden Gegenden verbreiteten, mögen wohl die Rajahs von Corait, Niemanden unterworfen geweſen ſeyn; und da ſie ſich nie in der Nothwendigkeit befanden, irgend eine Art von Tribut zu entrichten, ſo hatten ſie auch, allem Vermuthen nach, keine Gelegenheit ihre Unterthanen zu bedrücken. In ſo weit, als ich mich in der Geſchichte dieſes Landes orientiren konnte, die aber freilich, in Ermangelung ſchriftlicher Nachrichten, ſehr unzuverläſſig iſt, ſcheint es, daß die Chohans die Urbewohner von Corait waren, und daß hier in früheren Zeiten eine Art von Regierungsform

exiſtirte, die mit dem Feudalſyſteme der Alten viel Aehnlichkeit hatte.

Als wir uns etwa drei Meilen von Mirzapour entfernt hatten, kamen wir an das Dorf Sorkah. Hier hatten nun zwar die Bauern ihre Wohnungen wieder in Beſitz genommen; als ſie uns aber anſichtig wurden, liefen ſie insgeſammt fort, kehrten auch nicht eher wieder in ihre Hütten zurück, bis wir vorüber marſchirt waren. Zwiſchen Sorrah und Munſook wo wir heute unſere Zelte aufſchlugen, ſah ich, daß man in einigen ſchmalen Thälern Reiß angepflanzt hatte. Da der Boden nicht überall gleich war, ſo ſammelte ſich hier das Waſſer, und dieſer Umſtand hatte die Bauern veranlaßt, quer vor dem Thale kleine Dämme aufzuführen, die, nach Verhältniß der abſchüſſigen Oberfläche, mehr oder weniger ſtark waren, und hinter welchen ſich ſo viel Waſſer ſammelte, als ſie durchs ganze Jahr nöthig hatten, ihre Felder zu bewäſſern.

Da das Dorf Munſook ganz von Einwohnern entblößt war, ſo kam es uns ſehr zu ſtatten, daß wir noch mit Getraide verſehen waren. Unſere Wegweiſer, die uns nun ſchon zwei Tagereiſen weit begleitet hatten, fiengen an ungeduldig zu werden, und verlangten ihre Entlaſſung. Wir ſahen uns daher genöthigt, gewaltſamer Weiſe einen Mann mitzunehmen, der bloß in der Abſicht wieder in das Dorf zurück gegangen war, um nach ſeiner geplünderten Wohnung zu ſehen. Er war nackt, hatte nichts weiter bei ſich als Pfeil und Bogen, und ſchien

anfangs ziemlich erſchrocken zu ſeyn; als wir ihm aber zu eſſen gaben, und freundlich mit ihm umgiengen, ward er bald wieder beruhigt. Als der Abend herannahete, hörten wir im Walde ſtark ſchreien, und als wir genau aufmerkten, fand ſich, daß die Bergbewohner ihren vermißten Landsmann riefen, welchen ſie ſehr ängſtlich aufſuchten. Auf unſer Zureden mußte er ihnen antworten, er befinde ſich in guten Händen, und es gehe ihm wohl; worauf ſie ſich entfernten und allem Vermuthen nach beruhigt waren.

Den 28ſten Februar. Ein ſtarker mit Wind vereinbarter Regenguß verzögerte unſere Abreiſe bis Mittags; dann machten wir uns auf den Weg, und kamen nach halb fünf Uhr zu Tuggong an. In dieſem kleinen, nur aus drei Hütten beſtehendem Weiler, fanden wir kein Futter für unſer Vieh; und da wir unſere Lebensmittel ebenfalls aufgezehrt hatten, und der Ort menſchenleer war, ſo blieb uns nichts weiter übrig, als unſere Reiſe des andern Tages ſo lange fortzuſetzen, bis wir an einen bewohnten Ort kämen, wo wir unſere dringenden Bedürfniſſe befriedigen könnten. Unſere Wegweiſer hatten uns nun drei Tagereiſen weit begleitet, und erklärten gerabezu, ſie würden ſchlechterdings nicht weiter mit uns gehen; der Mann, welchen wir unverſehens erwiſcht hatten, war ſo ſtöckiſch und widerſpenſtig, daß er uns wenig oder gar nichts mehr nützte; und zu dem Allen kam nun noch dies, daß ſich des andern Morgens drei Uhr ein heftiger Sturmwind erhob und ein ſtarker Platzregen fiel, welcher bis gegen Mit-

tag faſt ununterbrochen fortdauerte, ſo daß wir nun nicht nur Hunger litten, ſondern noch überdies durchnäßt waren und froren. Gegen Mittag, als der Himmel ſich wieder aufhellte, ſtellten ſich drei Männer bei uns ein, welche Mootylol, der Goand Rajah von Kurgommah, in der Abſicht ſandte, uns erſuchen zu laſſen, wir möchten doch einen andern Weg nehmen, als den, welcher nach ſeinem Wohnorte führe. Es koſtete viele Mühe, dieſen Männern begreiflich zu machen, der Zweck unſerer Reiſe und unſere dermalige Lage, ſeyen von ſolcher Beſchaffenheit, daß wir ihrem Geſuche unmöglich willfahren könnten; als ſie uns aber endlich verſtanden, zeigten ſie ſich ſehr bereitwillig, unſere Wegweiſer abzulöſen und uns zu geleiten.

Den erſten März. Heute Nachmittag marſchirten wir auf einem, vom Regen ganz durchweichten Wege bis nach Kurgommah. Als hier die Goands ſahen, daß wir uns friedlich verhielten, und unſere Zelte aufſchlugen, kamen ſie, etwa fünfzig an der Zahl, aus dem Dorfe heraus, und gafften uns an. Es waren gut gebaute Leute, die ein ſtattliches Anſehen hatten, und ſich in jedem Betrachte vor den Bergbewohnern von Corair auf eine vortheilhafte Art auszeichneten. Es koſtete Mühe, ehe wir einander verſtändigten; endlich machten wir ihnen aber doch begreiflich, daß es uns an Getraide fehle. Sie erwiederten, wir könnten nicht eher welches bekommen, als am nächſtfolgenden Tage; denn ich müſſe Halt machen, und zuvörderſt mit dem Mootylol ſprechen, bevor man uns etwas verabfolgen dürfe.

Den 2ten März. Ich erhielt einen Beſuch vom Rajah Mootylol. Er war ein langer wohlgebildeter Mann, ſah ſehr ſchwarz aus, und ſeine Geſundheitsumſtände ſchienen nicht die beſten zu ſeyn. Er hatte noch einen Kranken bei ſich, der mit dem Ausſatze behaftet war, und ſowohl Arzenei als guten Rath von uns verlangte, worauf wir aber erwiederten, daß wir ihm keines von beiden zu geben vermöchten. Als ich mich erkundigte, was für Länder zunächſt an Kurgommah ſtießen, ſagte man mir, es gränze gegen Norden an Corair; gegen Nordweſten an Ringwanny Coaty und Bogalecund; gegen Weſten an Pindara und Omercuntuc; gegen Süden an Mahtin; und gegen Oſten an Surgooja. Alle dieſe Länder ſind wahre Wildniſſe, die nur von einer kleinen Anzahl Menſchen bewohnt, und ſelten oder nie von anderen Reiſenden beſucht werden, als von den Indiſchen Pilgrimmen, die in der Abſicht, die Quellen des Soane und Nurbudda zu beſuchen, nach Omercuntuc wallfahrten. Der gewöhnliche Weg, welcher nach dem eben genannten Orte führt, geht über Ruttunpour; da aber Pertaubgur Goand Rajah die Bramanen geplündert, und ihnen alles abgenommen hatte, was ihnen von den Pilgrimmen verehrt worden war, ſo wurde dieſer Weg jetzt wenig frequentirt. Nur mit vieler Mühe bekamen wir hier etwas Getraide, welches wir noch überdies ſehr theuer bezahlen mußten. Auf Erſuchen, gab uns Mootylol einige Wegweiſer mit, die uns des andern Tages an Ort und Stelle bringen ſollten.

Den dritten März. Unſere Wegweiſer brachten uns zu verſchiedenen Malen, ich weiß nicht, ob aus Tücke oder Unwiſſenheit, vom rechten Wege ab, der über ſteile Anhöhen und durch eine ſehr wilde Gegend führte. Wir waren daher oft in Verlegenheit, ehe wir uns wieder zurecht fanden, und mußten, ehe wir die erſten fünf Meilen zurücklegten, faſt immer in der Irre herumtappen; nachher aber kamen wir zu unſerm nicht geringen Vergnügen aus dem Gebiete des Mootylol heraus, giengen über den Fluß Huſtoo, und hielten nunmehro unſeren Einzug in die dem Mahratten-Khaß zugehörige Purgunnah von Mahtin. Die Ufer des gedachten Fluſſes ſind ſehr rauh und ſteil, und im Sande ſahen wir hin und wieder Fußtapfen von Tigern. Am jenſeitigen Ufer lag das Dörfchen Mungora, worin wir nur eine einzige Familie antrafen, die aus einem alten Manne, ſeiner Frau, und zwei Söhnen beſtand. Letztere waren ſogleich bereitwillig, unſere Wegweiſer abzulöſen, und führten uns durch eine Wildniß nach Coosgar, welches von Goands bewohnt war. Außer ihrem Feldbaue ſchienen dieſe Menſchen nicht die geringſten Kenntniſſe zu beſitzen, oder ſich je um irgend etwas bekümmert zu haben, was in anderen Weltgegenden vorgeht. Indeß wurden ſie durch unſere Annäherung gar nicht in Schrecken geſetzt, welches doch ſonſt bei den Bewohnern dieſer wilden Gegenden gewöhnlich der Fall war. In dieſem Lande gilt weder Silber- noch Kupfermünze; Kauris hingegen kann man hier, mit einem Gewinn von beinahe hundert Procent, höher los werden, als zu Chunargur. Nur mit

vieler Mühe konnten wir in den umliegenden Dörfern ſo viel Getraide auftreiben, als wir für den heutigen Tag nöthig hatten. Das Wetter war ſtürmiſch, klärte ſich aber gegen Abend auf; und als wir des anderen Morgens ſahen, daß der Himmel heiter und hell war, gieng es wieder raſch vorwärts.

Den 4ten März. Nicht lange nach Sonnenaufgang zogen ſich wieder trübe Wolken zuſammen, und je weiter wir unſern Marſch fortſetzten, deſto ſtärker hatte es in allen Richtungen um uns her geregnet. Indeß kamen wir noch ſo mit einem kleinen Regenſchauer davon; und als wir uns Julky näherten, war die Gegend nicht mehr ſo ſtark mit großen Waldbäumen bewachſen, wie jene, durch welche uns Tages vorher der Weg geführt hatte; deſto mehr Mühe mußten wir aber anwenden, uns durch hohes dichtes Gras und Schilf hindurch zu arbeiten, in welchen beinahe kein Fortkommen war. Das Dorf Julky gehört einer ganz eigenen Gattung von Bergbewohnern, welche ſich Cowhiers nennen. Von dieſem Orte führen zwei verſchiedene Wege nach Mahtin; der eine über Tannaira Cuſſaye und Butloo; der andere, welcher ſich in die Krümme dreht, durch die Flußbetten des Bockye, Huſtoo, Kurby und Bonnair. Abends unterſuchte ich den erſtern, und fand, daß er bis in die Gegend von Tannaira, wo er ins Gebirge zu führen ſchien, ganz erträglich war. Jenes Dorf war erſt vor wenig Tagen in die Aſche gelegt worden, und als ich mich zu Julky nach der Urſache erkundigte, ſagte man mir, die Tiger

hätten ſo viele der daſigen Einwohner fortgeſchleppt und unter ihren Viehheerden von Zeit zu Zeit ſo ſchrecklich gewütet, daß endlich die Bauern dieſen Ort verlaſſen und ſich zu Julky angeſiedelt hätten. Bei den Ueberbleibſeln des Dorfes Tannaira, hielt ſich eine Heerde Sambre-hirſche auf, die aber ſehr wild waren; auch ſah ich hier eine Menge grüner Tauben und Pfauen.

Da, wie geſagt, der Weg bis hieher ziemlich gut war, ſo hatte ich mir vorgenommen, auf dieſer Route nach Mahtin zu reiſen; allein die Cowhiers riethen mir ab, und ſagten, ich könnte zwar den Verſuch machen, ſie wüßten aber aus eigener Erfahrung, daß ſchlechterdings kein Vieh, wie es immer Namen haben möge, in der daſigen Berggegend fortzubringen ſey, und daß ich, auf keinen Fall vor Einbruch der Nacht zu Mahtin eintreffen würde, wiewohl die Entfernung nur fünfzehn Meilen betrage. Da es nun ſehr unklug geweſen wäre, wenn ich mich auf dieſes mißliche Unternehmen eingelaſſen hätte, ohne im voraus vergewiſſert zu ſeyn, daß es mir unterwegs nicht an Lebensmitteln fehlen würde, und da ich, wenn wir nun den ganzen Tag über Felſen und Klippen auf und ab geklettert wären, noch überdies befürchten mußte, in einer ſo öden und unbewohnten Gegend von der Nacht überfallen zu werden, ſo gab ich mein Vorhaben auf und wählte den Weg über Kurby.

Den 5ten März. Ungefähr eine Stunde vor Tagesanbruche machten wir uns auf, und marſchirten

etwa eine Meile weit im Flußbett des Bockye, und aus dieſem in jenes des Huſtoo, wo der Strom eine beträchtliche Größe hatte, und im ſchnellen Laufe dahin ſtrömte. Wir giengen zweimal über denſelben, kamen aber jetzt nicht ſo gut weg, wie im erſtern, wo wir überall feſten Boden fanden; denn der Weg war hier dergeſtalt durchnäßt und ſo voll Triebſand, daß unſer Vieh einmal über das andere ſtecken blieb, und wir vollauf zu thun hatten, um von der Stelle zu kommen.

Nachdem wir weſtwärts einige hohe Bergreihen liegen gelaſſen hatten, kamen wir heute zu Pory an. Hier ſtattete mir ein Chef der Cowhiers ſeinen Beſuch ab; oder, damit ich mich richtiger ausdrücke, er kam aus Neugierde, und zwar in der Abſicht zu mir, einen Weißen zu ſehen. Er hatte ſeinen Sohn und einen Enkel bei ſich; beide waren, als Bergbewohner betrachtet, ein Paar große und ſtarke Männer, obgleich nicht ſo wohlgeſtaltet, wie die Goands. Wir ſahen einander ein Weilchen ſtumm und ſtarr an; denn da keiner des andern Sprache verſtand, ſo verſteht ſich von ſelbſt, daß wir einander unſere Gedanken nicht mittheilen konnten, bis uns endlich ein Byraghy-Fakir, welcher in dieſen Wildniſſen herumſtreifte, ſeine Dienſte als Dolmetſcher anbot. Alles, was ich von dem vorerwähnten Häuptlinge herausbringen konnte, war dies, daß zwiſchen dieſen Bergen ſieben kleine Diſtrikte liegen, welche Chowraſſeys genannt werden; daß ſelbige, dem Vorgeben nach, aus vier und achtzig Dörfern beſtehen ſollen, wovon aber nur fünfzehn exi-

ſtiren; daß man dieſelben als ſolche betrachtet, die zum Purgunnah von Mahtin gehören; und daß ſie der Regierung der Mahratten einen Tribut entrichten müſſen, der in Getraide beſteht, übrigens aber nicht von Belang iſt. Die Mahratten behalten denſelben bloß deswegen bei, um dieſen Bergbewohnern zu zeigen, daß ſie unter ihrer Botmäßigkeit ſtehen; denn wenn ſie dieſelben nicht in der Unterwürfigkeit erhielten, ſo würden ſie von Zeit zu Zeit auf das platte Land herabkommen, und plündern. Ich fragte den Häuptling, ob die Cowhier je einen Rajah gehabt hätten, der von Niemand abhängig geweſen ſey. Er antwortete, ihr Land habe ehedem unter der Herrſchaft des Rewah Rajah von Bogalecund geſtanden, der aber vor ungefähr dreißig Jahren von den Mahratten vertrieben worden ſey. In dem damaligen Kriege wäre das Land verarmt, und ſehr entvölkert worden.

Nur mit vieler Mühe konnten wir uns einander verſtändlich machen; denn ich merkte gar bald, daß unſer Dolmetſcher von der Sprache der Cowhier nur wenig verſtand. Der alte Mann hatte ſein Augenmerk vorzüglich auf einen Ramnaghur-Morah *) gerichtet. Als wir ihm die Struktur deſſelben gezeigt, und ſeine Neugierde befriedigt hatten, nahm er Abſchied, und gieng ſeines Weges.

*) Eine Art Stuhl, der aus Weidenzweigen und Baumwollenſträngen zuſammengeflochten wird.

Den 6ten März. Heute erſtreckte ſich unſere Reiſe bis nach Mahtin. Die erſten fünf Meilen gieng es immer bergaufwärts; bald ſteil, bald ſtufenweiſe; bis wir endlich an ein Dorf, Namens Bunnair, kamen, wo wir uns gegen Weſten ſchlugen, um den äußerſt ſteilen Bergpaß zu erſteigen, welcher zwiſchen dem gedachten Dorfe und Mahtin mitten inne liegt, und beinahe drei Meilen lang iſt. Im Hintergrunde deſſelben liegt das kleine Dorf Loungah, von welchem dieſer Paß ſeinen Namen erhalten hat. Kaum waren wir auf dem oberſten Theile des erſten Abſatzes angelangt, als unter uns ein von Sturm und Regen begleitetes Gewitter zum Ausbruch kam. Wir hatten uns ſehr glücklich zu ſchätzen, daß wir demſelben entgangen waren; denn, wären wir unterwegs von ihm überraſcht worden, ſo würden wir einen ſo ſchlüpfrigen Weg vorgefunden haben, daß wir nur mit der größten Mühe und Gefahr dieſe Anhöhen hätten erſteigen können. Eine Stunde vor Mittag kamen wir zu Mahtin an, und lagerten uns am öſtlichen Ufer des Taty. Nicht weit von dieſem Platze (ungefähr eine Meile weit nördlich) liegt ein Berg, der ein ſehr pittoreskes Anſehen hat, und von den Cowhiers Mahtin Dey genannt wird. Ich bemerkte auf dem Gipfel deſſelben, mit Beihülfe meines Teleſkops, eine kleine Flagge, und als ich mich nach der Urſache erkündigte, warum man dieſelbe hier aufgeſteckt habe, erfuhr ich, ſie diene zum Kennzeichen, daß die Göttin Bhavani auf dieſem Berge ihren Aufenthalt habe. Da heute der Tag war,

auf welchen das Hooly *) fällt, ſo feierten die Bergbewohner dieſes Feſt mit Singen und Tanzen, und zwar nach dem Schall einer Art Trommel, die aus einem irdenen Topfe beſtand, über welchen man ein Fell geſpannt hatte. Uebrigens ſchien ihnen von dem eigentlichen Urſprunge dieſes Feſtes nicht das mindeſte bekannt zu ſeyn; auch war kein Bramin unter ihnen zu finden, der ſie in dieſer Hinſicht belehret hätte. Ich glaube gänzlich, daß dieſe Leute von einer niederen Kaſte der Hindus abſtammen; da ſie aber ſo äußerſt unwiſſend ſind, und eine ganz eigene Sprache reden, ſo würde man ſich vergebens beſtreben, in Betreff ihrer Geſchichte, Religion und Sitten, eine befriedigende Nachricht von ihnen zu erhalten.

Heute Abend donnerte es ſtark; bald war der Himmel mit Wolken bedeckt, bald ſchien es, als wenn er ſich wieder aufhellte; dies dauerte ſo fort bis um die Mitternachtsſtunde, wo ſich ein heftiger, mit Regen untermiſchter Sturmwind erhob, der aus Nordweſten wehte, und überaus große Schloßen mitbrachte. Die Donnerſchläge waren ſehr ſtark und gellend, und verurſachten um ſo mehr ein fürchterliches Krachen, da ſie in den Gebirgen tauſendfach wiederhallten. Als das Gewitter beinahe zwei Stunden getobt hatte, legte ſich der Wind; nun ſenkten ſich aber die Wolken von allen Seiten auf die Berge herab, und die Folge davon war, daß es des andern Tages in einem fort regnete.

*) Ein Indiſches Feſt, zur Zeit des Frühlings.

Den 7ten März. Abends fiengen die Wolken allmählich an, ſich wieder zu verziehen, und des andern Morgens hatte ſich der Himmel völlig aufgeklärt; da aber der Boden vom Regen durchweicht, und der Fluß Taty ganz außerordentlich angeſchwollen war, ſo mußten wir es mit der Fortſetzung unſerer Reiſe noch anſtehen laſſen.

Den 8ten März. Heute früh kam ein Cowhier von Loſſah, einem fünf Koß entfernten Dorfe, zu uns, und erzählte, er habe ganz nahe bei Mahtin, im Hintergrunde der großen Berge, die Ueberbleibſel von einem zerfleiſchten Manne und einem Ochſen liegen ſehen, die, aller Wahrſcheinlichkeit nach, erſt unlängſt von Tigern zerriſſen worden wären. Bei näherer Unterſuchung fand ſich, daß der Verunglückte ein Bauer war, der ſeinen Ochſen mit Getraide beladen hatte, welches er in Mahtin zu verkaufen gedachte, und hier, gerade am Ende ſeiner Reiſe, den Tod fand. Als ich den Cowhier fragte, ob denn ſeine Landsleute keine Mittel anwendeten, die Tiger zu vertilgen, ſo verſetzte derſelbe, es wären deren ſo viele, daß man, wenn einer von ihnen getödtet würde, zu befürchten habe, die anderen möchten gemeinſchaftliche Sache machen, an ihren Viehheerden eine fürchterliche Rache ausüben, und die Bauern ſammt und ſonders ums Leben bringen. Er fügte hinzu, die Einwohner des Dorfs Mahtin brächten der Göttin Bhavani, die auf dem Mahtin Dey ihren Wohnſitz habe, zu gewiſſen Zeiten Opfer und Gaben dar, um ſich ihres Schutzes gegen

jene grimmigen Thiere zu verſichern, und wären übrigens wegen ihrer Selbſterhaltung ganz unbekümmert. Er ſchloß mit der weiſen Bemerkung, der Mann, welchen der Tiger umgebracht habe, ſey nicht aus jenem Dorfe gebürtig geweſen. Ich konnte mich nicht enthalten, über die Einfalt dieſer Bergbewohner zu lächeln.

Wir waren nun zwei und zwanzig Tage nach einander, bald mehr, bald weniger, beregnet worden; das kalte Wetter hielt noch immer an, die Luft aber war rein und hell; und, wie ich merkte, ſchien anhaltendes Regenwetter bei der jetzigen Jahreszeit in dieſem Theile des Landes nichts Ungewöhnliches zu ſeyn.

Von dem Tage an, wo wir das Land Corair betraten, bemerkte ich überall eine Menge mannichfaltiger Staudengewächſe, die in der ſchönſten Blüte ſtanden; da ich aber kein Botaniker bin, und folglich dieſelben nicht gehörig klaſſifiziren konnte, ſo ließ ich mir wenigſtens angelegen ſeyn, von jeder Gattung etwas Saamen mitzunehmen, und ich hoffe, über kurz oder lang, mehrere dieſer Pflanzen, wenn ihnen anders das Klima und der Boden nicht ungünſtig iſt, im Gebiete der Aſiatiſchen Handelsgeſellſchaft hie und da blühen zu ſehen.

Den 9ten März. Heute marſchirten wir bis nach Jattaingah, welches nicht weit entfernt war; der Weg war aber vom Regen ſo übel zugerichtet, daß unſere Reiſe nur langſam von ſtatten gieng.

Den 10ten März. Schönes Wetter. An dem heutigen Tage legten wir vierzehn Meilen zurück, bis nach Pory, dem Wohnorte eines Byraghy. Jetzt hatten wir Zeit, uns von dem häufigen Auf- und Absteigen, welches wir ſo ziemlich gewohnt worden waren, wieder ein wenig zu erholen; denn der Weg führte uns zwiſchen zwei hohen Bergreihen hindurch. An dem vorerwähnten Orte brachte ich in Erfahrung, daß von hier die Quellen des Soane und Narbudda nicht weiter als zwei und zwanzig Koß, und zwar weſtwärts, entfernt ſind, und daß ſelbige von dem Waſſer herrühren, welches ſich in den Klüften des Hochgebirges Omercuntuc durch die Verdichtung der feuchten Dünſte ſammelt, und aus denſelben hervorbringt. Ehe und bevor ich noch Hoffnung hatte, dieſe Reiſe zu machen, ergötzte ich mich oft an dem Gedanken, dieſen Ort zu beſuchen, und das Fleck in Augenſchein zu nehmen, wo dieſe beiden überaus großen Flüſſe aus einer und derſelben Quelle entſpringen, ihren Lauf in entgegengeſetzter Richtung fortſetzen, und bei weitem den größten Theil von Hindoſtan in Geſtalt einer Halbinſel einſchließen, bis endlich der eine in den Meerbuſen von Kambay, und der andere in den Ganges fällt.

Als der Byraghy zu Pory, welcher anfangs über unſere Annäherung ein wenig erſchrocken war, ſah, daß wir unſere Zelte aufſchlugen, und ihm nicht das mindeſte in den Weg legten, ſo brachte mir derſelbe ein Huhn und zwei Eyer zum Geſchenk. Ich nahm dieß zwar an, da ich aber ſehr müde war, ſo entließ ich

ihn mit der Weiſung, er ſolle gegen Abend wieder zu mir kommen. Zur beſtimmten Zeit ſtellte er ſich ein, und brachte noch zwei oder drei Cowhiers mit. Als ein Mann, der viel gereiſt war, hatte er eine ziemliche Fertigkeit in der Hinduſtaniſchen Sprache erlangt, ſo daß ich mich ſehr gut mit ihm unterhalten konnte. Ich hatte wahrgenommen, daß ſich ſeine Wohnung in einem ſehr übeln Zuſtande befand, und fragte ihn, wovon dieſes herrühre. Hierauf erzählte er mir, vor etwa zwei Monaten hätten ihn einmal die Goands des Nachts rein ausgeplündert, alle Einwohner, die ihnen in den Weg gekommen wären, todtgeſchlagen, und das Dorf in Brand geſteckt. Seit dieſer Zeit wären die Einwohner noch nicht wieder im Stande geweſen, ſich zu erholen, ſo daß ſie einſtweilen nur etwas Schilf und Stroh zuſammen gebunden hätten, um wenigſtens gegen Wind und Wetter ein Obdach zu haben. Als ich mich nach der Urſache dieſer Räubereien erkundigte, gab er mir zur Antwort, ſeit jenem Zeitpunkte, wo die Mahratten zuerſt den Verſuch gemacht hätten, die Pertabgur-Goands, welche die Berggegenden weſtwärts von Ruttunpour bewohnen, unter ihre Botmäßigkeit zu bringen, hätten dieſe beiden Völkerſchaften einander unaufhörlich bekriegt. Er fügte hinzu, da die Goands immer in zahlreichen Korps von einem Orte zum andern zögen, ſo unterließen ſie nie, bei dergleichen Gelegenheit überall große Verheerungen anzurichten, und Alles, was ihnen vorkäme, zu plündern; ich ſollte daher bei der Fortſetzung meiner Reiſe ja ſo behutſam als möglich zu Werke gehen. Ich erkundigte mich, ob es

wohl möglich ſey, auf einem oder dem andern Wege von Pory nach Omercuntuc zu gelangen. Er beantwortete dieſe Frage mit Nein, und wunderte ſich ſehr, daß ich Willens wäre, in ein Land zu reiſen, das, ſeiner Verſicherung zufolge, bloß reißenden Thieren, böſen Geiſtern, und blutdürſtigen Goands zum Aufenthalte diene.

Den 11ten März. Ich ſetzte heute meine Reiſe dreizehn Meilen weit fort, und zwar bis an das kleine, nur aus drei elenden Hütten beſtehende Dörfchen Noaparrah. Es gehört zu der Purgunnah von Cheytma, die einen Theil von Choteesgur ausmacht. Heute ſtarb eines meiner Kameele, an welchem wir Kennzeichen der Waſſerſcheue bemerkt zu haben glaubten; denn es war ſeit einigen Tagen ſo wild und unbändig, daß es einmal über das andere ſeine Ladung abwarf. Anfänglich konnte ich mir dieſen Umſtand gar nicht erklären, endlich beſann ich mich aber, daß in der Nacht zuvor, als wir von Rajegaut, bei Benares, aufbrachen, ein Hund in unſer Lager kam, der jenes Thier ins Geſicht, und ein Tattoo ins Bein gebiſſen hatte, welches nachher zu Kurgommah verreckte, ohne daß wir uns die Urſache ſeines Todes erklären konnten.

Den 12ten März. Wir marſchirten nach Maudun, und zwar noch immer durch ein enges Thal, zwiſchen zwei hohen Bergreihen. Unterwegs nahm ich auf den Gipfeln und an den Abhängen der Berge kleine

Fleckchen angebautes Land wahr; auch ſah ich durch mein Teleſkop hie und da eine Hütte, und einige Menſchen, welche nackend einher giengen. Mitunter erblickten wir zahlreiche Heerden wilder Büffel.

Den 13ten März. Als wir aus den Berggegenden heraus waren, kamen wir nach Ruttunpour. Da ich vernommen hatte, daß dies der Hauptort in Choteesgür und die Reſidenz des Subadars ſey, ſo ſtellte ich mir unter dieſer Benennung eine anſehnliche Stadt vor; um ſo größer war daher meine Verwunderung, als ich ſah, daß es weiter nichts als ein großes Dorf war, das aus ungefähr tauſend Hütten beſtand, von welchen eine beträchtliche Anzahl unbewohnt waren. Selbſt das Haus des Subadars Ittul Pundit, welches ein Ziegeldach hatte, und auf dem Bazar, oder Marktplatze, ſtand, ſchien ein elendes Neſt zu ſeyn.

Ich war vom Gouvernement zu Berar mit einem an dieſes Oberhaupt gerichteten Schreiben verſehen, welches ich ihm ſogleich nebſt einer Abſchrift meines Paſſes zuſchickte. Gegen Mittag ſandte er ſeinen Bruder, welcher mir zu meiner Ankunft gratulirte, und ſich, nachdem die erſten Höflichkeitsbezeigungen vorüber waren, erkundigte, auf welchem Wege ich nach Ruttunpour gekommen ſey. Als ich ihm hierauf Corair nannte, konnte er ſich nicht genug wundern, daß wir es gewagt hätten, durch dieſe unwirthbaren, wilden und bergigen Gegenden zu reiſen. Die Truppen der Mah-

ratten, fuhr er fort, kämen allemal, wenn ſie in dieſes Land geſchickt würden, wegen Mangel an Lebensmitteln, in die größte Verlegenheit, und die üble Beſchaffenheit des Waſſers verurſache unter ihnen viele Krankheiten. Nun hatte ich zwar häufig die Brechnuß (nux vomica) über den Bächen und Flüſſen hangen ſehen, und wirklich vermuthet, daß die Infuſion derſelben vielleicht im Magen und Eingeweide einen widernatürlichen Reiz verurſache; aber gleichwohl waren die Flüſſe hell und klar, und das Waſſer hatte nichts weniger, als einen übelen Geſchmack. Als ich dem Bruder des Subadars die Frage vorlegte, wovon denn jene ſchädliche Wirkung des Waſſers, ſeiner Meinung nach, herrühre, gab mir derſelbe zur Antwort, man ſchreibe ſie dem Umſtande zu, daß ſolches ganz außerordentlich kalt ſey; ich muß aber offenherzig geſtehen, daß ich von dieſer Eigenſchaft nicht das mindeſte bemerkt hatte. Er erkundigte ſich alsdann, auf welchem Wege ich geſonnen ſey, nach Vizagapatam zu reiſen. Als ich ſagte, unſere Tour gehe durch Choteeſgur und Buſtar nach Jaypour, ſo erwiederte er, ich hätte ſonach noch ein ſehr wildes und bergiges Land zu durchreiſen, deſſen Bewohner noch überdies Goands und äußerſt rohe Menſchen wären, ſo daß ich allerdings zu befürchten hätte, auf eine oder die andere Art mit ihnen in unangenehme Händel verwickelt zu werden. Auf meine Frage, ob denn die Mahratten-Regierung daſelbſt nicht in Wirkſamkeit ſey, erwiederte er Folgendes: der Rajah habe ſeit den letzten vier oder fünf Jahren keinen Tribut bezahlt; die Mah-

ratten hätten das Land nie ganz unter ihre Botmäßigkeit bringen können; da ſie aber darauf ausgegangen wären, die Goands unaufhörlich zu plündern und zu beunruhigen, ſo hätte ſich der Rajah dadurch bewogen gefunden, die Oberherrſchaft der Mahratten anzuerkennen, und ihnen die Entrichtung eines jährlichen Tributs zu verſprechen. Nur erſt vor wenig Tagen ſey von Buſtar ein Wakil *) mit fünf tauſend Rupien angekommen, welches zum Beweis diene, daß die Goands das gute Vernehmen mit den Mahratten wieder herzuſtellen wünſchten. Ich ſolle mir, fuhr er fort, ein Schreiben von der Ranny, oder Wittwe des letztverſtorbenen Bembajee an den Conkait Rajah mitgeben laſſen, deſſen adoptirter Sohn derſelbe geweſen ſey. Dieſer Conkair Rajah ſey ein Chef der Goands, und beſitze einen Strich des bergigen Landes, welches an die ſüdlichen Theile von Choteeſgur gränze, und zwiſchen dieſem und den Beſitzungen des Buſtar Rajah mitten inne liege; von welchem ich mir folglich auf meiner ferneren Marſchroute durch Buſtar nach Vizianagram, wo meine Reiſe ſich endigen ſolle, am allerſicherſten Hülfe und Beiſtand verſprechen könne.

Ich hatte nun, von Chunar bis nach Ruttunpour, in Zeit von vier und vierzig Tagen zwei hundert und ſechs und neunzig Meilen zurückgelegt. Dies war nun freilich, nach Verhältniß der Zeit, eben keine

*) Ein Abgeordneter oder Bevollmächtigter.

gar weite Reiſe; allein die ſchlechten Wege und die unfreundliche Witterung hatten die Fortſetzung derſelben in den erſten zwanzig Tagen nicht nur außerordentlich verzögert, ſondern zugleich auch unſer Vieh dergeſtalt abgemattet, daß wir uns um unſeres eigenen Wohls willen entſchließen mußten, einige Tage zu raſten, und neue Kräfte zu ſammeln.

Jetzt hatte ich mein Augenmerk auf mehrere intereſſante Gegenſtände gerichtet, von welchen ich nähere Erkundigung einzuziehen wünſchte. Der erſte und wichtigſte betraf eine zuverläſſige Nachricht von den Quellen der beiden Flüſſe Narbudda und Soane, und von den Wallfahrten der Hindu zu dieſen Quellen. Als ich daher gegen Abend von Jitul Pundil einen Beſuch erhielt, äußerte ich gegen ihn, daß ich der Begierde, mich an den gedachten Ort zu begeben, faſt nicht mehr widerſtehen könne, und erkundigte mich nach der Beſchaffenheit des Weges, welchen die Reiſenden gewöhnlich zu nehmen pflegten, um von Ruttunpour nach Omerecuntuc zu gelangen. Er gab mir hierüber beinahe dieſelbe Auskunft, welche ich ſchon vorher von einem meiner Hirkarrahs erhalten hatte, der ſelbſt an Ort und Stelle geweſen war, und fügte hinzu, die Goands wären jetzt mächtiger als je, und ſchon ſeit geraumer Zeit hätten ſich die Pilgrimme nicht mehr dahin zu wallfahrten getrauet. Zu gleicher Zeit verwunderte er ſich höchlich, und äußerte ſogar einige Unruhe über die Beweggründe, wodurch ich mich veranlaßt finden könnte, dieſe unwirthbaren Berggegenden und Wild-

Päſſe zu bereiſen. Ich erwiederte, die Nachricht, daß daſelbſt ein ſehr großer Hindutempel und allerlei merkwürdige Bildſäulen vorhanden wären, habe das Verlangen in mir erregt, dieſelben in Augenſchein zu nehmen; denn prachtvolle und erhabene Gegenſtände brächten dieſe Wirkung in den Gemüthern der Menſchen gewöhnlich hervor. Hierin gab er mir zwar recht, machte aber zugleich die Bemerkung, mein Vorhaben ſey ſchlechterdings nicht ausführbar. Denn, wenn ich auch gleich mein Vieh und Gepäck unter ſeiner Obſorge zurücklaſſen, und nebſt meinen Leuten zu Fuß gehen wolle, welches das einzige Mittel ſey, auf jenen rauhen und ungebahnten Wegen nach Omercuntuc zu gelangen; ſo würde doch der Purtaubgur Goand Rajah gewiß nicht unterlaſſen, mir die Ausführung meines Vorhabens auf alle erdenkliche Art zu erſchweren, und mich zu dem Ende in einem jener Gauts, oder Bergpäſſe, einzuſchließen, aus welchem wir nichts anders, als mit beträchtlichem Verluſt wieder herauskommen könnten, oder wohl gar verhungern müßten. Da ich nun ſah, daß ich mir von dem Mahratten ganz und gar keine Beihülfe zu verſprechen hatte, und daß ihn ſein Argwohn veranlaſſen werde, mir alle erdenkliche Hinderniſſe in den Weg zu legen, ſo ſah ich mich zu meinem nicht geringen Leidweſen genöthiget, mein Vorhaben aufzugeben, und auf die Beſichtigung eines Ortes Verzicht zu thun, der unter die merkwürdigſten Naturſeltenheiten in ganz Hindoſtan gerechnet zu werden verdient.

Bei ſo bewandten Umſtänden blieb mir nun nichts weiter übrig, als von dem gedachten Orte ſo genaue Nachrichten einzuziehen, als ich nur irgend erlangen konnte. Der Subadar zeigte ſich ſehr bereitwillig, mir hierin beizuſtehen, und ſchickte zwei Punditen zu mir, welche verſchiedenemal dort geweſen waren, und die er mir als Leute von nicht gemeinen Kenntniſſen ſchilderte, die meinen Wünſchen zuverläſſig in jeder Rückſicht entſprechen würden. Beide waren Braminen, die folglich zu einer der vornehmſten Kaſten gehörten, und wirklich gelehrte Männer. Ich erkundigte mich bei ihnen vor allen Dingen nach den Wegen von Ruttunpour nach Omercuntuc. Sie ſagten, es gäbe nur einen, und dieſer führe auf der nördlichen Seite der Stadt ins Gebirge, gehe dann immer bergauf und bergab, durch tiefe Schluchten, an jähen Abgründen hin, und durch dicht verwachſene Wälder, bis nach Pindara (auf eine Strecke von etwa zwölf Koß), welches der Hauptort einer Purgunnah gleichen Namens, übrigens aber weiter nichts als ein elendes, dem Subah zugehöriges Dorf ſey. Von da aus ſey der Weg nur den Bergbewohnern bekannt, von welchen die Pilgrimme bei ihren Wallfahrten auf das Hochgebirge Omercuntuc allemal einige als Wegweiſer mitnähmen. Der Soane entſpringe auf deſſen öſtlicher Seite, fließe durch Pindara, und von da, nachdem ſich mehrere andere Flüſſe, die auf der nordöſtlichen Seite des erwähnten Gebirges herabkämen, mit ihm vereinigt hätten, nordwärts durch Sohaujepour und Bojalecund, wo er ſeinen Lauf gegen Oſten richte, und ſich endlich in den

Gangas ergieße. Der Tempel ſey ganz oben auf dem Gebirge, faſt in der Mitte deſſelben, und zwar an der Stelle, wo die Narbudda aus einem kleinen pucka Coond, oder Brunnen, dem es nie an Waſſer fehle, hervorquelle, und über die Oberfläche des Gebirges weggleite, bis ſie ſich endlich an deſſen weſtlichem Ende in die Mundilla hinab ſtürze. Sie beſchrieben mir dieſen Fall als unermeßlich hoch, und ſetzten hinzu, der Fluß habe ſich am Fuße des Gebirges ein überaus groſſes Bette gewühlt, worin er, bevor er ſeinen Lauf weiter fortſetze, noch einige andere Flüſſe aufnähme, und bald darauf einen großen Strom bilde.

Ich war mit dieſer Beſchreibung, welche die beiden Punditen, ohne ſich lange zu beſinnen, von jener Gegend entwarfen, ungemein zufrieden, und zwar um ſo mehr, da ſelbige mit den Nachrichten, welche ich dieſerhalb ſchon vorläufig eingezogen hatte, vollkommen übereinſtimmte, und ich folglich nicht die mindeſte Urſache hatte, an ihrer Glaubwürdigkeit zu zweifeln. Ich fragte ſie hierauf, zu weſſen Gebiet denn Omercuntuc gehöre. Sie erwiederten, das Gouvernement Nagpour habe einen Theil zu der ihm zugehörigen Purgunnah von Pindara gezogen, der zweite Theil werde vom Rajah von Sohaujepour, und der dritte von den Goands in Anſpruch genommen; letztere hätten aber dermalen das Ganze im Beſitz. Sie erzählten mir ferner, der mehrerwähnte Tempel ſey vierzig Fuß hoch, und enthalte eine Menge Abbildungen, welche den Inhalt einer romanhaften Erzählung darſtel-

ten. Dies gab mir Anlaß, mich nach der Wallfahrt zu erkundigen, welche von Zeit zu Zeit nach dieſem Tempel unternommen wird. Aus ihrer Erzählung ſchien ſo viel hervor zu gehen, daß die Schätze, welche von den Gaben der Pilgrimme und der von ihnen zu entrichtenden Abgabe, zuſammengeſpart worden, drei Mitwerber gereizt hatte, ſich des gedachten Tempels zu bemächtigen, wiewohl er eigentlich den dabei angeſtellten Braminen gehörte.

Die Hindus beten an der Quelle jener Flüſſe die Gattin des Sivaah, von welcher Sir William Jones, in ſeiner Abhandlung über die Gottheiten Griechenlandes, Italiens und Indiens, ſagt, daß derſelben drei verſchiedene Namen beigelegt würden; nämlich Parwati, die berggeborne Göttin; Durga, die ſchwerzugängliche; und Bhavani, die Göttin der Fruchtbarkeit. Letzteres iſt die gewöhnliche Benennung, unter welcher ſie zu Omercuntuc verehrt wird. Der Tempel, worin das Moorut, oder Bildniß der Bhavani enthalten iſt, wurde von einem der ehemaligen Rajahs von Ruttunpoor erbauet. Die Punditen ſagten, man habe ehedem ſchriftliche Nachrichten gehabt, worin zwei und fünfzig ſeiner Nachfolger vorgekommen wären, ſeit ungefähr ſechzig Jahren aber wäre dieſe Familie ganz ausgeſtorben; die Mahratten hätten ſich die darauf erfolgten Unruhen, welche durch mehrere Throncompetenten veranläßt worden wären, zu Nutze gemacht, ſich des Landes bemächtigt, und es ſeit jenem Zeitpunkte behalten. Sie nannten mir die

Namen von drei jener Rajahs, die in älteren Zeiten regiert hätten; nämlich Heobobun Sing; ſeinen Vater Heonurrais; ſeinen Großvater Bisnaut Sing; und ſeinen Urgroßvater Ruttün Sing. Mehrere, ſagten ſie, wiſſe man ſich nicht zu erinnern; auch wären dergleichen nicht aufgezeichnet; eine Ueberſicht des Ganzen komme zwar in gewiſſen Handſchriften vor, die aber dermalen ſchwer auszumitteln wären. Als ich den Wunsch äußerte, diese Handschriften zu beſitzen, erwiederten ſie, es ſey ſehr zu zweifeln, daß dergleichen noch in Ruttunpour vorhanden ſeyen; denn ſeit der Zeit, daß dieſe Stadt unter der Herrſchaft der Mahratten ſtünde, hätte dieſelbe ſo viel Unglück und Elend erduldet, daß den Braminen die Unterſtützung, welche ſie unter der vorigen Regierung genoſſen hätten, gänzlich entgangen ſey. Man habe ihnen ſogar die wenigen Ländereien entriſſen, von deren Ertrage ſie ſich genährt hätten, ſo daß ſie nicht nur in ihren literäriſchen Beſchäftigungen geſtört, ſondern auch in eine ſo dürftige Lage verſetzt worden wären, daß ſie die Noth gezwungen habe, ſich anderswo nach einem friedlichen Wohnorte und anderweitigem Unterhalte umzuſehen. Natürlicher Weiſe hätten ſie denn auch ihre Bücher und handſchriftlichen Nachrichten, mitgenommen. Dermalen, fügten ſie hinzu, wären nur noch zwei oder drei jener Familien, im Dienſte der Mahratten, die aber ſo wenig Einnahme hätten, daß ſie mit genauer Noth ſubſiſtiren könnten.

Die Quelle, aus welcher die Narbudda ent-

ſpringt, ſoll mit einer zirkelrunden Mauer eingefaßt ſeyn, die ein gewiſſer Mann, Namens Rewah aufführen ließ, weshalb dieſer Fluß von ſeiner Entſtehung an, durch ganz Mundilla, bis an die Gränze von Bhopaul, Maht Rewah genannt wird. Die Bildniſſe zu Omercuntuc ſollen, dem Vernehmen nach, die Bhavani (welche hier, unter dem Symbol des Fluſſes Narmada, oder Narbudda, göttlich verehrt wird) in der Attitüde vorſtellen, wie ſie ihre Wuth an ihrer Sklavin Johilla, und einer Menge Dienſtboten ausläßt, die ſamt und ſonders damit beſchäftiget ſind, ein Hochzeitmal zuzubereiten. Dies bezieht ſich auf folgende Fabel aus der Indiſchen Götterlehre: Der Halbgott Soane hatte ſich, wegen ihrer ganz außerordentlichen Schönheit, in die Narmada verliebt. Nachdem er lange genug vergebens um ſie gebuhlt hatte, nahm er ſich vor, der Göttin ſeinen Beſuch abzuſtatten, und ihr einen förmlichen Heurathsantrag zu machen, in Hoffnung, auf dieſe Art am ſicherſten zum Ziele ſeiner Wünſche zu gelangen. Narmada ſandte ihre Sklavin Johilla mit dem Auftrage fort, zu ſehen, in welchem Aufzuge Soane ſich einfinde, und ihn, wenn er gehörig mit Juwelen geſchmückt, und von ſo einnehmender Geſtalt ſey, daß er verdiene der Gemal einer Göttin zu werden, nach Omercuntuc zu führen. Johilla machte ſich auf den Weg, ſah den Soane, und ward von ſeinem Schmuck, noch mehr aber von ſeiner Schönheit ſo ſehr verblendet, daß ſie ſich ſterblich in ihn verliebte, und ſich ſogar gelüſten ließ, die Rolle ihrer Gebieterin zu ſpielen. Als ihr dieſes gelang und

die Bhavani (oder Narmada) bei ihrer Ankunft zu Omercuntuc den Betrug entdeckte, wurde ſie gegen die Johilla dergeſtalt entrüſtet, daß ſie dieſelbe fürchterlich prügelte, und ihr das ganze Geſicht zerkratzte, wie man ſolches in der obgedachten Abbildung vorgeſtellt ſieht. Dann ſtürzte ſie den Sogne vom Gipfel des Hochgebirges bis zu der Stelle hinab, wo jetzt der Fluß gleiches Namens entſpringt; ſie ſelbſt verſchwand an der Stelle, wo die Narbudda hervorquillt; und aus den Thränen der Johilla entſtand ein kleiner Bach dieſes Namens am Fuße des Omercuntuc.

Die Punditen beſchenkten mich am Ende ihres Berichtes mit einer Anrede des Beas Muni an die Narbudda, die aus dem Buche Vayer Purana extrahirt iſt, und von meinem Freunde, Herrn Samuel Davis, folgendermaaßen überſetzt wurde: „Beas „Muni redete die Nurmada (oder die Göttin des „Fluſſes Narbudda) mit folgenden Worten an: „Prachtvoll, gleich der Sonne und dem Monde, ſind „deine Augen; aber das Auge an deiner Stirne flammt „wie Feuer. In deiner Hand trägſt du einen Speer, „gleich dem Treſul, und ruheſt am Buſen Bhyroe's. „Wo du zugegen biſt, da vertrocknet das Blut des An„duk (Oſſura); dein Weuſon (eine Art Schnee) be„nimmt dem Menſchen die Furcht. Brama und Siva „verkünden dein Lob, und die Sterblichen beten dich „an. Die Munis verehren dich; die Dewas (Halbgötter) und Hindras (Engel) ſtammen von dir ab. „Du biſt mit dem Ocean vermählt; du biſt entſproſſen

„vom Surya. Durch dich werden die Sterblichen ge„heiliget. Du verſcheuchest Mangel und Elend; du be„glückſt alle die, welche dich verehren. Du biſts, welche „die Sterblichen in die Gefilde der Seligen führet, und „ſie lehret den Ort der Qual zu vermeiden. Du biſt „auch Reba, ein Kind des Schneegebirges Hemala. „— Narmada antwortete: Deine Worte, o Muni! „ſind wahrhaft, und rein iſt dein Herz. Sey du hin„führo das Oberhaupt der Munis! — Wer dieſes „fleißig lieſet, der wird lange leben auf Erden; er wird „zu Reichthum und Ehre gelangen, und die Zahl ſeiner „Nachkommen wird groß ſeyn.“

Den 16ten März. Heute früh ſtreifte ich ein wenig umher, um den Waſſerbehälter und die Gebäude auf der weſtlichen Seite von Ruttunpour in Augenſchein zu nehmen. Die erſten Gegenſtände, welche meine Aufmerkſamkeit an ſich zogen, waren zwei Tempel der Hindus auf einer Anhöhe. Den einen hatte Bembajee dem Letchnum Ram zu Ehren erbauet; der andere war dem Bembajee gewidmet, den die Mahratten, ſeiner heroiſchen Thaten wegen, als einen Dewa verehrten, und auf deſſen Altare ſie folglich zu gewiſſen Zeiten Opfer und Gaben darbrachten. Mein Wegweiſer führte mich ſodann über einige hohe Dämme, welche ſich auf der öſtlichen und nördlichen Seite um das Fort ziehen. Aus letzterem führt ein Thor nach einem Waſſerbehälter auf einem hohen Walle. Dieſe zwei Faſſen ſind von zwei großen Waſſerbehältern umgeben, der Wall aber iſt gänzlich verfallen, und an der Stelle,

wo er ehedem ſtand, hat man ein Paar armſelige Hütten erbaut. Am nördlichen Ende des Fort, ſteht ein kleines von Ziegelſteinen erbautes Haus, das von der Annundybyr und noch einer anderen Ranny des letztverſtorbenen Bembajee bewohnt wird. Dieſer hinterließ bei ſeinem Abſterben drei Weiber, wovon ſich nur eine mit ſeinem Leichname verbrennen ließ; die zwei anderen leben von einem Jagheer, das ihnen der Rajah von Berar bewilligt hatte.

Ich ſetzte nun meinen Weg immer weiter gegen Südweſten fort, bis ich an eine Pagode kam, die dem Bhyroe gewidmet war, und worin ich ein ungeheuer großes Götzenbild anſichtig wurde, deſſen Höhe neun Fuß betrug. Es beſtand aus blauem Granit, war über und über roth angeſtrichen und mit Blumen geſchmückt. Von da führte man mich auf eine kleine Anhöhe Letchmy Tackry genannt, auf welcher eine Bildſäule der Bhavani nebſt einem dieſer Göttin gewidmeten Tempel ſteht, deren beſonderem Schutze es die Hindus, ihrem Vorgeben nach, zu danken haben, daß ſie von den Muſelmännern nicht in ihren gottesdienſtlichen Gebräuchen zu Ruttunpour geſtöret werden. Von dieſer Anhöhe hat man eine ungemein ſchöne Ausſicht auf die Stadt und das Fort, die mit einer großen Anzahl von Weihern und Teichen umgeben ſind. Jenſeits derſelben erblickt man den Berg Loffagur, auf welchem die Mahratten vormals einen Poſten hatten; und ganz im Hintergrunde, nach Omercuntuc zu, liegen die ſogenannten blauen Berge. Südwärts ſah ich einen

groſſen See, deſſen Einfaſſung beinahe eine Meile lang war; und weſtwärts ſtand ein kleines weiſſes Gebäude, von welchem man mir erzählte, es ſey das Grabmal des Mooſabhan, eines von Almoſen lebenden Patan, welchen die Goands vor mehreren Jahren umgebracht hatten, weil er ſich einfallen ließ, die Leute zur Mahommedaniſchen Religion zu bekehren.

Ich gieng nun die Anhöhe herab, um einen Haufen Ruinen in Augenſchein zu nehmen, unter welchen man mir das uralte Mahal, oder Haus, des Rajah Ragonaut unterhalb Gooſapahar zeigte. Es war an derſelben Stelle erbaut, wo vor Zeiten Rattunpour geſtanden hatte, welches man damals Rajepour zu nennen pflegte. Auf dem Rückwege bemerkte ich ein Gebäude in der Mitte eines Weihers, welches auf ſechs und dreiſſig, nach Gothiſcher Art gebauten Schwibbögen ruhte. Auf den äußeren Pfeilern derſelben ſtanden vier und zwanzig Pyramiden, und in der Mitte dieſer letztern nahm ich einen pyramidenförmigen Tempel wahr, deſſen Totalhöhe ich auf fünfzig Fuß ſchätzte. Ich vernahm, daß dieſes ein Denkmal ſey, welches man einem ehemaligen Rajah von Ruttumpour zu Ehren errichtet habe; und dadurch wurde meine Neugierde ſo ſehr rege gemacht, daß ich mich gar zu gern hätte überfahren laſſen, um daſſelbe in der Nähe zu betrachten; denn es konnte vielleicht eine oder die andere Inſchrift vorhanden ſeyn, und wenn dieſes wirklich der Fall war, ſo würde dieſelbe über dieſen Theil von Indien unfehlbar viel Licht verbreitet haben. Allein mein Klef-

ner Streifzug hatte bereits in der Stadt einiges Aufſehen erregt, und ich konnte mir leicht vorſtellen, daß ſolches, wenn ich mich noch länger hier aufhielt, vermehrt werden würde. Da nun die Fortſetzung meiner Reiſe großen Theils von dem Beiſtande abhieng, welchen ich mir von Seiten des Subadars von Choteesgur verſprach; ſo hielt ich es für rathſamer auf die Beſichtigung jenes Gebäudes Verzicht zu thun, und in mein Lager zurückzukehren, als dem glücklichen Erfolge meines noch bevorſtehenden und mit keinen geringen Schwierigkeiten verbundenen Unternehmens ein oder das andere Hinderniß in den Weg zu legen.

Mittags erhielt ich abermals einen Beſuch von den Punditen, und nun ſprachen wir mit einander von den Gebäuden und Ruinen, die ich deſſelbigen Morgens in Augenſchein genommen hatte. Unſere Unterredung begann damit, daß ſie der ſieben Coands, oder Brunnen, erwähnten, worüber, ihrer Verſicherung zufolge, eben ſo viele Dämonen die Aufſicht führen. Sie ſagten, wenn man ſich darin bade, ſo habe dies die wohlthätige Folge, daß man von ſeinen Sünden gereiniget werde. Dieſe Brunnen ſind in und bei Ruttunpour befindlich, und weil man dieſelben für heilig hält, ſo hat man den Ort, wo ſie anzutreffen ſind, Coſſy genannt. Die Punditen wußten eine Menge Mährchen von den Dämonen und Rieſzn zu erzählen, die vor Zeiten jene Berge bewohnt haben ſollen; unter andern von einem gewiſſen Gopaul Raw Palwan, der ein berühmter Ringer war, unter der Regierung des Kai-

ſers Akbar lebte, und von welchem ein Theil der Anhöhen auf der nördlichen Seite von Ruttunpour ſeine Benennung erhalten hat. Sie erzählten mir allerlei ſonderbare Anekdoten von ſeinen Heldenthaten, ſo wie von ſeiner außerordentlichen Stärke und Geſchicklichkeit, und ſetzten noch hinzu, als ſeine Berühmtheit dem Kaiſer Akbar kund worden ſey, habe er ihn nach Hof kommen laſſen, und über ſeine bewunderswürdigen Kunſtſtücke ungemein viel Vergnügen bezeugt.

Als die Punditen im Begriffe waren Abſchied zu nehmen, und ich wegen meiner, auf den nächſtfolgenden Morgen anberaumten Abreiſe, keine Hoffnung hatte, ſie nochmals zu ſprechen, ſo kam ich auf den Einfall, ſie für die Nachrichten, welche ſie mir auf eine ſo liberale und bereitwillige Art ertheilt hatten, wenigſtens einigermaaßen zu belohnen. Ich machte ihnen daher ein ſchickliches Präſent, und äußerte noch zu guter Letzt den Wunſch, wenn ihnen etwa in oder bei Ruttunpour eine Inſchrift, oder ſonſt einige alte noch lesbare Zeilen, bekannt ſeyen, ſo möchten ſie mir doch eine Abſchrift davon zukommen laſſen. Beim Weggehen verſprachen ſie mir, ſie würden ſich alle erdenkliche Mühe geben, meinen Wunſch zu erfüllen. Gegen Abend überſchickten ſie mir ein Papier, worauf einige Zeilen mit jener Art Charaktere geſchrieben waren, die unter der Benennung Deonagur bekannt ſind; allein bei näherer Unterſuchung fand ſich, daß ſie dieſelben aus dem Mahabarat abgeſchrieben hatten.

Ruttunpour iſt unſtreitig ein uralter Ort; und wenn ich mich lange genug daſelbſt hätte aufhalten können, um die Ruinen gehörig zu unterſuchen und die alten im Orte vorhandenen Handſchriften ausfindig zu machen, ſo würde ich unfehlbar in Betreff deſſelben mancherlei intereſſante Nachrichten eingezogen haben.

Den 18ten März. Nachdem wir nun zu Ruttunpour fünf Tage ausgeruhet hatten, traten wir unſere Reiſe von neuem an, und waren deſto vergnügter, da uns der Weg über flaches Land führte, das von einer Menge kleiner Bäche durchſchnitten, ſtark mit Dörfern beſetzt, und mit Luſtwäldchen und Waſſerbehältern aufs ſchönſte geſchmückt war. Es iſt leicht zu erachten, das wir uns, nach ſo vielen überſtandenen Mühſeligkeiten, an dieſer Veränderung des Schauplatzes ganz außerordentlich ergötzten. Hierzu kam noch, daß hier die Mahratten-Regierung in voller Kraft und das Land trefflich angebaut war, daß man uns überall ſehr höflich behandelte, und bis zum Ueberfluſſe mit allen Arten von Getraide verſah. Dieſe ſo lange entbehrten Lebensgenüſſe machten, daß wir an die Strapatzen, welche wir in den Gebirgen und Wildniſſen von Corair, Kurgummah und Mahtin ausgeſtanden hatten, in kurzer Zeit nicht mehr zurückdachten. Da jedoch die Erzählung deſſen, was während unſerer Reiſe durch dieſes fruchtbare Land, Tag vor Tag vorfiel, eben ſo langweilig als unintereſſant ſeyn würde, ſo will ich nur ganz kurz anführen, daß wir in Zeit von ungefähr dreizehn Tagen nicht weniger als hundert Meilen in demſel-

den zurücklegten, und den ein und dreißigſten März zu Ryepour eintrafen, welches zwar nur der zweite Hauptort in Choteesgur, aber ſowohl in Anſehung ſeines Handels als ſeiner Bevölkerung, dem erſteren weit vorzuziehen iſt. Ich ſchätzte die Anzahl der darin befindlichen Hütten, auf ungefähr drei Tauſend; auch hat man auf der Nordweſtſeite dieſes Ortes ein großes ſteinernes Fort erbaut, deſſen Wälle zwar verfallen ſind, das aber mit einem breiten und tiefen Graben umgeben iſt.

Der Boden beſteht in dieſem Lande aus einer ſehr fruchtbaren ſchwarzen Dammerde, die aber nirgends über drei Fuß tief iſt. Unterhalb derſelben liegt feſtes Geſtein, welches genau ſo beſchaffen iſt, wie jenes, welches wir in den Flußbetten und an den Seiten der Waſſer behälter und Brunnen, wahrgenommen hatten. Es wächſt hier viel Waizen und eine Menge Pflanzen, welche Oel geben; z. B. Leinſamen, Palma Chriſti, und verſchiedene Arten Hülſenfrüchte. Reiß giebt es hier nicht häufig, weil der Anbau deſſelben ein Terrain vorausſetzt, in deſſen Vertiefungen ſich während der regnichten Jahreszeit das Waſſer ſammelt, welches man widrigenfalls durch Anlegung mehrerer Erdaufwürfe, oder Dämme, eindeichen muß, die, wenn kein Regen mehr fällt, von Zeit zu Zeit durchſtochen werden, um die Reißfelder unter Waſſer zu ſetzen.

Aus Choteesgur wird das Getraide in großer Menge in alle dem Nizam zugehörige Beſitzungen und

ſogar in die Circars verſendet, wenn dieſe Provinzen daran Mangel leiden. Aus letzteren wird dagegen Salz eingeführt, welches nachher wieder im Einzelnen ſo theuer verkauft wird, daß man es zuweilen mit Silber aufwägt. Die Anzahl der Dörfer iſt zwar beträchtlich, aber die Bewohner derſelben ſind arm. Es giebt hier viel Hornvieh; auch Pferde, die zum Geſchlecht der Tattoos gehören. Die Bevölkerung von Chateesgur iſt eben nicht ſtark, und die Landesregierung macht ſich wenig oder gar nichts damit zu ſchaffen, ſie zu befördern.

Das Suba von Chotteesgur und den dazu gehörigen Ländereien, iſt gegenwärtig vom Gouvernement von Berar an Ittul Pündit für eine gewiſſe Summe verpachtet, welche derſelbe jährlich in Nagpour erlegen muß; auch hat er vermöge ſeines Ranges, als Subadar, und in Betracht der mit dieſer Stelle verknüpften Einkünfte, noch außerdem eine nahmhafte Summe zu entrichten. Als ich mich hiernächſt erkundigte, wie und auf welche Art der Subadar dem Lande vorſtehe, ſo erfuhr ich, daß er es auf gewiſſe Zeit und gegen Erlegung einer namhaften Summe, ſtückweiſe ſeinen Pachtern überlaſſe, und zwar faſt unter den nämlichen Bedingungen, nach welchen man ihm das Ganze pachtweiſe übertragen habe. Die Einkünfte ſelbſt, werden von ſeinen Einnehmern erhoben, welchen dieſes Geſchäft in jenen Theilen des Landes, wo die Regierung hinlängliche Macht hat, wenig oder gar keine Mühe verurſacht. Die Hauptſorge des Subadars iſt immer darauf ge-

richtet, den Tribut von den Zemindars in den Berggegenden beitreiben zu laſſen, welche ſich bei dieſer Gelegenheit faſt allemal widerſetzen, und nicht eher zahlen, bis es zu blutigen Auftritten kömmt, die zuweilen ziemlich lange dauern, und leicht von ſehr übeln Folgen ſeyn können. Der Tribut, welchen ſie entrichten, iſt daher immer ſehr unbedeutend. Ich erkundigte mich hierauf nach der Art und Weiſe, wie die Abgaben von den Bauern erhoben werden. Man ſagte mir, ſie würden einmal wie das andere nach der Anzahl der Pflüge entrichtet, und beſtänden jederzeit in Naturprodukten; z. B. Korn, Oel, Baumwolle, und dergleichen, je nachdem der Pachter das Ackergeräthe zum Anbaue ſeiner Ländereien benutzte. Dies hat natürlicherweiſe die Folge, daß ſich dergleichen Produkte in den Vorrathshäuſern des Afterpachters außerordentlich anhäufen, und er folglich Bedacht darauf nehmen muß, einen Theil derſelben ſogleich in baar Geld zu verwandeln, damit er ſeinem eigenen Lehnsherrn den Grundzins abtragen kann.

Da die Reiſenden faſt in allen jenen Ländern, wo ſich die Landesregierung in den Händen geborner Indier befindet, weder für ihr Eigenthum, noch für ihre Perſon, hinlängliche Sicherheit haben, und da den Zemindars das Recht zuſteht, alle und jede Kaufleute, welche durch ihren Bezirk paſſiren, mit willkührlichen Abgaben zu belegen, ſo werden alle Fremde, welche ſich mit dem Handel beſchäftigen, durch dieſe Bedrückungen ſo muthlos gemacht, daß ſie nur ſelten im Lande der Mahratten ſich ſehen laſſen, und weiter nichts zum Verkaufe

gen, welche ſich von der Seeküſte der nördlichen Circars bis zu dieſem Theil der Halbinſel erſtrecken, und in der Breite einen Raum von drei Graden einnehmen. Auf dem Marſche durch dieſes ſchöne flache Land, hatte ſich unſer Vieh wieder völlig erholt und meine ſämmtliche Mannſchaft war ſo munter und geſund, daß ich alle Urſache hatte, zu hoffen, ſie werde nöthigenfalls wieder neue Strapazen und Mühſeligkeiten überſtehen können. Man hatte mich reichlich mit überaus ſchönem Waſſergeflügel bewirthet, und nebſt dem mit einer Menge Ortolanen und Wachteln; zahlreiche Viehheerden gewährten uns Milch und Ghee, ſo viel wir verlangten; und dieß alles bekamen wir um den niedrigſten Preiß. Es iſt daher leicht zu erachten, daß es uns allen ſehr nahe gieng, dieſes ſchöne geſegnete Land verlaſſen zu müſſen, und daß wir uns folglich an der Anſicht der vor uns liegenden Berge eben nicht ſehr ergötzten, zumal da wir uns bei deren Erblickung wieder an die Beſchwerlichkeiten erinnerten, welche wir bereits in dergleichen Berggegenden erduldet hatten.

Hier kam mir zum erſtenmal der Fluß Mahanuddee, oder Cuttack zu Geſichte, und nachdem wir denſelben paſſirt hatten, kamen wir in die dicken Waldungen von Konkair, wo ſich gleich Anfangs der Weg zu einem ſchmalen Fußpfade, oder vielmehr Engpaſſe, verengte, ſo daß wir uns immer zwiſchen Gebüſch und Waldbäumen befanden. Als wir über eine Reihe nicht gar hoher Hügel marſchirt waren, betraten wir nun den Strich Landes, welcher den ehemaligen Ra-

jahs von Goandwannah gehört und durchgehends von Goands bewohnt iſt. Das Dorf, bei welchem ſich unſer heutiger Marſch endigte, beſtand nur aus fünf elenden Hütten, und die Bewohner derſelben, etwa funfzehn an der Zahl, kamen heraus und begafften uns. Sie legten nicht die mindeſte Furcht an den Tag, und gaben uns durch einen Jaſſoos Hirkarrah zu verſtehen, wenn ihr Chef ihnen nicht ausdrücklich zu wiſſen gethan hätte, daß es ſein Wille ſey, ſo würden ſie nimmermehr zugegeben haben, daß wir ihr Land beträten.

Den 5ten April. Heute erlitt ich einen Verluſt, welcher mich ſehr ſchmerzte, und zwar in der Perſon des einzigen Hirkarra, welcher je dieſe wilden unangebauten Gegenden durchwandert hatte. Es war derſelbe, von welchem ich weiter oben erzählte, daß er die Quellen beſucht habe, aus welchen die Narbudda und der Soane entſpringen; und damals diente er unter den Mahratten. Er hatte ſchon ſeit drei Tagen über Schmerzen in den Eingeweiden geklagt, welches wohl davon herrühren mochte, daß er das Waſſer nicht vertragen konnte. Ich diſpenſirte ihn daher von ſeinem Dienſtgeſchäfte und damit er die Reiſe deſto gemächlicher fortſetzen könne, erlaubte ich ihm, mit noch einem Kranken gemeinſchaftliche Sache zu machen, welcher ſich allemal erſt eine Stunde nachher einfand, wenn ſich meine Leute ſchlafen gelegt hatten. Heute ward aber der eine und der andere vermißt. Als ich nun nach der Urſache forſchte, erwiederte der Mahratten-Hir-

karrah, welchen mir Ittul Pündit von Rut-tunpûur mit gegeben hatte, er könne nichts anderes vermuthen, als daß die Goands dieſe beiden Männer geplündert und todtgeſchlagen hätten; denn, ſprach er, wo ſollten ſie ſonſt in dieſem wilden und unwirthbaren Lande wohl hingekommen ſeyn?

Da der Rajah von Konkair bei meiner Annäherung bereits durch den Mahratten Aumil benachrichtiget worden war, daß ich an der Gränze von Choteesgur angekommen ſey, ſo ſchickte er gegen Abend einen Wakil mit dem Auftrage zu mir, mich auf ſeinem Gebiete zu bewillkommen und in ſeine Reſidenz zu führen. Dieſe Höflichkeitsbezeigung von Seiten des Oberhauptes der Goands war mir ſehr angenehm; denn ich hatte bereits aus dem Benehmen ſeiner Unterthanen erſehen, daß ſie, im Ganzen betrachtet, ein ſehr rohes Volk waren, dem es nicht an Muth fehlte, und daß er mich gewiß nicht durch ſein Land würde ziehen laſſen, wenn ich mich nicht bei ihm beliebt zu machen ſuchte. Indeß wurden wir doch reichlich von demſelben mit Getraide verſehen.

Den 6ten April. Heute langten wir in der Stadt Konkair an, die zwiſchen einem Felſenhügel und dem ſüdlichen Ufer des Mahanuddee liegt. Auf dem Gipfel des gedachten Hügels hatte der Rajah ein Fort erbauen laſſen, das mit zwei Kanonen beſetzt war. Wir lagerten uns in einem Walde von Mangobäumen, auf der nördlichen Seite des Fluſſes, und nachdem wir

hier ein wenig ausgeruhet hatten, überſandte ich dem Rajah das Schreiben, welches mir Ittul Pundit von der Ranny des Bembajee verſchafft hatte. Nach Verlauf von zwei Stunden erhielt ich Antwort, des Inhalts: daß mich der Rajah des anderen Morgens beſuchen, und mir über alle jene Umſtände, welche auf die Fortſetzung meiner Reiſe durch das Gebiet des letztverſtorbenen Viziaram-Rauze Bezug hätten, befriedigende Auskunft ertheilen werde. Zu gleicher Zeit ſchickte er mir fünf Hühner, einige Eier und ein kleines Schwein zum Geſchenke.

Es dauerte nicht lange, ſo brachten meine Hirkarrahs in Erfahrung, daß die Rajahs von Konkair und Buſtar mit einander in Händel verwickelt ſeyen, und daß erſterer das Land des Buſtar Rajah, da wo es nordoſtwärts an Konkair gränze, verheert und in Beſitz genommen habe. In dieſer nämlichen Gegend, fuhren ſie fort, entſpringe der Mahanuddee an einem Platze, welcher Sehowah genannt werde, und ſieben Koß ſüdwärts von Konkair entfernt ſey. Dieſer Platz iſt ringsum von Anhöhen umgeben, aber die Bergketten, welche ſich von Norden gen Oſten und Süden ziehen, ſchienen alle anderen an Höhe zu übertreffen und ſich ſehr weit zu erſtrecken. Die Gränze von Buſtar liegt nur ſechs Koß weit ſüdwärts, man kann auf keine andere Art zu derſelben gelangen, als durch den rauhen und ſteilen Paß Tilly Gautty, welcher über jene Berge führt.

Den 7ten April. Heute früh um acht Uhr verkündigte man mir die Annäherung des Saum Sing, Rajahs von Konkair. Da ich von deſſen Beſuche ſchon vorläufig benachrichtiget war, ſo hatte ich alles zu ſeinem Empfange vorbereiten laſſen. Als die erſten Höflichkeitsbezeugungen vorüber waren, fieng ich ſogleich an mich nach der Beſchaffenheit des Landes zu erkundigen, durch welches ich meine Reiſe nach den nördlichen Circars fortzuſetzen gedachte. Der Rajah beantwortete eine Menge Fragen, die ich ihm vorlegte, in eigener Perſon, und meine Verwunderung war nicht gering, als ich hörte, daß er ſich ſehr geläufig in der Hindoſtaniſchen Sprache ausdrückte. Er erklärte mir auf eine ſehr faßliche Art, mein nächſter Weg gehe über Donga nach Jugdulpour, der Hauptſtadt in Buſtar; von hier aus nach Cotepar, dem Gränzorte zwiſchen Buſtar und Jaepour; und von da durch Koorkoty-gaut ins Land des Biziaram-Rauze. Dieſer Weg aber nach der Seeküſte, ſprach er, werde bloß von den Brinjaries frequentiret, und ſelbſt dieſe beſuchten ihn nicht mehr, ſeitdem der Rajah von Buſtar durch ſein widerſpenſtiges Betragen den Ausbruch der Feindſeligkeiten veranlaßt habe; denn die benachbarten Goand Zemindars, hätten auf Anſtiften der Mahratten auf eine weite Strecke alle Dörfer geplündert und ſie gänzlich zu Grunde gerichtet. Hierauf ſchlug er mir einen anderen Weg vor, welcher ſich nach Oſten zu in die Krümme ziehe, über Sehowah (dem Orte, wo der Mahanuddee entſpringt) durch Ryegur nach Jaepour führe. Dieſer werde dermalen von den Brin-

Jarkes frequentirt, und wenn ich denſelben ebenfalls einſchlüge, ſo würde ich nicht nöthig haben, das Gebiet des Rajah von Buſtar zu betreten. Beide Wege ſtießen bei Jaepour zuſammen, welches der Hauptort in dem Lande gleiches Namens ſey, und aus fünfhundert Hütten beſtehe, die von den Dorea bewohnt würden. Bei dieſer Gelegenheit brachte ich in Erfahrung, die alte Stadt Buſtar ſey verödet; die Einwohner derſelben wären nach Jugdulpour gezogen, und nicht weit von dieſem Orte ſtröme ein beträchtlicher Fluß vorüber, deſſen Bett in der daſigen Gegend ſehr felſig und ſo tief ſey, daß man das ganze Jahr über nicht hindurch ſetzen könne. Auf einer Halbinſel, welche die Krümmungen dieſes Fluſſes bildeten, habe man ein kleines Fort aufgeführt, und eine vor demſelben liegende ſchmale Erdzunge der Quere nach durchſtochen, ſo daß es mit einem tiefen Graben verſehen und ein überaus feſter Poſten ſey; allein während der regnichten Jahreszeit trete der Fluß aus, und ſetze die ganze Gegend ſo ſehr unter Waſſer, daß ſie einem See gleiche.

Da ich nun, meines Erachtens, auf keinem anderen Wege fortkommen konnte, als auf dem über Sehowah und Ryegur, ſo beſchloß ich, mich in Konkair mit einem hinlänglichen Vorrathe von Lebensmitteln zu verſorgen, und ihn ſodann anzutreten. Als ich aber dem Saum Sing mein Vorhaben eröffnete, ſuchte er mir auf alle mögliche Art davon abzurathen. Zu dem Ende ſtellte er mir vor, wenn ich an den Paß Jaepourgaut käme, ſo würde ich denſelben verſperrt und mit

einem ſtarken Truppenkorps beſetzt finden, das dem Sohne des letztverſtorbenen Viziaram Rauze gehöre. Dieſes werde ſich mir zuverläſſig widerſetzen, und da meine Mannſchaft zu ſchwach ſey, den Paß zu forciren, oder auch nur ſich mit gehörigem Nachdruck zu vertheidigen, ſo würden wir unfehlbar geplündert und abgeſchnitten werden. Als ich ihn fragte, weswegen ich denn zu fürchten hätte, auf eine ſo feindſelige Art behandelt zu werden, ſo erzählte er mir, die Fringhys (Europäer) hätten dem Viziaram-Rauze ſein Land entriſſen, und er ſelbſt ſey nebſt einer großen Anzahl ſeiner Leute ums Leben gekommen, als er daſſelbe vertheidigen wollen; (dies bezog ſich auf das Treffen bei Padnaburam im Jahr 1794); mithin ſey gar nicht zu zweifeln, daß ſeinem Sohne Narrain Bauppoo, und ſeinen noch übriggebliebenen Anhängern die Gelegenheit ſehr willkommen ſeyn werde, an mir und meinen Reiſegefährten das Vergeltungsrecht auszüben. Richtig war es allerdings, daß der Rajah von Jaepour, Ramlochun, nach dem Tode des Viazaram Rauze deſſen Sohne Schutz verliehen, ihn nebſt ſeinem Anhange ſehr freundſchaftlich aufgenommen, und ihn mit ſeiner Kriegsmacht verſtärkt hatte, damit er in Stand geſetzt würde, den Engländern Widerſtand zu leiſten, und ſich dem Tribut zu entziehen, den ihnen Viziaram-Rauze vormals entrichten mußte. Saum Sing fügte noch die Bemerkung hinzu, der Weg führe mich mitten durch Jaepur; und wenn ich nun auch wirklich der Plünderung entgienge, ſo dürfte ich mir doch keine Hoffnung machen, glücklich von einem Ende zum

andern zu gelangen; denn der Rajah Ramlochun könne jeden Augenblick fünf Tauſend Mann ins Feld ſtellen; der größere Theil dieſer Truppen ſey mit Feuergewehren verſehen; andere wären mit großen krummgebogenen Meſſern und langen Speeren bewaffnet; und ſie hätten noch überdies die Gewohnheit, ſich im Gebüſche zu verſtecken, und ſo lange auf dem Erdboden fortzukriechen, bis ſie ihrem Feinde nahe genug wären, wo ſie alsdann ihre Speere mit außerordentlicher Geſchicklichkeit und Stärke nach ihm wärfen. Ferner ſtellte er mir vor, der Rajah von Buſtar, Dorryar Deo und ſein Sohn, Peerkiſſen Deo, wären ein Paar eben ſo tückiſche als mächtige Leute, die über einen großen Strich Landes herrſchten, der in acht und vierzig Purgunnahs eingetheilt ſey. Dorryar Deo habe zu der Zeit, wo ſein Vater mit Tode abgegangen ſey, drei Brüder gehabt; zwei derſelben habe er beim Kopfe nehmen, ihnen die Augen ausſtechen, und ſie bis auf den heutigen Tag im Gefängniſſe ſchmachten laſſen; der dritte hingegen ſey nach Nagpour geflüchtet. Nun erzählte er mir eine Menge Schandthaten, die er gegen ſeine eigenen Unterthanen verübt hatte, und unter andern, daß er erſt unlängſt den letzten ſeiner noch lebenden Anverwandten, ungeachtet er ihm zur Ausführung ſeiner ſchändlichen Entwürfe behülflich geweſen war, rein ausplündern ließ, worauf derſelbe, um einem noch traurigern Schickſale zu entgehen, die Flucht nahm. Dorryar Deo habe ſeinen ſeitherigen Aufenthaltsort, Jugdulpour verlaſſen, und halte ſich dermalen in der Bergfeſte Kaiſloor auf, die ohngefähr fünf Koß davon abliege. Hier troze er

thun den Mahratten und zahle nur ſo viel Tribut, als ihm beliebe. Die Mahratten nähmen daher ſeinen Unterthanen das Ihrige weg, und hätten alle Zemindars in der Nähe von Buſtar ermuntert, das Nämliche zu thun, und ihm ſo viel von ſeinem Beſitzungen zu entreißen, als nur in ihren Kräften ſtände. Bei ſo bewandten Umſtänden, ſagte Saum Sing ferner, ſey ſchwerlich zu erwarten, daß Derrar Deo meinen von den Mahratten erhaltenen Purwannah reſpectiren werde; im Gegentheil laſſe ſich mit Gewißheit vorausſehen, daß er, wenn gleich nicht öffentlich, doch wenigſtens unter der Hand, und mit Beihülfe des Rajah von Jaepour feindſelig gegen mich zu Werke gehen werde. Endlich ſchloß er mit der Bemerkung, er habe ſich bloß deswegen bewogen gefunden, mir dieſe Nachrichten zu ertheilen, und mir von der Fortſetzung meiner Reiſe über Buſtar und Jaepour nach Bizianagrum, abzurathen, damit man ihm dieſerhalb keine Vorwürfe mache, denn, im Fall mir ein Unglück widerführe, und die Mahratten vernähmen, daß er mir die bevorſtehenden Gefahren verheelt habe, ſo würden ihn dieſelben natürlicher Weiſe eines ſehr zweideutigen Betragens beſchuldigen; und da mich noch überdies die Nanny des letztverſtorbenen Bembajee, von welcher er adoptirt worden ſey, ſeiner Obſorge empfohlen habe, ſo fühle er ſich um ſo mehr verpflichtet, alles zu verhüten, was mir zum Schaden und Nachtheil gereichen könne; wenn ich nun aber ein für allemal darauf beſtände, jenen Weg einzuſchlagen, ſo möge ich die Folgen, die daraus entſtehen würden, ſelbſt auf mich nehmen; denn da er mir

alle Schwierigkeiten und Gefahren, welche ich zu überwinden hätte, vor Augen geſtellt habe, ſo ſey er nun von aller Verantwortlichkeit frei, und werde ſolches der Mahrattenregierung bekannt machen.

Der Chef der Goands ſagte mir dieß Alles auf eine ſo treuherzige und unbefangene Art, daß ich nicht die mindeſte Veranlaſſung hatte, die Glaubwürdigkeit der von ihm erhaltenen Nachrichten zu bezweifeln; auch fand ich nachher bei meiner Ankunft in den Circars, daß Alles pünktlich zutraf.

Ich nahm ſodann Veranlaſſung, ihn zu fragen, ob denn aber, wenn die Ruhe im Lande wieder hergeſtellt wäre, und folglich die Reiſenden von Seiten der Rajahs von Buſtar und Jaepour nichts mehr zu fürchten hätten, der Weg von ſolcher Beſchaffenheit ſey, daß man beladene Laſtthiere darauf fortbringen könne? Saum-Sing verſetzte, der Weg durch dieſes Land gehe immer bergauf und bergab durch die dickſten Wälder und ſteilſten Fußpfade; er ziehe ſich zuweilen an den Seitenwänden ſehr jäher Abgründe hin; beinahe ganz Buſtar ſey weiter nichts als eine Wildniß; nur an wenigen Plätzen ſey es, und zwar von einer ſehr unbedeutenden Anzahl jener wilden Goands bewohnt, die noch im Stande der Natur lebten; ich würde zuweilen große Strecken weit reiſen müſſen, ohne Waſſer anzutreffen, und Getraide ſey vollends gar nicht zu bekommen, bis man die Gränzörter des Landes erreiche, welches dem Viziaram-Rauze gehöre.

Dieſe ungünſtigen Nachrichten von der Beſchaffenheit des Landes, welches ich noch zu durchreiſen gedachte, benahmen mir auf einmal alle Hoffnung, den Zweck meiner Sendung erreichen zu können, und es ſchmerzte mich ſehr, daß mir das Schickſal den hämiſchen Streich ſpielte, die Fortſetzung meiner Reiſe auf eine ſo ganz unerwartete Art zu verhindern. Ich wußte nun wirklich nicht, wie ich mich aus dieſem Labyrinthe von Bergen und Wildniſſen wieder herausfinden ſollte; als ich mich jedoch bei dem Saum Sing erkundigte, welches wohl der kürzeſte und beſte Weg ſey, mich der Seeküſte zu nähern, war er ſogleich mit der Antwort fertig, man habe in dieſer Hinſicht keine freie Wahl, ſondern der einzige gangbare Weg führe von Konkair über Berge und durch Gebüſche nach Byragur, welches vierzig Koß nach Weſten zu entfernt ſey. Hier würde ich auf eine Landſtraße ſtoßen, welche mitten durch Chanda, ein ſchönes ebenes Land, nach Dekan führe. Da ich nun meine eigentliche Abſicht, mich gen Süden zu wenden, vereitelt ſah, und da mich der angezeigte Weg hoffen ließ, in Betreff der Geographie manche wünſchenswerthe Aufſchlüſſe zu erlangen, ſo nahm ich mir vor, denſelben einzuſchlagen; oder es geſchah vielmehr deswegen, weil ich auf keine andere Art fortzukommen wußte.

Eben wollte der Rajah ſich wegbegeben, als er einen Bogen feines Schreibepapier auf dem Tiſche liegen ſah, der ſeine Aufmerkſamkeit rege machte, und ihm ſogleich überreicht wurde. Er gefiel ihm ſo wohl, daß er

mich erſuchte, ihm etwas von dergleichen Papier, wenn ich es anders entbehren könne, zukommen zu laſſen. Ich verſprach ihm dies, und damit hatte unſere Unterredung ein Ende.

Als Rajah Saum Sing nebſt ſeinem Gefolge fort war, ſo ſchickte ich einen ſachverſtändigen Mann mit dem Auftrage zu ihm, ſich alle die Wege, welche von hier nach der Seeküſte führen, beſonders aber den, welchen er mir vorgeſchlagen hatte, genau beſchreiben zu laſſen, und ſie zu notiren. Da nun der Mahratten-Hirkarrah, welcher uns von Ruttunpour bis hieher begleitet hatte, ſeine Entlaſſung verlangte, ſo mußte ich mich nothwendiger Weiſe nach einem andern Manne umſehen, der zwiſchen uns und den Goands, welche wir als Wegweiſer mitnehmen ſollten, zum Dolmetſcher diente. Ich ließ daher den Rajah erſuchen, uns einen Mann dieſer Art mit zu geben, und ihm zu befehlen, daß er uns bis an die Gränze begleite; zu gleicher Zeit fügte ich die Bitte hinzu, mich mit einigen Empfehlungsſchreiben an die andern Goand-Zemindars, zwiſchen Konkair und Byragur, zu verſehen. Damit er dieſem Geſuche um ſo eher willfahren möchte, überſendete ich ihm, meinem Verſprechen gemäß, ein Buch Schreibepapier mit vergoldetem Schnitt, und zugleich einige Bogen buntes Chineſiſches Papier. Gegen Abend kam mein Abgeordneter mit der Nachricht zurück, der Rajah habe über mein kleines Geſchenk ſein Vergnügen bezeigt, und alle meine Bitten mit der größten Bereitwilligkeit erfüllt.

Abends ſieben Uhr fand ſich der Dewan des Rajah, der, wie man mich verſicherte, im ganzen Orte der einzige Mann war, welcher leſen und ſchreiben konnte, bei mir ein, und überreichte mir ein kleines Zettelchen, das an den Häuptling der Goands addreſſirt war, deſſen Gebiet zwiſchen Konkair und Byragur liegt. Der Inhalt war in der Mahrattenſprache abgefaßt, und als ich mir denſelben überſetzen ließ, fand ſich, daß er an den Rajah von Pennawar gerichtet war, und weiter nichts als die Nachricht enthielt, wer ich ſey und wohin ich zu reiſen gedächte, damit ihn meine Ankunft nicht beunruhigen, und er der Fortſetzung meiner Reiſe keine Hinderniſſe in den Weg legen ſolle. Der Dewan übergab mir ſodann einige Goands als Wegweiſer, und gieng ſeines Weges.

Den 8ten April. Heute Morgen hatten wir vollauf zu thun, damit wir unſere Wegweiſer bei uns behielten. Einige derſelben hatten ſich ſo lange geſträubt, bis ſie ſich losgeriſſen hatten, worauf ſie davon gelaufen waren. Unſer Weg gieng durch dicht verwachſene Wälder, und durch enge Höhlungen unterhalb der Berge hin; und dies dauerte an dieſem und dem nächſtfolgenden Tage ſo fort, bis wir Bouſlagur, ein großes, den Goands zugehöriges Dorf erreichten, das am Fuße eines ziemlich hohen Berges liegt. Hier ſah ich zum erſtenmale, daß es in dieſem Lande Ströme giebt, welche gegen Weſten fließen, und daß ſelbiges ſich nach dem Godavery zu abwärts neigt, ſo wie hingegen alle kleinen Flüſſe und Nullahs, die mir ſeither zu Geſichte gekommen waren,

ihren Lauf gegen Oſten richteten, und in den Mahanuddee fielen. Von Konkair bis an den letztgenannten Ort (auf einer Strecke von vierzig Meilen) war nicht ein einziges Dörfchen zu ſehen, das dieſe Benennung verdient hätte. Indeß erblickte ich hie und da eine oder zwei Hütten, nebſt kleinen Fleckchen Landes, welche vom Holze geſäubert und urbar gemacht waren. Die Goands hatten nämlich die Bäume bis zu der Höhe von drei Fuß oberhalb des Erdbodens weggehauen und die Zweige durch einander geflochten, um ihre Pflänzungen vor den wilden Thieren zu ſichern; auch hatten ſie das dazwiſchen ſtehende Gras und die Schlingpflanzen ausgerottet, um etwas Mais und Türkiſches Korn anbauen zu können.

Den 10ten April. Dieſen Morgen, als wir uns in Marſch ſetzen wollten, brachten die Leute des Rajah aus dem Dorfe die Goands zu uns, welche uns den Weg zeigen ſollten; kaum hatten ſie aber dieſelben abgeliefert, als letztere die verwegenſten Verſuche machten, wieder zu entkommen, welches auch den meiſten gelang. Die Leute des Rajah führten zwar zur Entſchuldigung an, ſie thäten ſolches aus Furcht; ich glaube aber, daß es aus vorſetzlicher Bosheit und in der Abſicht geſchah, uns in unangenehme Händel zu verwickeln; denn, kaum hatten wir eine kleine Strecke Weges zurückgelegt, als wir einen ſtarken Trupp Goands wahrnahmen, die mit Speeren bewaffnet waren, und ſich um einen Packochſen verſammelten, welcher etwas ſpäter als die andern hinter uns her kam; und ich glaube ganz gewiß, wenn

ich denen, welche die Aufſicht darüber führten, nicht einige Leute zu Hülfe geſchickt hätte, ſo würden ihn jene Räuber fortgeſchleppt haben. Ein Mann, welcher Tages vorher unterwegs etwas verloren hatte, und wieder in der Abſicht zurückgegangen war, es zu ſuchen, ließ ſeit der Zeit nichts weiter von ſich hören noch ſehen; ich konnte daher nichts anderes vermuthen, als daß ihn dieſe wilden und raubſüchtigen Menſchen aufgefangen, und außer Stand geſetzt hatten, wieder zu uns zu ſtoſſen; denn ſo bald es aufs Plündern ankömmt, fehlt es ihnen niemals an Muth, und gewöhnlich pflegen ſie die Beraubten noch überdies umzubringen.

Den 12ten April. Heute gelangten wir an die Gränze des Landes, welches dem Rajah von Konkair gehört, und kaum hatten wir daſſelbe verlaſſen, als mir gemeldet wurde, auf unſerer linken Flanke habe ein ſtarker Haufe bewaffneter Leute im Gebüſche Poſto gefaßt. Ich nahm ſogleich eine Rekognoſcirung vor, und fand, daß ſie den Engpaß beſetzt hatten, durch welchen uns der Weg führte. Ein Theil dieſer Leute war mit Musketen und brennenden Lunten verſehen, andere mit Speeren, nebſt Pfeil und Bogen. Als ſie ſahen, daß wir ſie wahrgenommen hatten, ſo rückten ſie nicht weiter vor, ſondern es näherte ſich uns ein Mann zu Pferde, und ſagte, der Rajah von Pennawar ſchicke ihn hieher, um zu erfahren, wer wir wären. Als ich ihm den Zeddel des Rajah von Konkair zeigte, ſo kehrte er wieder zu ſeinem Trupp zurück, worauf derſelbe Platz machte, und uns ungehindert paſſiren ließ.

Wir ſetzten demnach unſern Marſch fort, und trafen bald nachher zu Pennawar ein. Hier ſah ich den Rajah auf einem Erdhaufen ſitzen, wo er unſern Aufzug in Augenſchein nahm. Ich überſchickte ihm ſogleich meinen von den Mahrätten erhaltenen Paß zur Einſicht, den er zwar reſpektirte, aber ohne uns jedoch Getraide oder irgend eine Art von Lebensmitteln verabfolgen zu laſſen; wie er denn überhaupt durchaus nichts mit uns zu thun haben wollte. Nur auf dringendes Bitten gab er uns endlich einige Wegweiſer mit, und als wir dieſe Abſicht erreicht hatten, waren wir herzlich froh, uns aus dem ungaſtfreundlichen Aufenthalte dieſes Häuptlings der Goands entfernen zu können.

Ungefähr zehn Koß von dieſem Orte kömmt man an die Gränze von Buſtar. Die Anſicht des Landes iſt in dieſer Richtung außerordentlich bergig, und alle Nachrichten ſtimmten darin überein, daß es nach der Beſchreibung des Rajah von Konkair, faſt durchgehends eine menſchenleere Wüſte ſey. Unſer Weg führte aus einem Bergpaſſe in den andern, ſo daß wir nirgends Gelegenheit hatten, uns umzuſehen. Unfehlbar ſind dies die Bergketten, die, da ſie ſich längs der öſtlichen Seite von Berar hinziehen, die Gebirge von Omercuntuc und Mundilla mit jenen von Tellingana und Buſtar in Verbindung ſetzen, und ſich in den nördlichen Circars bis an die Seeküſte erſtrecken.

Ein Marſch von fünfzig Meilen weiter vorwärts,

welchen wir in Zeit von drei Tagen machten, brachte uns nach Malliwer, dem Aufenthaltsorte eines andern Häuptlings der Goands. Der Weg ward immer ſchwieriger, und das Land war eine ununterbrochene Wildniß.

Ein ziemlich groſser Erdſpalt zwiſchen den Bergen, ſondert die Beſitzungen der beiden Rajahs, nämlich des von Pennawar, und des von Malliwer, von einander ab. Ich hatte unterwegs mehrmals bemerkt, daß die Goands eine Art kleiner rother Pflaumen vom Gebüſche abpflückten. Ein Seapoy, der ihrem Beiſpiele folgte, überreichte mir heute einige dieſer Früchte auf einem Blatte, und als ich ſie aß, fand ich, daß ſie einen ſehr angenehmen ſäuerlichen Geſchmack hatten. In der Folge traf ich dergleichen Beeren in ganz Chanda ſehr häufig an, und bewahrte die Kerne ſorgfältig auf. Eine kleine Anzahl derſelben pflanzte ich hie und da in den Cirkars; den Ueberreſt nahm ich mit nach Bengalen.

Dooroog-Shaw, der Rajah von Malliwer, ließ uns zwar ein wenig Reiß zukommen; übrigens ſchien er ſich aber wenig oder gar nicht um uns zu bekümmern, bis ich ihm des anderen Tages meinen von den Mahratten erhaltenen Paß ſchickte, und Wegweiſer von ihm verlangte. Der Mann, welchem ich dieſes Geſchäft aufgetragen hatte, kam mit der Nachricht zurück, der Rajah habe den Purwannah in ſeinem Beiſeyn auf die Erde geworfen, und darauf geſpieen. Als er ihm dies reſpektswidrige Betragen gegen den

Rajah von Berar verwieſen habe, hätte er ihm zur Antwort gegeben, er ſey dermalen nicht in Nagpour, mithin habe er nichts von ihm zu fürchten. Ich nahm von dieſem unerklärbaren Betragen nach zur Zeit keine Notiz, ſondern befahl meinen Leuten ſich marſchfertig zu machen. Als Doorong Shaw unſere Maaßregeln wahrnahm, kam er mit einem zahlreichen Gefolge in die Nähe unſeres Lagers. Da ich nun ſah, daß alles zum Abmarſch in Bereitſchaft war, ertheilte ich meinem Moonſhee, dem ich einen Naick und ſechs Seapoys zur Bedeckung mitgab, den Auftrag, ſich zu ihm zu begeben, ihm meinen Paß nochmals vorzuzeigen, und ihn zu warnen, er möge ſich ja nicht einfallen laſſen, denſelben zum zweitenmal auf eine verächtliche Art von ſich zu weiſen; denn, obgleich der Rajah dermalen nicht in ſeiner Hauptſtadt zugegen ſey, ſo würde ich doch bei meiner Ankunft zu Byragur keinen Augenblick verſäumen, über die der Mahrattenregierung zugefügte Beleidigung Bericht zu erſtatten. Bei Erblickung der Seapoys erſchrak er, und ſobald mein Abgeordneter ſich ſeines Auftrags entlediget hatte, ſchickte er zu mir, und verlangte mich zu ſprechen, wozu ich auch meine Einwilligung gab. Ein Mann, welchen er ſeinen Dewan nannte, und der ſich ein wenig in der Hindoſtaniſchen Sprache ausdrücken konnte, diente uns zum Dolmetſcher. Das Reſultat unſerer Unterredung lief darauf hinaus, daß Doorong-Shaw ein Geſchenk von mir haben wollte. Ich erwiederte, er ſey es nicht werth, weil er mich ſo ungaſtfreundlich behandelt habe, und ich würde ihm ſchlechterdings keines geben. Dies ſchien

er nun freilich ſehr übel zu nehmen; da er aber ſah, daß ich mir aus ſeinen Grobheiten nichts machte, ſo befahl er dreien ſeiner Soands uns als Wegweiſer zu begleiten, mit welchen wir auch ſogleich abreiſeten, ehe er Zeit gewann, ſich eines anderen zu beſinnen, oder ſeinen Befehl zurückzunehmen.

Als ich einſt während dieſer Tour vom Pferde geſtiegen, und eben damit beſchäftiget war, einige merkwürdige Berge abzuzeichnen, warfen ſich mir ein Mann und ein Knabe von ungefähr zehn Jahren zu Füßen, deren Geſichtszüge mir gar nicht bekannt waren. Als ich nach der Urſache fragte, erfuhr ich, daß ſie zu einer Horde Hindoſtaniſcher Bettler gehörten, die unter der Benennung Gooſaigns bekannt ſind. Der Mann hob zuerſt den Kopf und die Hände in die Höhe, und bat auf das flehentlichſte, ich möchte ihn doch anhören. Ich erſtaunte über dieſen ſonderbaren Vorfall, und verſprach es ihm. Hierauf erzählte er mir Folgendes: Er habe ſich, ſprach er, mit noch mehreren Gooſaigns, von ihrem Wohnorte, Mirzapour (einer bekannten Stadt am Ganges) auf den Weg gemacht, und nachdem ſie durch das Engliſche Gebiet nach Cuttack gewandert wären, und die Wallfahrt nach Jaggernaut mitgemacht hätten, wären ſie Willens geweſen, auch nach den ſüdlichen Gegenden der Halbinſel zu wallfahrten. Da es ihnen jedoch darum zu thun geweſen ſey, zuvörderſt die Quelle des Mahanuddee und die heiligen Oerter auf den oberen Theilen des Gunga Godavery zu beſuchen, ſo wären ſie immer an den Ufern

des erſtgenannten Fluſſes fortgewandert. Nachdem ſie eine ziemliche Strecke Weges zurückgelegt, und in den Dörfern, die von Hindus bewohnt geweſen wären, von Allmoſen gelebt hätten, wären ſie endlich in die Gebirge und Waldungen gekommen, welche bloß von den Goands bewohnt würden. Dieſe hätten ſie geplündert, ihre Reiſegefährten getödtet, und die Leichname derſelben ihrem Gotte zum Opfer gebracht. Nur ſie allein, nämlich die beiden Gegenſtände des Mitleids, welche ich vor mir ſähe, hätten das Glück gehabt, den Händen dieſer grauſamen Barbaren zu entrinnen. Ich befahl ſowohl dem Manne, als dem Knaben, von der Erde aufzuſtehen; und nun baten ſie mich um Schutz und um die Erlaubniß, ſich an meinen Trupp anſchlieſſen zu dürfen, mit dem Beifügen, wenn ich mich ihrer nicht erbarmte, und ſie verköſtigte, ſo müßten ſie verhungern. Was den erſten Punkt anlangt, ſo geſtand ich ihnen denſelben ohne den mindeſten Anſtand zu; in Anſehung des zweiten hingegen machte ich ihnen bemerklich, daß ich nur durch die ſorgfältigſten Veranſtaltungen in Stand geſetzt worden ſey, mit einer ſo großen Anzahl Menſchen durch dieſe wilden Gegenden zu reiſen, und folglich die Einrichtung getroffen hätte, daß jeder einzelne Mann auf eine gewiſſe Anzahl Tage ſo viel Lebensmittel mitnehmen müſſe, als er zu ſeinem Unterhalte nöthig habe, bis wir wieder an einen Ort kämen, wo wir uns von neuem damit verſorgen könnten. Es würde daher höchſt ungerecht ſeyn, wenn ich auch nur einem einzigen meiner Leute zumuthen wollte, ſich etwas von ſeiner täglichen Portion abzubrechen, und es

ihnen abzureichen. Da ich jedoch mehrere Hindus bei mir hätte, ſo möchten ſie den Verſuch machen, ob ihnen vielleicht dieſe von ihrem Getraide ſo viel zukommen ließen, als ſie vor der Hand zu ihrem Unterhalte bedürften. In Zeit von drei Tagen kämen wir nach Byragur, wo ich ſodann Bedacht darauf nehmen würde, ihren Bedürfniſſen abzuhelfen.

Hier brach ich das Geſpräch ab, ſetzte meine Reiſe wieder fort, und wurde nun weiter von den Gooſaigns nicht im mindeſten beläſtiget. Nachher aber nahm ich ſie unter meinen Seapoys wahr, und wurde für den Schutz, welchen ich ihnen verliehen hatte, durch ihre wiederholten Dankſagungen reichlich belohnt. Auf meine Nachfrage erfuhr ich, daß ſie von den Hindus, welche ſich unter den Seapoys befanden, verpflegt worden waren.

Den 17ten April. Wir hatten nun unſern Marſch über Berge und durch Wälder, ohne daß uns etwas Merkwürdiges begegnete, bis auf neun Meilen von Byragur fortgeſetzt, wo wir heute anlangten. Dieſer Ort gehörte vor Zeiten zu Chanda, und das Land, worin er liegt, wird noch jetzt ſo genannt, ob es gleich heut zu Tage in Subahdarien eingetheilt iſt. Biſhun-Pundit war dermalen Subahdar von Byragur, und hatte dieſes Land auf gewiſſe Zeit kontraktmäßig in Pacht genommen. Die daſige Regierungsform war ſo ziemlich dieſelbe, wie zu Choteeſgur. Die Mahratten halten Byragur für eine

ſehr anſehnliche Stadt, weil ſie aus dreihundert theils mit Ziegeln, theils mit Schindeln gedeckten Häuſern beſteht. Sie hat ein ſteinernes Fort, welches auf der Nordweſtſeite, und zwar öſtlich unterhalb der Fläche liegt, von wo der Kobragur herabſtrömt, welcher ſich auf der ſüdweſtlichen Seite rings um die Stadt zieht, von da ſeinen Lauf, nachdem er mehrere kleine Flüſſe aufgenommen hat, nordweſtwärts fortſetzt, und endlich in den Wainy, oder Baun-Gunga, fällt.

Byragur ſchien eben kein unbedeutender Handelsplatz zu ſeyn; denn ich traf hier eine beträchtliche Anzahl Brinjaries aus allen Gegenden von Choteesgur; ingleichen auch einige aus den Circars, an. Der Handel beſtand größtentheils in Baumwolle, die aus den nordweſtlichen Theilen von Berar und Choteesgur hieher gebracht wird. Die Kaufleute aus den Circars gaben für dieſen Waarenartikel Salz, Betel und Kokosnüſſe. Aus dieſer Baumwolle werden, dem Vernehmen nach, in den nördlichen Circars die ſchönſten Tücher verfertigt.

Da uns die langen beſchwerlichen Märſche, welche von Konkair aus immer bergauf und bergab giengen, ſehr abgemattet hatten, ſo nahm ich mir vor, zu Byragur Raſttag zu halten; theils, damit wir wieder zu Kräften kämen, theils um mich genauer nach der Beſchaffenheit des Landes zu erkundigen. Es fand ſich, daß die Nachrichten, welche mir der Rajah von Konkair von der Provinz Buſtar ertheilt hatte, und daß

Den 19ten April. Wir marſchirten von Byragur ſechszehn Meilen weit bis nach Purla; zogen ſodann auf der öſtlichen Seite durch Chanda, und umgiengen die Berge und Waldungen der Goands, welche wir linker Hand liegen ließen. Dieſes Bergland, ſagte man mir, ſey zum Theil der Herrſchaft der Mahratten unterworfen; allein auf eine Strecke von zwanzig Koß gehöre es dem Rajah von Buſtar, welcher von Niemand abhänge, und die Einwohner wären ſo wild, daß ſich noch nie ein Reiſender getraut habe, dieſen Weg zu nehmen; mehrere Fakirs, die ſolches gewagt hätten, wären ermordet worden.

Den 20ſten April. Wir kamen nach Cherolygur, einem großen Dorfe, das ziemlich viele Einwohner hat, und von welchem die Stadt Chanda nur dreißig Koß entfernt ſeyn ſoll. Nach drei Märſchen, durch ein ziemlich offenes Land, erreichten wir Knuſery, welches unter die Subahdarie von Chanda gehört.

Den 24ſten April. Wir gelangten nach Tolaby, einem Dorfe an der ſüdöſtlichen Gränze des Purgunnah von Chanda, und giengen an dem heutigen Tage über den Fluß Wainy oder Baungunga, welcher in den Gebirgen von Choteeſgur entſpringt, und alle die kleinen Flüſſe in ſich aufnimmt, die auf der ſüdweſtlichen Seite jener Berge herabſtrömen, welche das flache, zu Choteeſgur gehörige Land von Berar abſondern. Seit den letzteren zwei Tagen

hatten wir in den Dörfern zahlreiche Schaf- und Ziegenherrden wahrgenommen. Der Boden war ſehr ſandig; auch gab es hier eine ſo ungeheure Menge weißer Ameiſen, daß ſie unſern Leuten, während dieſe ſchlieſen, die Kleider zernagten, und ſowohl ihnen, als mir kaum ein Paar Schuhe übrig ließen.

Den 25ten April. Unſer heutiger Marſch endigte ſich bei dem kleinen Dorfe Cotala. Ich war nun ſo weit nach Süden zu vorgerückt, daß ich mich ganz nahe an der Gränze von Chanda befand. Man verſicherte mich, es liege nur noch eine kleine, dem Rajah von Berar zugehörige Purgunnah zwiſchen dem obenerwähnten Orte und dem Gebiete des Nizam, durch welches ein Bergweg nach dem Circar Ellore führe.

Die Feindſeligkeiten, welche damals zwiſchen dem Nizam und den Mahratten zum Ausbruche gekommen waren, machten es mir zur dringenden Nothwendigkeit, alle mögliche Behutſamkeit anzuwenden, wenn und ſo oft ich in den Fall käme, auf meinem Marſche die Gränze der dieſen Mächten zugehörigen Länder zu berühren; denn, da ich den Beamten des Nizam weder einen Reiſepaß, noch irgend ein anderes beglaubtes Dokument vorzeigen konnte, ſo war es ſehr zweifelhaft, wie ſie mich aufnehmen, und ob ſie mir überhaupt geſtatten würden, das Gebiet ihres Souverains zu betreten. Die erſte dem Nizam zugehörige Purgunnah, durch welche mein Weg gieng, war Chinoor. Die

Hauptſtadt dieſes Landes, welche denſelben Namen führt, liegt am nördlichen Ufer des Godavery, und ſoll im ganzen Diſtrikte der einzige Ort ſeyn, welcher dermalen noch Einwohner hat. Zur Urſache giebt man Folgendes an: Vor ungefähr ſieben Jahren rebellirte der Zemindar, an welchen das Land verpachtet war, und der Nizam fand ſich dadurch bewogen, ein Korps Truppen dahin zu ſenden, um ihn wieder zum Gehorſam zu bringen. Da jedoch ihre Bemühungen, ſich ſeiner Perſon zu bemächtigen, fehlſchlugen, ſo verheerten ſie das Land, und der Nizam ermunterte ſeine Vaſallen, daſſelbe zu thun. Als dieſe Kriegshändel vier Jahre gedauert hatten, ward endlich der rebelliſche Zemindar von ſeinen eigenen Anhängern verrathen und umgebracht, worauf ſodann alle ſeine feſten Plätze genommen wurden. Da nun aber das Elend, welches jene Raub- und Mordſcenen veranlaßten, hauptſächlich die Bauern betroffen hatte, ſo waren ſie ſammt und ſonders davon gelaufen, um in den benachbarten Diſtrikten Zuflucht zu ſuchen, ſo daß ſeit den letzten drei Jahren, in der ganzen daſigen Gegend keine lebendige Seele mehr anzutreffen war, bis auf eine kleine Anzahl Musketenträger, welche das Fort Chinnoor beſetzt hatten.

Da mir jedoch Chinnoor auf meiner Marſchroute wenigſtens dreißig Meilen außer dem Wege lag, ſo hatte ich von dieſer Seite nichts zu befürchten; und da der übrige Theil des Landes ganz von Einwohnern entblößt war, ſo konnte mir Niemand den Paß verſperren, bis ich über den Godavery gegangen war,

und meinen Marſch vierzig Coß weit am ſüdlichen Ufer dieſes Fluſſes fortgeſetzt hatte, wo ich mich ſodann an der Gränze des, dem Rajah von Paloonſhah zugehörigen Landes befand.

Aſhruff Row, Rajah von Paloonſhah, hatte ſich ſchon vor mehreren Jahren ebenfalls gegen die Regierung des Nizam empöret, und erkannte jetzt Niemand für ſeinen Oberherrn, als ſich ſelbſt. Als ich mich nach ſeiner Geſchichte, ſeinem Charakter, auch nach der Art und Weiſe erkundigte, wie er die Fremden behandle, welche durch ſein Land zögen, ſo erzählte man mir, der alte Rajah habe zwei Söhne hinterlaſſen, von welchen der älteſte, der bei deſſen Abſterben erſt das neunzehnte Jahr erreicht gehabt habe, dermalen regiere. Sein Gebiet beſtehe aus zwei, zur Zemindarie Cummun gehörigen Purgunnahs, nämlich Paloonſhah und Sunkerghérry. Er ſey ein Munſubdar des Reichs, und beſitze ſein Land als ein Jagheer, weil er zum Dienſte ſeines Souverains eine gewiſſe Anzahl Truppen unterhalten müſſe. Zur Zeit, wo die Regierung des Nizam noch in ihrer vollen Kraft zu Paloonſhah beſtanden hätte, wären die daſigen Wege ſtark frequentirt worden; ſeitdem ſich aber der Rajah empöret hätte, wären ſie ſammt und ſonders verſperrt. Vor den letzt verfloſſenen Jahren hätten es zwar einige Pferdehändler gewagt, durch dieſes Land zu reiſen, ihre Pferde wären ihnen aber theils mit Gewalt abgenommen worden, theils hätten ſie dieſelben dem Rajah um einen ſehr geringen Kaufpreis überlaſſen müſſen. Die Brin-

jaries wären jetzt die einzigen Reiſenden, welche dieſes Weges zögen; ſie müßten aber allemal, ehe ihnen ſolches erlaubt würde, eine gewiſſe Abgabe bezahlen; und auch unter dieſer Bedingung würde der Rajah ſie nicht paſſiren laſſen, wenn er nicht fürchtete, die Mahratten möchten die wilden Goands, welche die auf der nördlichen Seite des Godavery liegenden Gebirge bewohnen, aufhetzen, ſein Land zu verheeren. Dies ſey ſchon einmal geſchehen, und bei dieſer Gelegenheit hätten ſie an den Bewohnern von Tillinghy ſo unerhörte Grauſamkeiten verübt, daß ſelbige noch heutiges Tages nicht ohne Entſetzen daran denken könnten.

Dieſe unangenehmen Nachrichten, welche man mir in Betreff des Rajah von Paloonſha ertheilte, ließen mich fürchten, daß es mir ſchwerlich gelingen werde, deſſen Land zu durchreiſen, ohne in unangenehme Händel zu gerathen. Ich ſann folglich hin und her, ob es dann nicht möglich ſey, in den Gebirgen und Waldungen der Goands einen Weg ausfindig zu machen, auf welchem ich an die Seeküſte und in das Gebiet der Engliſchen Handelsgeſellſchaft gelangen könnte.

Den 26ſten April. Nachdem wir an der öſtlichen Seite der Purgunnah Seerpour hin marſchirt waren, befanden wir uns in der Nähe von Beejoor, einer Stadt, die von den Gebirgen, welche ausſchließlich von den Goands bewohnt werden, vier Koß weit entfernt iſt. Da hier die Nachrichten, welche ich von

dem Lande des Nizam eingezogen hatte, in jeder Rückſicht beſtätiget wurden, ſo faßte ich den feſten Vorſatz, daſſelbe wo möglich zu meiden. Man berichtete mir, es ſey zwar kein eigentlicher Weg in jener Berggegend, der nach der Seeküſte führe, doch brächten die Brinjaries zum öfteren Zucker und Salz in die daſigen Gebirge, welches ſie an die Goands gegen die Produkte vertauſchten, die ſich in ihren Waldgegenden fänden. Da nun die Differenz der Breite zwiſchen Ellore und dem vorgenannten Orte, nicht mehr als zwei Grad betrug, ſo war ich überzeugt, daß die Entfernung in gerader Linie eben nicht ſehr beträchtlich ſeyn könne; und da mir überdies nicht unbekannt war, daß die Marſchroute über Chinnoor und Paloonſhah ſehr umführe, ſo fand ich mich dadurch um ſo mehr veranlaßt, ihn zu vermeiden. Ich ſuchte daher die Geſinnungen der Oberhäupter der Goands, von welchen dieſe unermeßlichen Bergreihen bewohnt werden, ſo genau als möglich zu erforſchen, um, wenn es ſich nur irgend bewerkſtelligen laſſe, durch ihr Land zu reiſen.

Die Diſtrikte, welche an die öſtlichen Gegenden des Mahrattengebiets gränzen, ſtanden damals unter der Herrſchaft des Inkut Row, eines Chefs der Goands, welcher ehedem der vornehmſte Rajah in den ſüdlichen Gegenden von Goandwannah geweſen war, und ſie vom Gouvernement von Berar als ein Jagheer (Lehen) erhalten hatte. Man verſicherte mich daher, es ſey allerdings zu vermuthen, daß man in ſeinem ganzen Gebiete, welches ſich ziemlich weit in das Gebirge erſtrecke,

auf meinen Reiſepaß einige Rückſicht nehmen werde; und ſobald ich über die Gränze hinaus ſey, käme ich in das Land des Rajah von Buſtar. Da ich nun ein Empfehlungsſchreiben an dieſes Oberhaupt bei mir hatte, ſo nahm ich für bekannt an, daß ſeine Unterthanen der Fortſetzung meiner Reiſe eben keine ſonderlichen Hinderniſſe in den Weg legen würden. Die Entfernung in gerader Linie, von Beejoor bis zur Seeküſte, konnte nicht über hundert und funfzig Meilen betragen; mithin hatte ich alle Urſache zu hoffen, daß mich, ſobald ich über die Gränze des dem Junkut Row zugehörigen Landes hinaus wäre, fünf bis ſechs ſtarke Märſche in Stand ſetzen würden, das Gebiet der Engliſchen Handelsgeſellſchaft zu erreichen. Auch war ich noch überdies Willens, einen Reſervevorrath von Lebensmitteln aufzuſparen, der auf zwölf Tage zureichend wäre, damit es uns, wenn wir etwa in dieſem wilden Lande durch widrige Zufälle aufgehalten würden, nicht daran fehlen, und wir nicht nöthig haben möchten, von den Goands irgend etwas zu verlangen, als was auf die Kenntniß des Weges Bezug hätte. Uebrigens zweifelte ich ganz und gar nicht daran, unterwegs Brinjaries anzutreffen, welche ſich gegen eine billige Belohnung dazu verſtehen würden, uns mit Rath und That an die Hand zu gehen, und uns wohl gar durch das Gebiet des Rajah von Buſtar zu geleiten, in welchem Falle wir die Goands gänzlich entbehren konnten; denn das hätte ich mir nimmermehr einfallen laſſen, daß ſie ſich uns mit gewaffneter Hand widerſetzen würden.

Den 27ſten April. Feſt entſchloſſen, meine

Reiſe nach dem vorerwähnten Plane fortzuſetzen, betrat ich nun heute das Gebiet des Jakut Row, und nachdem wir über den Fluß Baun-Gunga gegangen waren, lagerten wir uns bei dem Dorfe Dewilmurry, das an deſſen öſtlichem Ufer liegt. Es war das anſehnlichſte unter allen, den Goands zugehörigen Dörfern, die mir ſeither zu Geſicht gekommen waren, und beſtand aus ungefähr fünfzig Hütten. Rings um daſſelbe war ein ziemlich großes Stück Land vom Holze geſäubert und angebauet. Jenſeits des Dorfes erblickt man einige Bergreihen von beträchtlicher Höhe. Der Baun-Gunga bildet hier einen ziemlich großen Strom, weil ſich drei Koß weit nordweſtwärts von dieſem Orte, die Wurda und der Wainy-Gunga mit ihm vereinigen.

Der gewöhnliche Wohnort des Jnkut Row iſt Arpilly, welches zehn Koß von Dewilmurry entfernt iſt, und nordoſtwärts zwiſchen den Bergen liegt. Er iſt ein Furdar über fünfhundert Reuter im Dienſte der Mahratten, und war eben damals abweſend, um eine Expedition gegen die dem Nizam zugehörigen Diſtrikte Edilabad und Neermul ausführen zu helfen, die von Chanda bloß vermittelſt einer Bergkette getrennt ſind. Schon vorher hatte man die daſigen Päſſe beſetzt, damit kein Getraide in das feindliche Land gebracht werden ſollte.

Die Goands wurden durch unſere Annäherung ſo ſehr in Schrecken geſetzt, daß ſie ſammt und ſonders aus

ihrem Dorfe flohen, bis auf zwei oder drei Männer, die ſich zur Muhamedaniſchen Religion bekannten. Sobald dieſe letzteren ſahen, daß wir Reiſende waren, gaben ſie ſich gleich wieder zufrieden, begrüßten uns mit ihrem Salam aleikum und giengen ganz unbeſorgt wieder in ihre Wohnungen.

Wir bekamen hier ſo viel Reiß, als wir nur wollten, und da hiernächſt die Goands unentgeldlich unſer Vieh fütterten, zugleich auch ſich ſehr bereitwillig zeigten, uns für den folgenden Tag mit Wegweiſern zu verſorgen; ſo betrachtete ich dies als eine günſtige Vorbedeutung, daß ſie mich auf meiner Reiſe nicht beunruhigen würden. Ich erkundigte mich zwar, wie die vor mir liegende Gegend beſchaffen ſey, erhielt aber keine befriedigende Nachricht, da ich nicht ein Wort von ihrer kauderwelſchen Sprache verſtand. Ihr gaſtfreundliches Betragen munterte mich jedoch auf, meine Reiſe getroſt fortzuſetzen.

Den 28ſten April. Wir marſchirten vierzehn Meilen durch einen dickbelaubten Wald, bis an das Dorf Rajaram, wo gleich nach unſerer Ankunft einige beſoffene Goands aus ihren Hütten traten, und einen gewaltigen Lärm machten. Wir lagerten uns an einem kleinen Waſſerbehälter, anderthalb Meilen vom Dorfe, und ließen jene Trunkenbolde, ohne ſie im mindeſten zu ſtören, ihr Weſen treiben. Die Wegweiſer, welche uns von Dewilmurry hierher geführt hatten, giengen ins Dorf, und brachten zwei Männer zu uns, wo-

von der eine die Sprache der Tellinghy redete. Der andere, ſagte man mir, ſey ein Anverwandter des Inkut Row und ein Mann von einiger Bedeutung. Dies hätte ich ihm nun freilich, nach ſeinem Aufzuge zu urtheilen, nicht angeſehen; denn er war mutternackt, bis auf ein kleines Tuch, das er um die Lenden gebunden hatte. Als ich ihm eine kleine Schmeichelei ſagte, war er ſogleich bereitwillig, uns eine kleine Quantität getrocknetes Getraide, nämlich Raggy und Mais, abfolgen zu laſſen; und ſo viel ich verſtehen konnte, ſchien er es ſehr zu bedauern, daß er mir, nach der Beſchaffenheit ſeines Landes, nichts Beſſeres anbieten könne. Ich machte ihm ein kleines Geſchenk, welches ihm ſo wohl gefiel, daß er dadurch bewogen wurde, ſich noch weiter mit uns ins Geſpräch einzulaſſen. Ich that daher einige, die Buſtar-Goands betreffende, Fragen an ihn. Wenn ich meine Reiſe, ſprach er, nur noch eine kleine Strecke fortſetzte, würde ich ſie zu ſehen bekommen, und überzeugt werden, daß ſie noch ganz im Stande der Wildheit lebten. Das weiße Tuch, welches er um den Leib trüge, wäre ſchon hinreichend, ſie zu allarmiren; denn ſie alle, ohne Unterſchied des Standes und Geſchlechts, giengen nackend. Vorausgeſetzt, fuhr er fort, daß ich meine zeitherige Richtung beibehielte, würde ich des folgenden Tages in das Gebiet eines anderen Häuptlings der Goands kommen, der ein Neffe des Inkut Row ſey, und mich, in Gemäßheit meines von den Mahratten erhaltenen Reiſepaſſes, mit aller Achtung behandeln werde. Nachher führe mich der Weg an den Inderowty, einen ziemlich großen Fluß, und wenn

ich hinüber ſey, gehe meine weitere Marſchroute durch das dem Buſtar-Rajah zugehörige Territorium von Bhopaulputtun, deſſen Einwohner ſehr wilde Menſchen wären. Dieſe Nachrichten waren mir äußerſt intereſſant; denn, da ich an dem heutigen Tage nirgend Reiß bekommen konnte, ſo fieng ich ſchon an, mir Vorwürfe zu machen, daß ich mich zu Dewilmurry nicht beſſer damit verſehen hatte, und faßte nunmehr den Vorſatz, bei der erſten beſten Gelegenheit ſo viel davon mitzunehmen, als meine Leute nur fortbringen konnten.

Da ich mir Hoffnung machte, am Fluſſe Inderowty mit Brinjaries zuſammenzutreffen, ſo nahm ich mir vor, ſo lange daſelbſt liegen zu bleiben, bis ich mehr Reiß aufgetrieben, und mich mit Wegweiſern verſehen hätte, auf die ich mich während meines Marſches durch die Gebirge und Wildniſſe, zwiſchen dem gedachten Fluſſe und dem Gebiete der Engliſchen Handelsgeſellſchaft, verlaſſen könnte. Der oben erwähnte Chef der Goands war ſogleich bereitwillig, mir einige Wegweiſer aus ſeinem Orte mitzugeben; doch erſuchte er mich zugleich, ich möchte ſie in dem Dorfe Cowlapoor, welches nur zwei Koß von Rajavam entfernt ſey, wieder entlaſſen, weil ich dort andere Wegweiſer antreffen würde, die jene ablöſen ſollten; welches ich ihm denn auch verſprach.

Den 29ſten April. Als wir unſeren Marſch nach dem Inderowty zu fortſetzten, und unterwegs in das Dorf Cowlapur kamen, fanden wir wirklich

einige Goands in Bereitſchaft, von welchen unſere Wegweiſer ſogleich abgelöſt wurden. Da ich in eben dieſem Dorfe einige Brinjaries antraf, ſo machte ich Halt, um mich bei ihnen zu erkundigen, wie weit wir noch bis an den Inderowty hätten, und ob ſie wohl glaubten, daß wir noch heute daſelbſt ankommen würden. Sie beantworteten dieſe Frage mit Nein, und riethen mir, bei dem Dorfe Charrah zu übernachten, und erſt des anderen Tages meine Reiſe bis an den gedachten Fluß fortzuſetzen, wo ich alsdann einige ihrer Landsleute antreffen würde, die daſelbſt ihre Zelte aufgeſchlagen hätten.

In dieſem Vorhaben ſetzte ich meinen Marſch fort, und da wir nun wieder friſche Wegweiſer hatten, ſo gieng es raſch vorwärts. Der Pfad wurde nun ſo unkenntlich, daß wir ihn faſt nicht mehr wahrnehmen konnten, und durch das Dickicht war kaum noch fortzukommen. Auf beiden Seiten waren wir zwiſchen Hügeln eingeengt, und vor uns ſahen wir nichts als Berg und Wald. Ein Wegweiſer nach dem anderen entwiſchte und verkroch ſich im Gebüſche, wo wir ihn ſogleich aus den Augen verloren. Kurz, es koſtete uns unglaublich viele Mühe, bis wir das Dorf Charra erreichten. Hier merkten wir ſogleich, daß die Einwohner weit roher und ungeſitteter waren, als alle jene Goands, mit welchen wir ſeither zu thun gehabt hatten. Die einzigen zwei Wegweiſer, welche noch bei uns geblieben waren, entledigten ſich ihres an die Leute zu Charra erhaltenen Auftrags, welchen dieſe aber durch-

aus nicht annehmen wollten; und gleich nachher ſahen wir Männer, Weiber und Kinder, in Maſſe zum Dorfe hinauslaufen und in die benachbarten Gebirge und Wälder ſich flüchten. Ich wußte gar nicht, was ich von dieſem ſo unerwarteten Aufbruche denken ſollte; zwar hatten wir gleich Anfangs in ihren Geſichtern offenbare Kennzeichen von Furcht und Unzufriedenheit wahrgenommen, übrigens war aber nicht das mindeſte vorgefallen, was ſie veranlaſſen konnte, ſo ſchleunig die Flucht zu ergreifen. Glücklicherweiſe hatten wir vor der Hand keinen Mangel zu fürchten, und das einzige, woran es uns fehlte, waren ein Paar Wegweiſer, die uns aus dieſen Irrwegen heraushalfen. Wir ſannen hin und her, wie dieſem Bedürfniſſe abzuhelfen wäre, bis uns der Zufall zwei Brinjaries in den Weg führte, welche ſich nach langem Zureden entſchloſſen, bei uns zu bleiben, und uns des anderen Tages bis zum nächſten Dorfe zu begleiten.

Den 30ſten April. Da ich mir vorgenommen hatte, heute über den Inderowty zu gehen, um, wenn es irgend möglich wäre, Thopaulputtun zu erreichen, ſo machten wir uns in aller Frühe auf den Weg. Jetzt baten mich die Brinjaries, welche äuſſerſt ungern bei mir geblieben und vor Furcht ganz auſſer ſich waren, auf das dringendſte um ihre Entlaſſung. Es gelang mir jedoch, ſie einigermaaßen durch das Verſprechen zu beruhigen, daß ich ihrem Geſuche willfahren würde, ſobald wir in das nur drei Koß weit entfernte Dorf Jaſely kämen, und ſie mir daſelbſt ein Paar an-

dere Wegweiſer verſchafften. Ich marſchirte, wie gewöhnlich, ein wenig voraus; kaum hatten wir aber eine kleine Strecke Weges zurückgelegt, als der eine Brinjarie die Beſorgniß gegen mich äußerte, wenn unſer ganzer Trupp auf einmal zum Vorſcheine käme, ſo würden die Einwohner des Dorfs in Schrecken gerathen, und zuverläſſig davon laufen, ſo daß unſere Hoffnung, einen Wegweiſer zu bekommen, vergebens ſeyn würde. Er wolle daher, um dieſes zu verhüten, nebſt einem einzigen und noch überdies ſchlecht gekleideten Manne vorangehen, und wir anderen ſollten ihm in einer kleinen Entfernung folgen. Wie geſagt, ſo gethan; kaum hatte ſich aber der Brinjarie hundert Yards von einer kleinen, linker Hand liegenden Anhöhe entfernt, als er einen Haufen bewaffneter Leute gewahr wurde, die in einer Nulla, welche dicht am Ende des erwähnten Hügels hinfloß, im Hinterhalte lagen, und als wir uns ihnen näherten, aus dreißig bis vierzig Muſketen auf uns feuerten und uns eine Menge Pfeile zuſchickten. Wir machten Halt; und da ich nur zwei Seapoys, drei oder vier Knechte, und den Lascar nebſt meinem Wegemeſſer, bei mir hatte, ſo zog ich mich zurück, um mich wieder an meine Leute anzuſchließen. Als die Goands dies ſahen, kamen ſie eiligſt aus der Nulla und dem Dickicht hervor und giengen mit ſchnellen Schritten auf uns los. Zu gleicher Zeit beſetzte ein Theil derſelben den Gipfel der Anhöhe. Glücklicherweiſe ſtieß in eben dem Nu ein Naick nebſt vier Seapoys zu mir, die zu meiner Avantgarde gehörten. Jetzt ſtellten ſich meine Leute ſogleich, auf einem kleinen freien Platze, rechter

Hand, in Ordnung, luden ihre Gewehre, und ſchütteten Zündpulver auf die Pfannen. Während der Zeit, daß ſie ſich ſchußfertig machten, hätte ich mich gern mit den Wilden in Unterhandlung eingelaſſen, konnte ſolches aber ſchlechterdings nicht bewerkſtelligen. Sie drangen mit brennender Lunte und geſpanntem Bogen ſo ungeſtüm auf uns los, daß ſie nur noch zwanzig Yards von uns entfernt waren, wo ſodann meine Leute nicht länger umhin konnten, auf ſie zu feuern. Ihrer vier oder fünf ſtürzten augenblicklich zu Boden; die anderen ſtutzten und verließen ſich unter Heulen und Schreien in die Wälder, nachdem ſie zuvor ihre Todten und Verwundeten, bis auf einen, mit fortgeſchleppt, und einige Waffen im Stiche gelaſſen hatten, die wir in Verwahrung nahmen. Mittlerweile war meine übrige Mannſchaft zu mir geſtoßen, und nun detaſchirte ich einen Naick nebſt vier Seapoys, um die Wilden von der Anhöhe zu vertreiben, welches wir auch ſogleich ins Werk ſetzten. Ich theilte hierauf meine kleine Kriegsmacht ſo ein, wie ich glaubte, einen nochmaligen Angriff auf die vortheilhafteſte Art abſchlagen zu können, und ſetzte meinen Marſch in der Hoffnung fort, heute Abend Bhopaulputtun zu erreichen.

Unterwegs fiel weiter nichts Merkwürdiges vor, bis wir an den Fluß Jederowty gelangten, wo wir keine Furt fanden, und folglich anhalten und unſere Zelte aufſchlagen mußten. Dieſer Umſtand, welchen ich nicht vorausgeſehen hatte, war mir deſto empfindlicher, da ich dadurch verhindert wurde, mich aus dem Gebiete des Haupt-

lings der Goands zu entfernen, deſſen Unterthanen uns auf eine ſo feindſelige Art behandelt hatten. Das Dorf J a- ſ e l y, durch welches uns der Weg führte, war von ſeinen Einwohnern verlaſſen, und als ich die umliegende Gegend in Augenſchein nahm, bemerkte ich nicht mehr als etwa zehen Hütten, die aber ebenfalls leer ſtanden. Als ſich der Tag neigte, entdeckte ich durch mein Teleſkop drei bis vier Musketenträger, welche ſich am jenſeitigen Ufer hinter einen Felſen verſteckt hatten, und von Zeit zu Zeit hervorſahen, als wenn ſie auf uns Acht gäben. Sie riefen uns in einer Sprache zu, die wir nicht verſtanden; die B r i n j a r i e s ſagten uns aber, ſie hätten ſich verlauten laſſen, daß ſie uns ſchlechterdings nicht geſtatten würden, über den Fluß zu ſetzen, bis ſie dieſerhalb nähere Verhaltungsbefehle von B h o p a u l p u t- t u n erhalten hätten. Ich ließ ihnen hierauf zur Antwort ertheilen, wir wären von der Mahrattenregierung mit einem Reiſepaſſe verſehen, den ich ihrem Oberhaupte am andern Morgen zur Einſicht zuſchicken würde. Nach Verlauf einer Stunde ſchrieen ſie uns wieder an, und fragten, ob wir als Freunde oder Feinde kämen. Ich trug den B r i n j a r i e s auf, ihnen zu ſagen, wir wären Reiſende, die alles was ſie brauchten, mit baarem Gelde bezahlten, und ſich weiter um nichts bekümmerten, als wohin der Weg gienge. Bald darauf vernahmen wir den Schall der T o m - t o m s, woraus zu ſchließen war, daß ſich die G o a n d s zuſammenzogen. Ich wies daher unſerm Vieh und Gepäcke eine ſolche Stellung an, vermöge welcher wir uns zweckmäßig vertheidigen konnten. Da jedoch der Schall aufhörte, und wir nichts

von der Annäherung des Feindes bemerkten, ſo legten wir uns mit den Waffen in der Hand zur Ruhe nieder. Um die Mitternachtsſtunde hörten wir im Waſſer plätſchern, und ſchloſſen hieraus, daß der Feind nun wirklich im Anzuge ſey. Es ſchien, als wenn er ungefähr eine Viertelmeile über unſerm Lagerplatze durch den Fluß ſetze, und nach dem Geräuſche zu urtheilen, mochte er in beträchtlicher Anzahl ſich nähern. Ich ließ ſogleich alle Lichter auslöſchen, und gebot meinen Leuten, ſich ganz ruhig zu verhalten. Es war ſo finſter, daß wir keine zwanzig Yards vor uns hinſehen und folglich die Goands eben ſo wenig wahrnehmen konnten, als ſie uns. Ich ſchickte Patrouillen aus, ſie beobachten zu laſſen, und befahl denſelben, ſich augenblicklich zurückzuziehen, wann etwa der Feind näher anrücken ſollte. Da er aber dies nicht wagte, und ſie ohngefähr eine halbe Stunde vergebens gewartet hatten, ſo kehrten ſie von ſelbſt wieder um.

Als ich ſah, daß ſich die Einwohner dieſes Landes ſo feindſelig gegen uns betrugen, ſo ſchien es mir bedenklich, einen Boten nach Bhopaulputtum zu ſenden; denn es konnte leicht geſchehen, daß ſie ihn dort behielten, oder tödtſchlügen, und während der Zeit, daß wir auf Antwort warteten, wären wir vielleicht von einer ſo großen Menge feindlicher Truppen umrungen worden, daß wir uns nicht hätten zurückziehen können. Die Goands waren in voller Erwartung, daß wir über den Fluß gehen würden, und hätten ſich uns zuverläſſig widerſetzt. Bei ſo bewandten Umſtänden blieb folglich

kein anderes Mittel übrig, uns aus dieſer ſo mißlichen Lage zu ziehen, als daß wir ſo ſchnell als möglich wieder dahin marſchirten, woher wir gekommen waren. Um Mitternacht fieng es an zu regnen, ſo daß der Weg ſehr ſchlüpfrig wurde, und unſer Vieh öfters ausglitſchte; mit Tagesanbruch klärte ſich aber das Wetter auf, und nun machten wir uns in aller Stille auf und davon.

Den erſten Mai. Wir mochten ungefähr eilf Meilen, ohne vom Feinde bemerkt zu werden, marſchirt ſeyn, als uns der Knall einiger Musketen zu erkennen gab, daß die Goands nicht weit von uns entfernt wären, und als wir an das Dorf Cowlapour kamen, durch welches der Weg gieng, fanden wir daſſelbe mit wenigſtens dreihundert Mann feindlicher Truppen beſetzt, welche Miene machten, uns nicht durchzulaſſen. Es war jetzt zwei Uhr Nachmittags; die Sonne ſchien ſehr hell, und ihre Strahlen verurſachten, wie es bei der jetzigen Jahreszeit gewöhnlich der Fall iſt, eine ganz auſſerordentliche Hitze. Wir waren nun achtzehn Meilen rückwärts marſchirt, und hatten noch volle acht Meilen bis nach Rajarum, wo ich Willens war, in der folgenden Nacht Poſto zu faſſen. Der Regen hatte zwar meinen Kameelen das Fortkommen erſchweret, in anderer Rückſicht aber ſehr wohlthätige Folgen gehabt; denn alle Vertiefungen und Löcher, die wir unterwegs antrafen, waren voll Waſſer, ſo daß ſich meine Leute in Stand geſetzt ſahen, ihren Durſt zu löſchen; denn widrigenfalls hätten ſie bei der unerträglichen Hitze und während die-

ſes langwierigen Marſches verſchmachten müſſen. Als wir uns bis auf einen Büchſenſchuß dem Dorfe Cowlapour genähert hatten, ließ ich meine Leute bei einem Brunnen, als dem einzigen Orte, von wo das Dorf mit Waſſer verſorgt wurde, Halt machen und gebot ihnen, ſich ohne mindeſten Zeitverluſt mit einem Trunke zu erquicken, zugleich auch ihr Vieh zu tränken. Die Goands ſchickten zu wiederholtenmalen zu mir, und ließen mir und meinen Leuten Tod und Vernichtung drohen, wenn ich mich nicht dazu verſtände, ihnen eine namhafte Geldſumme zu zahlen. Ich ließ ihnen aber zur Antwort ertheilen, ſie würden ſchlechterdings nichts bekommen, weil ſie kein Recht hätten, etwas von mir zu fordern; auch ließ ich ſie warnen, ſie möchten ſich ja nicht unterſtehen, etwas zu unternehmen, das dem Reiſepaſſe im mindeſten zuwider wäre, welchen ich vom Rajah von Nagpour erhalten hätte, in deſſen Lande ich mich befände, und welchem ſie unterthan wären. Sie verlangten hierauf, ich ſolle ihnen dieſen Reiſepaß zeigen, wozu ich mich denn auch gleich verſtand; da aber keiner unter ihnen war, der Geſchriebenes leſen konnte, ſo ſchien es, als ob ſie an ſeiner Authenticität zweifelten. Wir mochten ungefähr eine Stunde mit dieſen Unterhandlungen zugebracht haben. Mittlerweile hatten die Leute im Dorfe den bitterſten Durſt gelitten; ſie konnten ſich daher nicht länger enthalten, mich erſuchen zu laſſen, daß ich ihnen den Zutritt zum Brunnen geſtatten möchte. Hiezu ließ ich mich denn auch ſogleich bereitwillig finden, weil ich ſie einigermaaßen dadurch zu beſänftigen hoffte. Als ſie aber hinkamen, fand ſich, daß

meine Leute den Brunnen ganz ausgeleert hatten, und da dieſe leztern nun wieder erquickt waren, ſo that ich den Goands zu wiſſen, daß ich meinen Marſch ſogleich fortſetzen würde. Sie erwiederten hierauf, der Sohn ihres Oberhaupts ſey bei ihnen eingetroffen und laſſe uns zu wiſſen thun, wenn unſer Reiſepaß authentiſch ſey, ſo könnten wir unſere Marſchroute, ohne im mindeſten beunruhiget zu werden, bis nach Rajarum fortſetzen, wo er näher unterſucht werden ſolle. Da wir nichts ſehnlicher wünſchten als dies, ſo machten wir uns gleich wieder auf den Weg, und lagerten uns Abends fünf Uhr zu Rajarum, wo wir bei einem Waſſerbehälter Poſto faßten. Hier ſahen wir, daß die Goands, welche ſich nur erſt vor wenig Tagen ſo freundlich gegen uns betrugen, ſammt und ſonders die Waffen ergriffen, und ſich in einigen entlegenen Hütten ſo ſehr zuſammengedrängt hatten, daß nichts mehr hineingieng; doch wurden wir die Nacht hindurch nicht im mindeſten beunruhigt.

Den 2ten Mai. Sobald der Himmel graute, machten wir uns ſchon wieder marſchfertig; kaum hatten wir aber die Zelte abgebrochen, und unſere Laſtthiere bepackt, als man einen Boten zu uns ſchickte, und uns ſagen ließ, wir ſollten ſo lange warten, bis der Häuptling ankäme, der über dieſen Theil des Landes zu gebieten habe, und in Zeit von zwei bis drei Stunden unfehlbar eintreffen werde. Ich erwiederte, was mir der Häuptling zu ſagen habe, könne er mir eben ſo gut in Dewilmurry, als zu Rajarum bekannt machen laſ-

ſen. Hierauf zog ich meines Weges und der Bote, welcher vor Erſtaunen ganz außer ſich war, daß ich keine Folge leiſtete, gieng fort. Um eilf Uhr kamen wir zu Dewilmurry an, und lagerten uns, nachdem wir über den Fluß gegangen waren, im Gebiet der Mahratten. Unſer Getraidevorrath war nun ganz aufgezehrt, aber die Einwohner des Dorfs machten ſich ein Vergnügen daraus ihre Magazine zu öffnen, und uns alles, was wir bedurften, im Ueberfluſſe abfolgen zu laſſen.

Wir hatten zwar bemerkt, daß uns, ſeitdem wir Kajarum verlaſſen hatten, die ganze Zeit über zwei bis drei Männer nachgegangen waren; aber das ließen wir uns nicht einfallen, daß ſie Vorläufer des Häuptlings der Goands wären, welcher am nämlichen Morgen einen Boten zu uns geſchickt hatte. Eine Stunde nach uns kam derſelbe zu Dewilmurry ebenfalls an, und ließ mir gleich nachher ſagen, er verlange meinen Paß zu ſehen. Ich überſchickte ihm denſelben; er reſpektirte ihn nicht nur, wie es ſich gebührte, ſondern verlangte zugleich eine Unterredung mit mir, wozu ich ebenfalls meine Einwilligung gab. Gegen Mittag fand er ſich nebſt ſeinem Gefolge bei mir ein, und nach den gewöhnlichen Bewillkommungskomplimenten, nahm unſer Geſpräch mit Beihülfe eines Dolmetſchers, ſogleich ſeinen Anfang. Er entſchuldigte ſich ſehr, wegen der übeln Behandlung, die mir in ſeinem Lande widerfahren wäre, und bezeigte ſein Vergnügen darüber, daß die Kerls, welche ſich erfrecht hätten mich anzugreifen, ih-

ren gebührenden Lohn empfangen hätten. Er habe nicht das mindeſte davon gewußt, daß ich Willens ſey, durch ſein Land zu reiſen, ſonſt würde er gewiß Bedacht darauf genommen haben, mich gegen dergleichen Vorfälle in Sicherheit zu ſetzen. Es ſey ihm außerordentlich leid, daß ich bei der entſetzlichen Hitze auf meinem Rückzuge ſo viele Beſchwerlichkeiten zu erdulden gehabt hätte. Uebrigens hoffe er aber denn doch, ich würde dies alles großmüthig überſehen, und bei der Regierung zu Nagpour keine Klage gegen ihn einreichen. — Ich verſetzte, da ich weiter keinen Verluſt erlitten hätte, und da er über dieſen Vorfall ſo viel Reue bezeige, ſo wolle ich nicht klagen.

Als ich mich nach ſeinem Namen erkundigte, gab er mir zur Antwort, er heiße Loll Schah, und ſey erſt unlängſt von Nagpour abgereiſet, um die Adminiſtration des ſeinem Bruder Inkut Row zugehörigen Jagheer zu übernehmen, da ſich derſelbe bei den Kriegstruppen des Rajah von Berar befinde, welche dermalen an der Gränze des Nizam ſtänden. Beim Weggehen bat er ſich die Erlaubniß aus, mich des andern Tages wieder beſuchen zu dürfen.

Der Mahratten Aumil zu Dewilmurry verſicherte uns nachher, wir hätten uns ſehr glücklich zu ſchätzen, daß wir ſo mit heiler Haut davon gekommen wären; denn, ungeachtet ſeiner Freundſchaftsverſicherungen, habe der Häuptling der Goands ſeine ſämmtlichen Vaſallen und alle benachbarten Rajahs der Go-

ands aufgeboten, gemeinſchaftliche Sache mit ihm zu machen, um uns den Weg abzuſchneiden und auszuplündern, ſo daß es uns unmöglich geweſen ſeyn würde, den Rückzug anzutreten, wenn wir uns nur noch um einige Stunden verſpätet hätten.

Heute Abend kam Rajah Loll Schah, unſerer Verabredung zufolge, abermals zu mir, und hatte eine Menge Leute bei ſich, die mit ſcharfgeladenen Feuergewehren und brennender Lunte verſehen waren. Nachdem wir uns gegenſeitig begrüßt hatten, erkundigte ich mich, wie der Weg in jenem Theile des Landes beſchaffen ſey, durch welches ich über Bhopaulputtun hätte reiſen wollen, um wieder in das Gebiet der Engliſchen Handelsgeſellſchaft zu gelangen. Er verſicherte mich hierauf ganz offenherzig, ich hätte ſehr wohlgethan, daß ich wieder umgekehrt wäre, denn es ſey daſelbſt beinahe kein Fortkommen, weil der Weg immer bergauf und bergab durch außerordentlich jähe Päſſe führe. Einige Brinjaries wären die einzigen Reiſenden, welche ſich in dieſe wilden Gegenden wagten, und ſelbſt dieſe hätten unbeſchreibliche Schwierigkeiten zu überwinden. Die Einwohner wären noch weit wilder als alle andern Goands, giengen mutternackt, und lebten bloß von den Naturerzeugniſſen ihrer Wälder. Seine eigenen Landsleute, die doch vermöge ihres Verkehrs mit den Mahratten, weit mehr civiliſirt wären, lebten nur drei Monate im Jahre von Getraide, und hätten in den übrigen neun Monaten weiter nichts zu ihrer Nahrung, als Wurzeln und Obſt. Ueber Bhopaulputtun

hinaus, würden wir ſchlechterdings kein Getraide mehr bekommen, auch keinen andern Weg angetroffen haben, als einen ſchmalen Fußpfad, der an mehreren Stellen nicht einmal zugänglich ſey. Zu dieſem allen käme nun noch, daß die wilden Goands gewiß nicht unterlaſſen haben würden, uns unaufhörlich zu beunruhigen, und daß wir, in Ermangelung der benöthigten Wegweiſer oftmals in der Irre hätten herumziehen müſſen.

Nach allem, was ich in Erfahrung bringen konnte, ſchien es eben nicht, daß der Getraidemangel in den Gebirgen und Waldgegenden, zwiſchen uns und den Circars, von der Beſchaffenheit des Bodens herrühre, da derſelbe eine Menge großer und ſtarker Bäume hervorbringt; ſondern vielmehr von der unbändigen Gemüthsart ſeiner wilden Bewohner, die ihr größtes Vergnügen darin finden, auf Raub auszuziehen, und ſchlechterdings nicht arbeiten wollen, da ihnen die Natur alles, was ſie zur Befriedigung ihrer ſehr eingeſchränkten Bedürfniſſe nöthig haben, freiwillig gewährt.

Soll Schah erzählte mir ferner, die Goands, welche jenſeit ſeines Diſtrikts wohnten, wären nicht mit Feuergewehren verſehen, deren Gebrauch ſelbſt ſeine Leute erſt von den Mahratten gelernt hätten; ſtatt deſſen wären ſie aber ſammt und ſonders mit Pfeil und Bogen bewaffnet. Sie nähmen den Bogen gewöhnlich zwiſchen die Beine, zögen die Sehne mit der Hand an, und ihre Pfeile verfehlten ſelten das Ziel, wenn es auch gleich ziemlich weit entfernt ſey.

Ich ſchätzte die Gaards, welche Loll Schah bei ſich hatte, auf ungefähr fünfhundert Mann, und es waren insgeſammt große, gut gebaute Leute. In Anſehung ihrer Statur ſchienen ſie unſeren Seapoys wenig oder nichts nachzugeben, nur ſahen ſie ſehr ſchwarz aus. Man verſicherte mich, die Mahratten hielten dieſelben für beſſere Soldaten, als ſelbſt die Raschuten. In dem kleinen Scharmützel, welcher zwiſchen ihnen und meinen Leuten vorgefallen war, hatte ich nun eben keine Veranlaſſung gehabt, mich hievon zu überzeugen; wenn ich aber auf die Truppen des Loll Schah geſtoßen wäre, die freilich viel beſſer als jene bewaffnet waren, ſo hätte ſich leicht der Fall ereignen können, daß mir dieſe ungleich mehr zu ſchaffen gemacht hätten.

Mir war nun, um wieder in das Gebiet der Engliſchen Handelsgeſellſchaft zu gelangen, kein anderes Mittel mehr übrig, als daß ich mich mehr gegen Süden hielt, und den bereits weiter oben erwähnten Weg einſchlug, der durch das Land des Rajah von Palonſhah in den Circar Ellore führt. Als ich den Loll Schah fragte, ob er mir nicht von den Verhältniſſen und Abſichten des gedachten Oberhaupts einige Nachricht ertheilen könne, ſo verſetzte derſelbe, er ſey zwar dermalen mit dem Nizam in Krieg verwickelt, da er aber einſt ſeinen Dewan geſprochen habe, und überhaupt auf einem freundſchaftlichen Fuße mit ihm ſtehe, ſo wolle er mir ein Schreiben an ihn mitgeben, und mich ſeiner Achtung und Fürſorge empfehlen. Einen angenehmeren Antrag als dieſen, hätte er mir nicht leicht

machen können, und ich bedachte mich keinen Augenblick, ihn dankbar anzunehmen; da aber Loll Schah nicht ſchreiben gelernt hatte, ſo mußten wir es ſo lange anſtehen laſſen, bis wir einen Mann ausfindig machten, der einen Aufſatz in der Tellinghyſchen Sprache zu Papier bringen konnte. Dieſem diktirte er den Brief in die Feder, druckte ſein Siegel darunter, und überreichte mir ihn.

Da mir nun Loll Schah von freien Stücken dieſe Gefälligkeit erwies, ſo machte ich es mir zur Pflicht, ihm dafür meinen Dank zu bezeigen. Da er die Flinten der um mich ſtehenden Seapoys ſehr aufmerkſam betrachtet, und ſich nicht wenig darüber verwundert hatte, daß ſie ſo ſchnell nach einander daraus feuerten, ſo ergriff ich dieſe Gelegenheit, ihm meine Vogelflinte zu verehren. Als er nun ſah, daß auch dieſe gleich losgienge, nahm er ſie mit dem lebhafteſten Danke und unter großer Freudensbezeugung an, und ſagte, ſie ſolle zu einem immerwährenden Denkmal der Freundſchaft, die ihm von den Frenghys (Europäern) erzeugt worden ſey, in ſeiner Familie aufbewahrt werden. Zu guter Letzt fügte er noch die Verſicherung bei, ich könne mich ſicher darauf verlaſſen, daß mir die Goands fernerhin nie wieder etwas zu leide thun würden. Unſere Unterredung hatte nun volle fünf Stunden, und zwar bis Abends zehn Uhr, gedauert, wo er endlich Abſchied nahm, und mich beim Weggehen ſeiner immerwährenden Freundſchaft verſicherte.

Den 3ten Mai. Wir kehrten nach Beejoor

zurück, wo wir wieder auf die oben erwähnte Landſtraße kamen, und marſchirten noch am nämlichen Tage bis Ruggong. Der Mahratten Aumil zu Beejapor verſah mich ſogleich mit friſchen Wegweiſern, und wünſchte mir Glück, daß ich in jenen Gebirgen und Waldungen noch ſo davon gekommen ſey, wo ſo manche ſeiner Leute, ſetzte er hinzu, verloren gegangen wären, ohne daß man je wieder etwas von ihnen gehört habe. Er ſagte ferner, ſelbſt die Brinjaries, welche ſich doch nicht eher unter dieſe Goands wagten, bis man ihnen auf das feierlichſte verſprochen hätte, für ihre Sicherheit zu ſorgen, wären ſchon oftmals geplündert worden. Gleichwohl ſey der Rajah von Berar dieſen reiſenden Kaufleuten überaus viele Verbindlichkeit ſchuldig, weil ſie eine große Anzahl ſeiner Leute mit einander ausgeſöhnt und ſie wenigſtens einigermaaßen von ihrer rohen Lebensart entwöhnt hätten. Denn der Handel, welchen ſie, beſonders mit Salz und Zucker, unter ihnen trieben, habe die Folge gehabt, daß ſie nun an den feineren Lebensgenüſſen einigen Geſchmack fänden, und mehrere dieſer Wilden denſelben nicht wieder zu entſagen vermöchten. Auch wären ſie dadurch ermuntert worden, die Produkte ihrer Waldgegenden; z. B. Gummilack, Eiſenerz, und andere dergleichen Tauſchartikel, fleißiger einzuſammeln, ſo daß ſie nun nicht länger umhin könnten, den Brinjaries Schutz zu verleihen. In den fünf und zwanzig Jahren, ſeit welchen dieſer Handel beſtehe, habe das Verlangen der Goands nach Salz und Zucker merklich zugenommen, und mehr als alles andere zu ihrer Civiliſirung beigetragen; denn ehe ſie

mit dieſen Artikeln des Luxus bekannt geworden wären, hätte ſich vollends Niemand unter ſie wagen dürfen, und er könne mich mit Wahrheit verſichern, daß ſelbige weit mehr dazu beygetragen hätten, ſie zu folgſamen Unterthanen zu bilden, als je die Mahratten mit ihrer geſammten Macht bewirkt haben würden.

Als wir Beejoor verlaſſen hatten, gieng der Weg allmählig abwärts, und zu Nuggong war die ganze umliegende Gegend ſo ſehr von der Sonne verbrannt, daß wir kein Futter für unſer Vieh fanden. Wir ſahen uns daher genöthiget, demſelben die Blätter des Banianenbaumes (Ficus Bengalenſis) zu freſſen zu geben, und ihm eine ſtärkere Ration getrocknetes Getraide vorzuſchütten. Letzteres war ſchon bei unſerer Abreiſe von Byragur ſehr hoch im Preiſe geſtiegen; jetzt aber mußten wir ſogar für acht Seers eine Rupie bezahlen. Da ſich hier das Gerücht verbreitet hatte, als wenn in dem Scharmützel, welches zwiſchen den Goands und meinen Leuten vorgefallen war, von beiden Seiten einige hundert Mann geblieben wären, ſo waren die Einwohner ſo ſehr allarmirt worden, daß ſie nicht eher etwas mit uns zu thun haben wollten, als bis ich ihnen meinen Reiſepaß vorwies.

Den 4ten Mai. Wir marſchirten bis Ewunpilly einem Mahrattenpoſten an der ſüdöſtlichen Gränze, des dem Rajah von Berar zugehörigen Landes. An dieſem Orte iſt ein kleines, von Lehm erbautes Fort, in welchem damals zweihundert Reuter und eine

kleine Anzahl Muſketenträger zur Beſatzung lagen. Dieſe wurden durch unſere Annäherung ſo ſehr in Schrecken geſetzt, daß ſie ſich augenblicklich ins Fort retirirten und ſich darin einſchloſſen. Ich ließ meine Zelte aufſchlagen, und ſchickte dem kommandirenden Offiziere nicht eher meinen Paß zu, als bis wir ſammt und ſonders einige Erfriſchungen zu uns genommen hatten. Hierauf überſandte ich ihm denſelben durch meinen Moonſhee, den man aber nicht in das Fort laſſen wollte; die Mahratten droheten ſogar, ſie würden auf ihn ſchießen, wenn er nicht augenblicklich ſeines Weges gienge. Er berief ſich aber darauf, daß er keine Waffen bei ſich habe, und bloß in der Abſicht komme, Jemand aus ihrem Mittel, der Geſchriebenes leſen könne, einen Zettel zu zeigen. Nach einiger Ueberlegung erlaubte man ihm, an das Thor zu kommen. Als ſie den Paß angeſehen hatten, fertigten ſie ihn mit der Antwort ab, er ſey ja ſehr alt und wer wiſſe, ob er nicht nachgemacht wäre; denn es frage ſich, aus welchem Theile des Engliſchen Gebiets ich wohl hieher gekommen ſey? Hierauf ſagten ſie in vollem Grimm zu dem Manne, er ſolle ſich fortpacken und ſie ungehudelt laſſen. Das ungaſtfreundliche Betragen dieſer Leute verdroß mich; ich ſchickte daher den Moonſhee nochmals mit dem Auftrage fort, ihnen die Folgen vorzuſtellen, welche nothwendig daraus entſtehen müßten, wenn ſie den ausdrücklichen Befehl und das Siegel des Rajah von Berar nicht reſpektirten; mit dem Zuſatze, wenn ſie die in meinem Reiſepaſſe enthaltenen Vorſchriften nicht auf der Stelle befolgten, ſo

würde ich auf ihre Verantwortung zu Cwunpilly liegen bleiben, und über ihr Betragen an den Subahdar von Seepour, deſſen Reſidenzort nur acht Coß gegen Weſten entfernt war, Bericht erſtatten. Demungeachtet vergiengen noch einige Stunden, ehe dieſe Menſchen überzeugt wurden, daß wir nicht als Feinde zu ihnen kämen; gegen Mittag aber kamen ſie aus ihrem Fort, und noch vor Abends waren ſie vollkommen beruhiget. Jetzt ſtattete mir nun auch der Mahratten-Offizier, welcher im Fort das Kommando führte, ſeinen Beſuch ab. Ich verwies ihm ſeine unzeitige Furcht; er gab mir aber die ſehr vernünftige Antwort, unter ſeinen Verhältniſſen ſey Vorſicht auf jeden Fall nöthig; denn der Nizam habe bekanntlich mehrere Fringhys in ſeinen Dienſten, und wie er denn hätte wiſſen können, ob ich nicht auch dazu gehöre? Da ich kein Intereſſe dabei hatte, mich weiter mit ihm herumzuzanken, und da ſich ohnehin ſeine Furcht gelegt zu haben ſchien, ſo erkundigte ich mich nach dem Umfange des Mahrattengebiets gegen Süden hin, und fragte ihn zugleich, ob er ſich wohl getraue, mich mit einem Empfehlungsſchreiben an die Beamten des Nizam, in dem angränzenden Diſtrikte Chinnoor zu verſehen. Er antwortete, das Gebiet der Mahratten erſtrecke ſich nur noch drei Coß weit, und da ſein Rajah dermalen mit dem Nizam Krieg führe, ſo dürfe er es nicht wagen, ſich mit deſſen Leuten in Briefwechſel einzulaſſen. Er bekräftigte hierauf die bereits erhaltene Nachricht, daß der ganze Diſtrikt Chinoor von ſeinen Einwohnern verlaſſen ſey.

Da ich nun keine andere Wahl hatte, als meine Reiſe fortzuſetzen, und mich erinnerte, daß ich oft wegen Mangel an Wegweiſern in die äußerſte Verlegenheit gekommen war, ſo trug ich einigen meiner Leute auf, ſich nach drei bis vier ſachverſtändigen Männern zu erkundigen, ſie wo möglich zu überreden, daß ſie uns nach Ellore, oder Rajamandry geleiteten, und ihnen zugleich zu verſprechen, daß ſie für ihre Mühe reichlich belohnt werden ſollten. Ich hatte nämlich erwogen, daß mir, im Fall ſich der Rajah von Paloonſhah feindſelig gegen mich benähme, kein anderes Mittel übrig bleibe, als in möglichſter Geſchwindigkeit, oder wenigſtens mit nicht ganz unglücklichem Erfolge, deſſen Land zu durchziehen. Wirklich war die Lage, worin wir uns dermalen befanden, ſo äußerſt bedenklich, daß ſolches allen meinen Leuten ſehr deutlich einleuchtete, und Jeder ſich ein eigenes Geſchäfte daraus machte, für unſer gemeinſchaftliches Wohl zu ſorgen. Willig und gern unterzogen ſie ſich ſammt und ſonders dem Ungemache, welches die Natur der Sache mit ſich brachte, beſonders dem Fortſchleppen des Getraides, welches wir durch die Wildniſſe mitnehmen mußten. Endlich fanden ſich drei Brinjaries, welche ſich anheiſchig machten, uns nach Rajamandry zu bringen. Sie forderten zwar für dieſe Mühe eine ganz ungeheuere Summe; aber ich konnte nun einmal nicht umhin, ihnen dieſelbe zu bewilligen. Indeß ließ ich mich zuvörderſt bei dem kommandirenden Offiziere erkundigen, ob ich mich auch wohl auf dieſe Leute ver-

laſſen könne; worauf er mir zurückſagen ließ, er mache ſich anheiſchig, für ihre Treue zu haften.

Den 5ten Mai. Nachdem wir uns auf ſieben Tage mit Getraide verſehen hatten, ſetzten wir nun unſere Reiſe wieder fort. Der Weg gieng durch eine ſehr wilde Gegend, am weſtlichen Ufer des Baun-Gunga, und kaum waren wir über die Gränze des Mahrattenlandes hinaus, als wir in einen groſſen Wald kamen. Die Berge ſchienen ſich immer mehr abwärts, bis dicht an das öſtliche Ufer des Fluſſes zu ziehen, und alles, was ich vor mir ſah, traf genau mit der Beſchreibung überein, welche man mir ſchon vorher von dieſer wilden Gegend gemacht hatte. Kaum hatten wir den Fuß über die Gränze geſetzt, als wir den Schall der Tom-toms vernahmen, wodurch das Land in Allarm geſetzt wurde; und gleich nachher kamen uns die Trümmern einiger zerſtörten Dörfer zu Geſichte. Da die Sonnenhitze faſt nicht zu ertragen und keine Quelle in der Nähe war, ſo ſah ich mich gegen eilf Uhr genöthiget, Halt machen zu laſſen, und ſo lange ſtill zu liegen, bis ſich meine Leute und unſer Vieh mit Waſſer aus dem Baun-Gunga erquickt und abgekühlt hatten. Dieſer Fluß war gewöhnlich nur eine halbe, höchſtens eine ganze Meile, vom Wege entfernt, da aber zwiſchen ihm und uns ein großer Wald lag, ſo koſtete es uns Mühe, bis wir an denſelben gelangen konnten. Nachdem wir unſeren Weg bis an die Ruinen des Dorfes Unnar fortgeſetzt hatten, ſo erlaubte ich meinen Leuten, bis um drei Uhr auszuruhen. Der entſetzlichen

Hitze wegen, wäre ich gern die Nacht durch hier liegen geblieben, wir mußten aber ſchlechterdings auf die ſchleunige Fortſetzung unſerer Reiſe bedacht ſeyn, und noch vor Einbruch der Nacht über den Godavery gehen, damit die Leute des Nizam keine Zeit gewännen, uns den Uebergang zu verwehren. Der Weg gieng allmählich abwärts, und der Boden beſtand nun durchgehends aus feſtem Geſtein und grobem Sande. Als wir uns dem Godavery näherten, ſah ich an der Stelle, wo er ſich mit dem Baun-Gunga vereiniget, ein kleines Fort auf einer Anhöhe liegen, und mit Beihülfe meines Fernglaſes erblickte ich auf demſelben eine weiße Flagge. Bald darauf wurden wir durch den Schall der Tomtoms überzeugt, daß ſich die Einwohner der leer ſtehenden Dörfer in den Wäldern verſammelt hatten, und daß die Allarmpoſten auf ihrer Huth waren. Bei unſerer Ankunft am Godavery wurden wir auf den darin befindlichen Sandbänken verſchiedene kleine Haufen mit Feuergewehren bewaffneter Leute gewahr. Ich ließ Halt machen, und wartete, bis alle meine Leute zu mir ſtießen, worauf wir ſodann, da der Fluß nicht tief war, ohne im mindeſten beunruhiget zu werden, hindurch giengen, und auf einem freien Platze, am ſüdlichen Ufer deſſelben, uns lagerten.

Ich befand mich nun in demjenigen Theile von Indien, der unter der Benennung Tellinga bekannt iſt, und deſſen Bewohner, die Tellinghys, eine ganz eigene Sprache reden, die mit jener, welche in den Circars Gentoos genannt wird, viele Aehnlichkeit hat.

Nach überſtandener Tageshitze und einem äußerſt beſchwerlichen Marſche, labten wir uns ganz außerordentlich an der erquickenden Kühle in der Nähe des Fluſſes. Vor mir hatte ich eine zum Entzücken ſchöne Ausſicht, welche der Zuſammenfluß des Godavery und Baun-Gunga dem Auge gewährte. Ich konnte bis ganz hinan auf das Fort Suruncha ſehen, und an einer offenen Stelle die Vereinigung des Inderowty mit dem letztgenannten ſehr genau wahrnehmen. Im Hintergrunde lagen die blauen Berge, und ferne Waldungen, ſo daß das Ganze einen wirklich erhabenen und äußerſt impoſanten Anblick darſtellte.

Am nordöſtlichen Ufer des gedachten Fluſſes, und zwar an der Stelle, wo er ſich mit dem Baun-Gunga vereinigt, ſteht eine kleine, der Göttin Cali gewidmete Pagode, von welcher die daſige Paſſage über den Gunga Godavery die Benennung Caliſair-Ghaut erhalten hat. Hier verſammeln ſich jährlich eine große Anzahl Pilgrimme, welche ſich in dem Gewäſſer jener mit einander vereinten Ströme baden, und in dem Wahne ſtehen, ſich dadurch von ihren Sünden zu reinigen. *)

Das Flußbett des Godavery bei dieſem Ghaut,

*) Alle jene Plätze, wo die Hauptſtröme entſpringen, oder ſich mit einander vereinigen, werden durch ganz Indien als heilige Oerter betrachtet, wo die Hindu ihren Aberglauben treiben, und ſich alljährlich die Pilgrimme zu Tauſenden einfinden.

iſt beinahe eine Meile breit, und beſtand bei der damaligen Jahreszeit aus einer großen Sandſtrecke. Die Quantität des darin befindlichen Waſſers, war an der Stelle, wo wir hindurch paſſirten, ſehr unbedeutend; denn, da ſich der Fluß hier in vier bis fünf kleinere Arme zertheilt, die zuſammengenommen nicht über hundert Fuß breit ſind, ſo iſt er nirgends über fünfzehn Zoll tief.

Den 6ten Mai. Heute marſchirten wir zum erſtenmal am weſtlichen Ufer des Godavery hin. Als wir bei den Ruinen der Stadt Caliſair vorüberzogen, ſah ich Ueberbleibſel von einem alten Fort, einer Moſchee, und dem Grabmal eines Muſelmannes. Man erzählte mir, dieſer Ort ſey ehemals die Reſidenz eines in Dienſten des Nizam ſtehenden Beamten geweſen, der über den Diſtrikt Chinoor die Aufſicht geführt habe, und als ſich derſelbe mit dem Zemindar, in der Abſicht, ſich der Regierung des Nizam zu widerſetzen, vereinigt hätte, ſey er von demſelben meuchelmörderiſcher Weiſe ums Leben gebracht worden. Mein Marſch gieng an dem heutigen Tage durch einen dicken Wald immer abwärts, und endigte ſich bei einem Fort, das ehedem von einer anſehnlichen Stadt, Namens Mahadeopour, umgeben war, worin aber dermalen nur noch eine kleine Anzahl bewaffneter Leute in Beſatzung lagen, und einige bettelarme Tellinghy wohnten. Das Fort hatte einen doppelten Wall nebſt Graben, und ſchien in älteren Zeiten ein ziemlich feſter Ort geweſen zu ſeyn. An den Mauern ſah man noch jetzt Merkmale von einer unbeſchreiblichen Menge Kanonenkugeln, die zum Beweis

dienten, daß dieſer Ort eine Belagerung ausgehalten und ſich tapfer gewehrt hatte. Kaum hatten wir unſere Zelte aufgeſchlagen, als ein Mann zu uns kam, und ſich erkundigte, ob wir nichts Neues von den Armeen des Nizam und der Mahratten gehört hätten; und was es mit dem Kriege wohl für einen Ausgang nehmen würde. Da jedoch ſeine Neugierde keine Befriedigung erhielt, ſo gieng er wieder ſeines Weges.

Den 7ten Mai. Als wir von dieſem Platze wieder aufgebrochen waren, ſo ſetzten wir unſern Marſch drei und zwanzig Meilen ununterbrochen fort und lagerten uns ſodann bei einer Quelle auf einem kleinen, von Bäumen entblößten Plätzchen im Dickicht. Auf dieſer Tour waren uns viele von ihren Einwohnern verlaſſene Dörfer vorgekommen, und der Weg gieng meiſtens durch tiefen Sand, wo nirgends ein Tropfen Waſſer zu finden war. Es hatte in dieſem Theile des Landes ſeit einigen Jahren gar nicht geregnet; folglich waren alle Waſſerbehälter, Quellen und Teiche beinahe ganz ausgetrocknet, und eben dadurch wurden die Mühſeligkeiten, welche wir auf unſerm ſtarken Marſche an dieſem außerordentlich heißen Tage zu erdulden hatten, noch mehr vergrößert. Meine Leute ſowohl als unſer Vieh, wurden ſo ſehr vom Durſte geplagt, daß ſie das wenige Waſſer, welches noch in den Quellen vorhanden war, in kurzer Zeit austranken, und da wir jetzt wenigſtens fünf Meilen vom Fluſſe entfernt waren, auch noch überdies zwiſchen ihm und uns eine Reihe Berge in der Mitte lag, ſo konnten wir nicht zu demſelben gelangen. Glücklicherweiſe

erfuhren wir aber durch die Wegweiſer, welche wir von Ewunpilly, mitgenommen, und die ſchon oftmals dieſe Reiſe gemacht hatten, daß ungefähr eine Meile von hier, ein Paar den Goands zugehörige Hütten anzutreffen wären, deren Bewohner aus einer Quelle mit Waſſer verſorgt würden. Wir ſuchten daher dieſelbe ſogleich auf, und fanden zu unſerm größten Vergnügen, daß ſie nicht verſiegt war; auch quoll überall, wenn wir nur ein klein wenig im Sande nachgruben, eine Menge Waſſer hervor.

Es mattete uns zwar ganz außerordentlich ab, daß wir bei dieſer Jahreszeit unſern Marſch den Tag über und in der brennenden Sonnenhitze fortſetzen mußten; da wir aber durch ein Land reiſeten, wo nicht im mindeſten für die öffentliche Sicherheit geſorgt war, und wir jeden Augenblick befürchten mußten, von Feinden angefallen zu werden, ſo konnten wir dies ſchlechterdings nicht abändern. Der Weg war zwar gebahnt und ſo ziemlich vom Geſtrüppe geſäubert, gieng aber durch dicht verwachſene Wälder, worin ſich der Feind leicht verſtekken, und uns, wenn wir des Nachts reiſeten, unverſehens überfallen konnte. Wenn wir hingegen bei Tage reiſeten, und uns an einem freien Platze lagerten, ſo waren wir immer in gehöriger Verfaſſung, dem Feinde zu widerſtehen. Die Weiber und Kinder der Seapoys, welche zu Anfang unſerer Reiſe durch Laſtthiere von einem Orte zum andern geſchafft wurden, mußten ſich jetzt, da dieſe ſo matt waren, gefallen laſſen, zu Fuße zu gehen; indeß ſahen ſie die Nothwendigkeit die-

ſer Veranſtaltung von ſelbſt ein. Freilich wäre es ihnen lieber geweſen, wenn wir unſern Marſch immer nur des Nachts fortgeſetzt hätten, wo es kühl war und ſie folglich weit weniger gelitten haben würden; alsdann aber würden wir, im Falle eines feindlichen Angriffs, nicht gewußt haben, was wir mit ihnen anfangen ſollten. Hiezu kam denn noch der Umſtand, daß ich nothwendig bei Tage reiſen mußte, um meine geographiſchen Beobachtungen fortſetzen zu können.

Den 8ten Mai. Heute kamen wir an die Gränze des dem Rajah von Paloonſha gehörigen Gebietes; unſer Marſch endigte ſich bei dem Dorfe Etoor, und wir befanden uns nun wieder am Godavery.

Den 9ten Mai. Ankunft zu Naugwarrum. Als wir noch zwei Meilen von dieſem Orte entfernt waren, hörten wir die Tom-toms ſchlagen und auf Hörnern blaſen, welches zum Beweis diente, daß ſich wieder ein Korps bewaffneter Leute im Walde zuſammenzog. Unſere Wegweiſer ſagten, hier wären die Alarmpoſten des Cummuny Booey, dermaligen Zemindars von Naugwarrum und Vaſallen des Rajah von Paloonſchah, Namens Afhruff Row. Sie riethen mir auf meiner Hut zu ſeyn; und da ſie mit ſeinen Leuten bekannt waren, ſo erboten ſie ſich voraus zu gehen, und ihnen zu eröffnen, wer wir wären. Ich ließ ſogleich Halt machen, um meine ſämmtliche Mannſchaft an mich zu ziehen; und gleich darauf kam der eine Wegweiſer, welcher vor uns her in das Dorf

gegangen wär, mit der Nachricht zurück, die Einwohner wollten ſeinen Worten keinen Glauben beimeſſen und hätten ihn gemißhandelt; ſie ſtänden ſammt und ſonders unter den Waffen, und ſchienen feſt entſchloſſen, uns nicht paſſiren zu laſſen. Da ich keine andere Wahl hatte, als meinen Marſch fortzuſetzen, ſo rückte ich vorwärts und zog mich vermittelſt eines Umweges, am Ufer des Fluſſes hin, um dem Dorfe nicht zu nahe zu kommen. Der übrige Theil meiner Mannſchaft formirte die Arrieregarde. Als die Einwohner des Dorfes ſahen, daß wir uns außer dem Flintenſchuß hielten, ſtaunten ſie uns zwar an, blieben aber ruhig auf ihren Poſten ſtehen, ohne ſich gegen uns die geringſte Feindſeligkeit zu erlauben. Wir ſuchten uns hierauf am Ufer des Fluſſes einen Lagerplatz aus, und ſobald unſere Zelte aufgeſchlagen waren, nahm ich zwei von unſern Wegweiſern nebſt einigen Seapoys zu mir, und gieng auf das Dorf zu. Jetzt winkten wir den Bauern, ein Paar von ihren Leuten zu uns zu ſchicken, worauf denn auch gleich einige aus dem Dorfe herauskamen, ſich mit uns ins Geſpräch einließen, und ſodann, als ſie ſahen, daß wir keine Feinde waren, die andern beruhigten. Sie hätten, ſagten ſie uns nachher, dieſe Poſten bloß deswegen beſetzt, weil ſie beſtändig gegen die Goands auf ihrer Hut ſeyn müßten; denn da der Fluß bei dieſer Jahreszeit meiſtens ſehr ſeicht ſey, ſo kämen ſie oft herüber und überfielen ſie mitten in der Nacht. Die Räubereyen und Mordthaten, welche ſie bei dergleichen Ueberfällen verübten, ſetzten daher die Tellinghys in die Nothwendigkeit, beſtändig Allarmpoſten auszuſtellen.

Heute Nachmittags beſtieg ich eine kleine Anhöhe, nicht weit von unſerm Lagerplatze, in der Abſicht, die umliegende Gegend in Augenſchein zu nehmen. Wie groß war meine Freude, als ich von hieraus den Lauf des Godavery auf eine Strecke von wenigſtens fünfzehn Meilen ganz deutlich überſehen konnte! Unermeßliche Gebirge und Waldungen erſtreckten ſich von Suruncha längs dem öſtlichen Ufer dieſes Fluſſes bis an das entgegengeſetzte Ende dieſes Ortes und zogen ſich von da, ſo weit als das Auge reichte, ſüdoſtwärts. Bei Erblickung dieſer wilden Gegend und der eben ſo hohen als ſteilen Berge, die ich überall wahrnahm, ſchäzte ich mich wahrhaft glücklich, daß ich das Vorhaben aufgegeben hatte, durch ein Land zu reiſen, wo ich alle erdenkliche Gefahren und Mühſeligkeiten zu überwinden gehabt hätte und wohl gar, nebſt meiner ganzen Mannſchaft vom Wege abgeſchnitten worden und in feindliche Gefangenſchaft gerathen wäre.

Unſere Wegweiſer, welche ſich, bloß in der Hoffnung ſehr reichlich belohnt zu werden, dazu verſtanden hatten, uns nach dem Circar Ellore zu geleiten, fiengen nun an ſehr ängſtlich zu thun, wenn ſie in die Dörfer gehen ſollten, und ſo oft wir Getraide oder ſonſt einen Waarenartikel einkauften, koſtete es uns allemal unendlich viel Mühe, ehe wir es dahin brachten, daß ſie ſich als Dolmetſcher gebrauchen ließen, und mit den Tellinghys in unſerm Namen den Handel abſchloſſen. Zu ihrer Entſchuldigung führten ſie an, wenn ſie das Unglück hätten,

auf dem Rückwege erkannt zu werden, ſo würde man ſie unfehlbar beim Kopfe nehmen und umbringen.

Bei Etoor begegneten uns einige Reiſende, welche vierzig, mit Baumwolle beladene, Karren bei ſich hatten, ihrer Verſicherung zufolge aus Chanda kamen, und im Begriff waren, ihre Ladungen in die Fabriken zu Maddapollom, einem im Gebiete der Engliſchen Kompagnie liegenden Orte zu ſchaffen. Da ihr Zugvieh bei der außerordentlichen Hitze und gänzlichem Mangel an Waſſer, ſehr viel gelitten hatte, ſo ließen ſie es bei dem gedachten Dorfe ausruhen, damit es ſich wieder erholen ſollte, ehe ſie ihre Reiſe weiter fortſetzten. Es war uns überaus angenehm, in dieſer unwirthbaren Gegend einige Reiſende anzutreffen, die mit uns unter einerlei Herrſchaft ſtanden, und wir ſahen dieſe zufällige Zuſammenkunft als einen Beweis an, daß der Weg, welchen wir eingeſchlagen hatten, ſchon ſeit langer Zeit beſucht worden ſey. Ich erfuhr bei dieſer Gelegenheit, daß die Brinjaries in jenen Jahreszeiten, wo es weder an Waſſer noch Getraide fehlte, gemeiniglich dieſen Weg ziehen, um ſich von der Seeküſte nach Chanda zu verfügen.

Den 10ten Mai. Ich marſchirte nach Mangapeit, dem Hauptorte einer kleinen Purgunnah gleiches Namens, in welchem ein Beamter des Rajah von Paloonſhah, Narrain Row genannt, ſeinen Wohnſitz hat. Er beſteht aus einem großen Dorfe, dicht am weſtlichen Ufer des Godavery, und mitten

darin ſteht ein kleines von Lehm erbautes Fort. Als wir nicht weit mehr von dieſem Orte waren, erblickten wir ein beträchtliches Korps bewaffneter Leute, und kaum waren wir daſelbſt angelangt, als ſich dieſelben ſehr feindſelig gebärdeten, allerlei Drohungen gegen uns ausſtieſſen, und ſich ſogar verlauten ließen, ſie würden uns ſammt und ſonders zu Gefangenen machen und umbringen. Den Leuten, die unſern Troß ausmachten, ward angſt und bange; um ihnen aber ihre Furcht zu benehmen, befahl ich ſogleich die Zelte aufzuſchlagen, und alles zum Gefechte in Bereitſchaft zu ſetzen. Dies bewirkte ſogleich eine ſichtbare Veränderung in dem Betragen jener Helden; und die ganze Zänkerei endigte ſich damit, daß mir Narrain Row eine Unterredung antragen ließ. Er erſtaunte nicht wenig, als ich ihm gleich zu Anfang derſelben das Schreiben überreichte, welches mir Loll Schah an ihn mitgegeben hatte, und kaum hatte er es durchleſen, als unſere Angelegenheiten mit einemmal eine günſtigere Wendung nahmen. Da er ein Telliaghy war, und keine andere als ſeine Mutterſprache verſtand, ſo waren wir genöthigt uns eines Dolmetſchers zu bedienen, und durch dieſen ließ er mir, als wir kaum ein Paar Worte mit einander geſprochen hatten, zu verſtehen geben, er würde es gern ſehen, wenn ich ihm mein Pferd verkaufte. Ich ließ ihm antworten, ich ſey kein Kaufmann und könne folglich ſeinen Vorſchlag nicht eingehen. Er verſetzte, ein ſchöneres Thier wie dies, ſey noch nie in ſein Land gekommen, und er laſſe mich höflich erſuchen, ich möchte mich doch erklären, ob ich es ihm nicht etwa unter einer andern Bedingung

überlaſſen wolle; er wünſche dem jungen Rajah, der ein großer Liebhaber von Pferden ſey, ein Präſent damit zu machen. Hierauf ließ ich ihm durch den Dolmetſcher ſagen, unter meinen dermaligen Verhältniſſen ſey es mir nicht wohl möglich, mich über dieſen Punkt beſtimmt zu erklären; wenn er mir aber einen rechtlichen Mann mitgeben wolle, der mich bis in das Gebiet der Engliſchen Kompagnie begleite, wo ich längſtens in Zeit von ſieben Tagen einzutreffen hoffte, und dieſes nützliche Thier nicht mehr ſo nöthig brauchte, wie jetzt, ſo könnte ſich vielleicht der Fall ereignen, daß ich es ihm überließe. Da er nun ſah, daß ich ihm meinen Toorky durchaus nicht verkaufen wollte, ſo handelte er um ein kleines Pferd, das dem Jemadar meiner Eskorte gehörte, und um den Tattoo eines Seapoys. Beide waren auf unſerer Reiſe ſtark mitgenommen worden, und da der Rajah eine ganz artige Kauffumme dafür bot, ſo war der Handel ſeinem Abſchluß nahe, als mir auf einmal der Gedanke durch den Kopf fuhr, man könne vielleicht auf den Argwohn gerathen, als trieben wir Handelsgeſchäfte. Dies hatte die Folge, daß ich ſogleich die Unterhandlungen abbrach; und da man der Fortſetzung unſeres Marſches kein Hinderniß in den Weg legte, ſo gab ich Befehl zum Aufpacken, zog ab, und machte dem Narrain Row und ſeinen Leuten einen Strich durch die Rechnung.

Ich erwähnte bereits im Vorhergehenden des Umſtandes, daß die Goands zum öfteren über den Godavery gehen, und in den Ortſchaften am jenſeitigen

Ufer dieſes Fluſſes morden und plündern. Dies geſchieht, wie die Tellinghys erzählten, allemal des Nachts, und zwar ſo ganz in der Stille, daß ſelbſt die Allarmpoſten nicht das mindeſte davon gewahr werden. Die Barbaren verüben ſodann die abſcheulichſten Grauſamkeiten, und opfern ſogar Weiber und Kinder ihrer viehiſchen Wut auf. Sie ſind gewöhnlich mit Pfeil und Bogen, Streitärten und Lanzen bewaffnet. Als ich daher in der Folge von einem Volke hörte, welches man in den nördlichen Circars, die Coands nennt, und deſſen Räubereien in den daſigen Provinzen mit ähnlichen Grauſamkeiten vereinbart ſind, ſo konnte ich natürlicherweiſe nichts anderes glauben, als daß ſolches mit jenem von einerlei Stamm entſproſſen ſey; allein bei Gelegenheit einer Unterredung mit Cumaul Muhameb, einem Beamten, welchem die Adminiſtration der den Mahratten zugehörigen Purgunnah von Manickpatam anvertrauet war, und der mit den verſchiedenen Stämmen der Bergbewohner, welche dem Gouvernement von Berar unterworfen ſind, ſehr genau bekannt zu ſeyn ſchien, erfuhr ich, daß jene Goands ein ganz eigenes für ſich beſtehendes Volk ſind. Dieſe letzteren, ſagte er, wären viel größer von Statur, und man hätte ſchon mehrere derſelben zu guten Unterthanen gebildet; die Coands aber ſind klein, und ſo unbändig, daß noch zur Zeit alle Verſuche, ſie wenigſtens einigermaaßen zu civiliſiren, vergebens waren. Wirklich iſt mir nie ein Volk vorgekommen, das eine ſo entſchiedene Abneigung äußert, ſich mit Fremden auf irgend eine Art einzulaſſen, als dieſe Bergbewohner.

Dieſer Charakterzug macht es ganz unmöglich, in Betreff ihrer Sitten und Gebräuche nähere Erkundigung einzuziehen. Dahin gehört unter anderen, daß ſie Vögel opfern, ſie an den Spitzen der Flügel zu beiden Seiten des Weges an die Bäume hängen, und eines langſamen Todes ſterben laſſen. Die eigentliche Urſache dieſes ſonderbaren Gebrauchs konnte ich nie in Erfahrung bringen; doch bemerkte ich zum öfteren, daß, obgleich die Vögel hoch genug hiengen, daß die Reiſenden ganz bequem darunter weggehen konnten, die Goands doch ſolches nie thaten, ſondern allemal einen Umweg nahmen, um denſelben nicht nahe zu kommen. Einſt wurde ich gewahr, daß ſie auf dieſelbe Art einen Widder bei den Beinen aufgehangen hatten. Ihre Nahrung iſt ſo einfach als möglich, denn ſie leben bloß von Wurzeln und anderen Naturprodukten, die in ihren Wäldern wachſen. Sie gehen beinahe ganz nackend, und wenn ſie es für Kälte nicht mehr aushalten können, ſo zünden ſie, um ſich dagegen zu ſchützen, große Feuer an, welche ſie deſto leichter unterhalten können, da es ihnen nirgends an Holz fehlt. Drückt ſie die Sonnenhitze, ſo bergen ſie ſich im Schatten dickbelaubter Bäume, und legen ſich ſchlafen.

Den 14ten Mai. Wir kamen heute, ohne daß man uns auf den letzten drei Märſchen im mindeſten beunruhiget hatte, zu Nainpour an, und lagerten uns an einem freien Platze unter Palmyrabäumen, Fächerpalmen (Boraſſus flabelliformis) am weſtlichen Ufer des Godavery, der Stadt Badrachill gegenüber.

Hier läßt der Rajah von Paloonſhah die Abgaben von allen und jeden Frachtgütern erheben, die auf dieſem Wege durch ſein Land gehen. Man hatte jetzt wenigſtens zweihundert Hackerys (Landkarren) und eine ungeheuere Menge Ochſen angehalten, welche ſo lange ſtill liegen mußten, bis die Abgaben feſtgeſetzt und bezahlt waren. Sie betrugen nicht weniger als fünf und zwanzig Procent. Die Waaren ſelbſt beſtanden aus Baumwolle, dem gewöhnlichen Ausfuhrartikel, wogegen die Mahratten in den Circars Salz und Kokosnüſſe eintauſchen und ins Land bringen, um ſelbige in Chanda, Nagpour und anderen Gegenden von Berar wieder abzuſetzen.

Die Hügel am öſtlichen Ufer des Godavery, von Mangapeith bis hieher, ſind eben nicht gar hoch, und die Berge zogen ſich nunmehro ſieben Meilen weit landeinwärts. Den Raum zwiſchen beiden Bergreihen füllt ein Wald aus.

Zu Badrachill ſteht eine Pagode, worin die Gattin des Rama, Namens Seta, verehrt wird. Dieſer Andachtsort iſt weit und breit berühmt, und es finden ſich daſelbſt viele Pilgrimme ein. Die Pagode ſteht auf einem kleinen, ungefähr vierzig Fuß hohem Hügel, iſt aber ſchlecht gebaut. Man erzählte, der Rajah von Paloonſhah habe derſelben erſt unlängſt ein kleines goldenes Moorat, oder Götzenbild, verehrt. Die Stadt liegt etwa zweihundert Yards ſüdwärts von der Pagode, und zwar unmittelbar unter einem anderen

kleinen Hügel. Sie beſteht nur aus hundert Hütten, in deren Mitte ich ein mit Ziegeln gedecktes Haus bemerkte, die, wie ich hörte, die Wohnung des oberſten Braminen ſeyn ſoll. Das Ganze iſt mit Gebüſch umgeben. Da dieſer Ort im ganzen Lande ſehr berühmt iſt, ſo hatte ich vermuthet, daß er eine anſehnliche Stadt ſey; deſto größer war daher meine Verwunderung, daß er ein ſo ſchlechtes Anſehen hatte.

Gleich nach meiner Ankunft, kam der Mann, welchem die Aufſicht über dieſen Poſten anvertrauet war, zu mir ins Lager, und trug darauf an, unſere Pferde und Kameele zu kaufen. Ich fertigte ihn aber mit einem derben Verweiſe ab, und ſagte ihm ganz trocken, er irre ſich ſehr, wenn er uns für Kaufleute halte. Als er ſeinen Antrag noch einigemal, wiewohl vergebens, wiederholt hatte, und nun überzeugt war, daß wir unſer Vieh ſchlechterdings nicht verkaufen würden, ſo ließ er ſich einfallen, die davon zu entrichtenden Abgaben zu beſtimmen. Jetzt konnte ich mich nicht länger enthalten, meinen Leuten die Ordre zu ertheilen, daß ſie ihn ohne weitere Umſtände aus dem Lager ſchafften. Von nun an ließ er uns zwar in Ruhe; ich merkte aber wohl, daß er einige Boten nach Paloonſhah geſchickt hatte, um Befehl einzuholen, wie er ſich gegen uns zu verhalten habe; gerade ſo, wie es ehedem Narrain Row, was ich aber erſt nachher in Erfahrung brachte, von Mangapeitaus, gethan hatte.

Den 15ten Mai. Mit Tagesanbruch machten

wir uns wieder auf den Weg, und waren luſtig und guter Dinge, daß wir nun längſtens in drei Tagen im Gebiete der Engliſchen Kompagnie eintreffen würden, wo unſere Reiſe ein Ende hatte, und wir uns von den erlittenen Strapazen erholen konnten. Seitdem wir uns im Gebiete des Rajah von Paloonſhah befanden, hatte ich hie und da eine Anzahl Teakbäume (Tectona grandis) wahrgenommen, die aber nicht lang genug waren, um als Bauholz verbraucht zu werden. Da man mich nun verſichert hatte, daß ich heute noch mehrere dergleichen antreffen würde, ſo war ich eben damit beſchäftiget, einem Lascar die Weiſung zu ertheilen, daß er ein halb Dutzend Setzlinge abſchneiden ſolle, als ein Mann auf mich zu geritten kam, und mir ankündigte, ich müſſe wieder umkehren, und von neuem mein Lager beziehen; denn der Rajah habe vernommen, daß ich in ſein Land gekommen ſey, und habe daher einen Wakil abgeſchickt, um zu erfahren, wer mir dazu Erlaubniß gegeben habe. Als ich nach ſeinem Namen und Stande fragte, gab er mir zur Antwort: er nenne ſich Mortizally, und kommandire ein Korps Tellinghys, das in Dienſten des Rajah von Paloonſhah ſtehe, und wovon ſogleich ein Theil, nebſt einem Wakil, eintreffen werde. Ich erklärte geradezu, daß ich keinen Fuß von der Stelle ſetzen würde, um wieder rückwärts zu marſchiren, erbot mich aber, an dem erſten ſchicklichen Orte, wo ich Waſſer und Futter für unſer Vieh antreffen würde, liegen zu bleiben, und die Ankunft des Wakil zu erwarten. Dies war er denn endlich, nachdem wir uns eine Zeitlang herum-

geſtritten hatten, zufrieden. Wir ſetzten daher unſeren Marſch noch zwei Meilen weit fort, und lagerten uns bei einem Dorfe Pocullapilly genannt.

Eine Stunde nachher kam der Wakil unter einer Bedeckung von fünfzig Mann an. Er hinterbrachte mir die Nachricht, der Rajah von Paloonſhah habe ihn in der Abſicht geſandt, ſich zu vergewiſſern, wer mir die Erlaubniß ertheilt hätte, durch ſein Land zu reiſen. Ich zeigte ihm meinen von den Mahratten erhaltenen Paß vor, welcher hoffentlich zureichend ſeyn würde, ihm die verlangte Auskunft zu geben. Er verlangte zu wiſſen, von wem ich dieſe Papiere bekommen hätte; und ſetzte hinzu, wenn ich mit einem Reiſepaſſe vom Nizam verſehen wäre, ſo möchte ich ihm denſelben ebenfalls einhändigen, damit er ihn dem Rajah zur Durchſicht zuſchicken könne, worauf er mir ſodann deſſen Willensmeinung, in Betreff meiner und meiner Leute, bekannt machen werde. Ich erwiederte, daß ich keinen Paß von dem Nizam erhalten, übrigens aber nichts dagegen einzuwenden hätte, wenn er für gut fände, von den vorgezeigten Papieren Abſchrift zu nehmen. Noch fügte ich hinzu, da ich nur noch zwei Tagereiſen weit bis in das Brittiſche Gebiet hätte, und meine Geſchäfte keinen Aufſchub litten, ſo hoffte ich, daß der Rajah die Fortſetzung meiner Reiſe nicht unnöthigerweiſe verzögern, ſondern mir vielmehr geſtatten würde, mich ſo geſchwind als möglich wieder auf den Weg zu machen. Der Wakil gieng in Geſellſchaft meines Moonſher fort, um

die gedachten Papiere kopiren zu laſſen, und ſagte, ich ſolle noch vor Abends Antwort erhalten.

So ſtanden die Sachen, als ich Nachmittags um vier Uhr die Nachricht erhielt, daß ein ſtarkes Korps bewaffneter Leute den Bergpaß Soondpilly Gundy, durch welchen unſer Weg gieng, beſetzt habe, und befehligt ſey, uns den lebhafteſten Widerſtand zu leiſten im Falle wir Miene machten, denſelben zu forciren und unſeren Marſch nach dem Gebiete der Engliſchen Kompagnie fortzuſetzen. Die Stärke dieſes bewaffneten Haufens wurde von einigen auf tauſend, von anderen auf drei tauſend Mann geſchätzt. Ich hatte mir vorgenommen, das, was der Rajah, wenn ihm die Abſchrift meines Mahratten-Purwannah vorgelegt worden, verfügen würde, in aller Geduld abzuwarten, ehe ich mich zur Ausführung eines oder des anderen Planes entſchlöſſe; und da ich mir bewußt war, ſchlechterdings nichts begangen zu haben, was ſeinem Lande, oder ſeinen Unterthanen, nur im mindeſten zum Nachtheile gereichen könnte, und er folglich nicht berechtiget war, die allergeringſte Klage über mich zu führen, ſo glaubte ich ganz gewiß, er werde der Fortſetzung meiner Reiſe weiter kein Hinderniß in den Weg legen. Es dauerte nicht lange, ſo hörte ich Pferde trappeln, und als ich hierauf den Kopf zum Zelte hinaus ſteckte, erblickte ich mehrere Reuter, welche ſo eben bis an unſere Zeltſeile heranſprengten. Meine Leute hatten ſich ſammt und ſonders in den Schatten gelegt, um von des Tages Laſt und Hitze auszuruhen, bis auf zwei Mann, welche die Wache hatten, und ſogleich in mein Zelt gelaufen

kamen, um Lärm zu machen. Ich ſchickte auf der Stelle einen Mann ab, um den Wakil herbeizurufen; meine Seapoys, die überhaupt ſehr auf der Hut waren, ergriffen die Waffen, und ich eilte unverzüglich nebſt den erwähnten zwei Mann zu ihnen, um mich auf das Aergſte gefaßt zu machen. Nun rief ich den Reutern zu, ſie ſollten ſich retiriren, und fragte ſie zugleich, was denn das zu bedeuten habe, daß ſie auf eine ſo ungeſtüme Art anſprengten. Jetzt ritt ihr Befehlshaber auf mich zu, und ſagte, er habe gemeſſene Ordre von ſeinem Rajah, mich nach Patoonſhah zu bringen. In eben dem Augenblicke kam der Wakil an. Ich fragte ihn, worauf denn dieſe Maaßregeln abzwecken ſollten, da wir doch eine Uebereinkunft mit einander getroffen, und ich in Vertrauen auf ſeine Zuſage ſo lange gewartet hätte, bis mir der Rajah ſeine Willensmeinung würde bekannt machen laſſen. Wenn die Feindſeligkeiten nicht ſogleich ihren Anfang nehmen ſollten, ſo müſſe ich ihn ſehr ernſtlich erſuchen, den Reutern anzubefehlen, daß ſie ſich zurückzögen. Als er ſich ihnen nun in der Abſicht näherte, dies zu bewirken, hatte ich Gelegenheit, mich ihrer Anzahl zu vergewiſſern. Sie belief ſich in Allem auf fünf und zwanzig Mann, die eben ſo gut beritten als gut bewaffnet waren. Sie hatten überdies ein beträchtliches Korps Infanterie bei ſich, welches die Arriergarde formirte, und unter dieſen waren Mehrere, nach Art der Europäer, mit Flinten und Bajonetten verſehen. Der ganze Haufe war ungefähr dreihundert Mann ſtark.

Wenn dies die ganze Macht war, welche gegen mich im Felde ſtand, ſo hatte ich freilich nicht Urſache, den Rajah und ſeine Leute zu fürchten; war aber dieſes Korps bloß dazu beſtimmt, mich von hintenzu anzugreifen, im Fall ich den Paß Soondpilly Gundy zu forciren ſuchte, ſo durfte ich freilich nicht hoffen, daß ich mich, ohne wenigſtens mein Gepäck einzubüßen, durchſchlagen würde. Da jedoch der Diſtrikt Paloonſhah an das Gebiet der Engliſchen Kompagnie gränzte, ſo trug ich mich noch immer mit dem Gedanken, daß es der Rajah, wenn ich darthun könnte, daß ich wirklich im Dienſte der gedachten Kompagnie ſtünde, gewiß nicht wagen werde, ſich an mir und meinen Leuten zu vergreifen, in ſofern ich nicht zuerſt mit Ausübung der Feindſeligkeiten den Anfang machte.

Da ſich die Reuter nunmehro zurückgezogen hatten, ſo kam der Wakil wieder zu mir, uud bat, ich möchte mich doch ruhig verhalten. Ich befahl hierauf den Seapoys, ſich mit den Waffen in der Hand niederzuſetzen, und begab mich unter einer kleinen Bedeckung wieder in mein Zelt. Der Wakil erklärte mir ſodann die eben ſo ſchnelle als unvermuthete Erſcheinung dieſer Truppen. Sie ſey, ſprach er, bloß dadurch veranlaßt worden, daß ſich in Paloonſhah die Nachricht verbreitet habe, ich ſey Willens geweſen, troß den ausdrücklichen Befehlen des Rajah, meinen Marſch nach dem Gebiete der Engliſchen Kompagnie mit aller Gewalt fortzuſetzen. Da er nun über dieſes reſpektswidrige Betragen äußerſt entrüſtet geweſen ſey, ſo hätte er jenem Detaſchement den

Befehl zugehen laſſen, uns nach Paloonſhah zu bringen, und uns, im Fall wir uns widerſetzten, rein auszuplündern und die Fortſetzung unſerer Reiſe durch wiederholte Angriffe ſo lange zu verzögern, bis man Zeit gewonnen hätte, bei dem Poſten zu Soondpilly Gundy einen Verhack zu machen und uns den Weg zu verſperren.

Als der Mann, welcher die Truppen kommandirte, vom Pferde geſtiegen war, kam er nebſt dem Mortizally zu mir ins Zelt, wo wir mit einander überlegten, was nun weiter bei der Sache zu thun ſey. Beide beſtanden anfänglich feſt auf der Meinung, ich müſſe dem Befehle, vermöge deſſen ſie mich nach Paloonſhah bringen ſollten, ſogleich Folge leiſten. Dies lehnte ich geradezu ab, und zwar unter dem Vorwande, da wir heute bereits einen ziemlich ſtarken Marſch gemacht hätten, ſo wären wir ſchlechterdings nicht im Stande, einen zweiten zu unternehmen. Zugleich eröffnete ich ihnen, daß ich ganz und gar nichts dagegen einzuwenden hätte, mich des anderen Tages mit ihnen nach Paloonſhah zu verfügen; wenn jedoch der Rajah etwa in dem Wahne ſtehe, daß ich mir das allermindeſte gefallen laſſen würde, was nicht mit ſeiner eigenen Würde vereinbarlich ſey, ſo irre er ſich ſehr; denn ehe ich zugäbe, daß mein Gepäck in ſeine Hände falle, wollte ich daſſelbe lieber verbrennen, und alle meine Kräfte aufbieten, mich durchzuſchlagen, und meinen Marſch nach dem Gebiete der Engliſchen Kompagnie fortzuſetzen. Uebrigens, ſetzte ich hinzu, würden ſie wohl von unſerem militäriſchen

Ruſe gehört haben, da ihre Beſitzungen ſo nahe an die unſerigen gränzten. Gegen dieſe Remonſtrationen konnten ſie nun freilich wenig oder nichts einwenden; doch ſtellten ſie mir vor, die Maaßregeln, welche man in der Abſicht ergriffen habe, die Fortſetzung meiner Reiſe zu verhindern, wären von der Art, daß ich unmöglich irgendwo durchkommen könne. Sie riethen mir daher wohlmeinend, mit ihnen nach Paloonſhah zu gehen, wo mich der Rajah gewiß mit aller möglichen Achtung behandeln würde. Da ſie jedoch ſahen, daß ich ein für allemal dabei beharrte, mich an dem heutigen Tage nicht von der Stelle zu bewegen, ſo drangen ſie nicht weiter in mich, ſondern meinten, wir könnten uns ja des anderen Morgens in aller Frühe nach Paloonſhah auf den Weg machen.

Die Truppen des Rajah zogen ſich nun in das Dorf zurück, um darin zu übernachten. Als ſie fort waren, ließ ich ſogleich die Zelte abbrechen, das Vieh anpflöcken, und rings um daſſelbe unſer Gepäck über einander legen. Alsdann theilte ich meine Leute in vier Diviſionen ab, ſo daß ſie eine Art von Viereck formirten. Ich hatte ſogleich Anfangs eine ſolche Stellung genommen, von welcher die umliegende Gegend beherrſcht wurde; auch hatten wir nur fünf und zwanzig Yards bis zu einer ergiebigen Quelle, die nöthigenfalls durch unſer Feuer gedeckt werden konnte. Unter dieſen Verhältniſſen, und da wir auf fünf Tage mit Getraide verſehen waren, würde es dem Feinde gewiß ſehr ſchwer geworden ſeyn, mit einigem Vortheile uns anzugreifen.

Von hieraus gieng der Weg abwärts; an einigen Orten war er ziemlich bequem, an anderen aber ſteil; im Ganzen betrachtet, führte er aber dennoch bis zu einer beträchtlichen Tiefe. Da wir zeither immer durch einen düſteren Wald marſchirt waren, ſo machte die Stadt und das Fort Paloonſhah, die in einem fruchtbaren üppigen Thale liegen, einen ſehr angenehmen Eindruck auf uns. Wir mußten durch ein Vorwerk, welche den Eingang zur Stadt vertheidigt und aus einem ſtarken mit Mauerwerk eingefaßten Walle beſteht, der an die auf deſſen öſtlicher Seite befindlichen Anhöhen ſtößt. Ein enges und felſichtes Defilee, das ſich auf der weſtlichen Seite um den Wall ziehet, iſt der einzige Eingang, durch welchen man ins Thal gelangt.

Wir rückten in einen überaus ſchönen Mangowald und warteten hier ſo lange im Schatten der Bäume, bis man dem Rajah unſere Ankunft gemeldet und uns einen Lagerplatz angewieſen hatte. Mittlerweile hatte ich Gelegenheit, von der weſtlichen Seite die Stadt und das Fort zu betrachten, die nur eine halbe Meile von uns entfernt waren. Bald darauf kam ein Mann, und zeigte uns den Platz, wo wir unſere Zelte aufſchlagen ſollten. Er lag ungefähr eine Meile weiter ſüdoſtwärts, in einem Mangowalde, und an dem Ufer eines Baches, in welchen ſich ein kleines Wäſſerchen ergoß. Dieſer eben ſo erfriſchende als anmuthsvolle Aufenthaltsort, nebſt der romantiſchen Anſicht der hinter uns liegenden Hügel, ermunterte uns, die Grillen zu vergeſſen, die der Beſuch, welchen wir ganz wider unſeren Willen

hier abzuſtatten genöthigt waren, natürlicherweiſe ver⸗anlaßt hatte.

Kaum hatten wir unſere Zelte aufgeſchlagen, als der Rajah den Mortizally zu mir ſchickte, mir zu meiner Ankunft zu gratuliren, und es ſehr bedauern ließ, daß ich bei der unerträglichen Hitze ſo viel hätte ausſte⸗hen müſſen. Zu gleicher Zeit ließ er mir ſagen, wenn ich mich ein wenig abgekühlt und ausgeruhet haben würde, ſo werde er einige Leute zu mir ſenden, welche ſich erkundigen ſollten, weswegen ich in ſein Land ge⸗kommen wäre, und wer ich eigentlich ſey. Weiter fiel dieſen Tag über nichts Merkwürdiges vor, außer daß ſich fünfhundert Mann zwiſchen uns und das Fort po⸗ſtirten, ſo daß ich übrigens hinlängliche Muße hatte, meine Aufmerkſamkeit auf die umliegende Gegend zu richten.

Das Thal, in welchem Paloonſhah liegt, iſt ungefähr vier Meilen breit, und war, ungeachtet ſich der periodiſche Regen nicht eingeſtellt hatte, ſehr frucht⸗bar, und überall mit einem friſchen Grün bekleidet. Das Fort beſteht aus einem Vierecke von dreihundert Yards, und auf jedem Winkel deſſelben ſteht ein großer runder Thurm. Der Eingang iſt auf der Oſtſeite. Der Wall iſt mit Mauerwerk eingefaßt, und mit einem zwar trockenen aber tiefen Graben umgeben. Er iſt hinläng⸗lich durch ein Glacis gedeckt und in jedem Betrachte ein ziemlich feſter Ort. Mit Beihülfe meines Teleſkops, ſah ich einige eiſerne Kanonen aus den Schießlöchern

hervorragen, und die Leute des Rajah ſagten, es wären Zwölfpfündner, die man von Maſulipatam hieher geſchafft habe. Der Rajah wohnt in einem kleinen nach Hindoſtaniſcher Art gebauten Hauſe, deſſen oberſten Theil ich, über die Wälle hin, deutlich wahrnehmen konnte. Die Stadt übertraf alle anderen an Größe, die mir ſeit meiner Abreiſe von Chundarghur zu Geſicht gekommen waren, und ſchien ſtark bevölkert zu ſeyn. Sie hat wenigſtens zwei Meilen im Umfange, beſteht aber größtentheils aus elenden Hütten, wie ſie die Tellinghys zu erbauen pflegen. Das Thal iſt auf allen Seiten von hohen Bergreihen eingeſchloſſen, und die darin befindlichen Päſſe ſind die einzigen Zugänge nach Paloonſhah.

Einige meiner Leute, welchen man erlaubt hatte, ſich im Zeughauſe umzuſehen, erzählten, es ſey hier eine Gewehrfabrik, in welcher Flinten, Jinjalls*), Speere, Säbel, und überhaupt alle Arten von Waffen verfertigt würden, deren ſich die Einwohner dieſes Landes zu bedienen pflegen. Auch hatte der Rajah einen Artilleriezug von ſechs metallenen Feldſtücken, die nebſt Zugehör und vollſtändigen Munitionswagen, gut gehalten zu ſeyn ſchienen.

Gegen Abend kam der Wakil, nebſt drei oder vier wohlgekleideten Männern, zu mir ins Zelt. Er erzählte viel und mancherlei von der äußerſt traurigen Lage, wor-

*) Ein Stück, das beinahe ein Pfund ſchießt.

in ſich die Fringhys in den Circars befänden; und da eben damals unſere Truppen von Ellore nach Maſulipatam, als an einen geſünderen Ort, verlegt worden waren, ſo ſchilderte er mir den Abzug derſelben als eine völlige Niederlage, welche ſie vor ihrer Einſchiffung erlitten hätten; und der Rückmarſch der zwei Bataillons von Hydrabad, war, ſeiner Verſicherung zufolge, ein ſicheres Kennzeichen, daß die Angelegenheiten der Britten in jenem Theile von Indien auf einem ſehr ſchlechten Fuße ſtänden. Er ſchloß endlich mit der Nachricht, der Rajah ſey Willens, mich nebſt allen meinen Leuten nach Hydrabad zu ſchicken. Als der Wakil und ſeine Begleiter ſahen, daß ſie den Endzweck verfehlten, mich durch dieſe Erdichtungen in Schrecken zu ſetzen, und als ich gegen ihn äußerte, ich ſey ſowohl in der Hauptſtadt des Nizam, als auch mit den Charakteren ſeiner vornehmſten Beamten, ſehr gut bekannt, und hätte folglich ganz und gar nichts dagegen einzuwenden, mich des anderen Morgens dahin abführen zu laſſen, ſo geriethen ſie hierüber dergeſtalt in Erſtaunen, daß ſie ſich ſogleich fortmachten, um dem Rajah dieſerhalb Bericht zu erſtatten.

Als die Nacht herannahete, trafen wir wieder dieſelben Vertheidigungsanſtalten, wie Abends vorher zu Pocullapilly. Dies machte gewaltiges Aufſehen, ſo daß die Poſten, welche man in der Abſicht ausgeſtellt hatte, die Zugänge zum Fort zu bewachen, augenblicklich verſtärkt wurden. Die Truppen, welche man hiezu beordert hatte, waren nunmehr wenigſtens fünfzehn-

hundert Mann ſtark. Dies zeigte deutlich genug, daß der Rajah, ſeiner Ueberlegenheit ungeachtet, ſich ſehr darüber ängſtigte, daß wir unſer Lager ſo nahe bei dem Fort aufgeſchlagen hatten. Indeß war die Nacht hindurch alles ruhig und ſtill.

Den 17ten May. Dieſen Morgen kam der Wakil mit der Bitte zu mir, ich möchte doch dem Rajah meinen Toorky und die drei Schafe ſchicken, die ich von Chunarghur mitgebracht hätte; denn er wünſche dieſe Thiere zu ſehen. Hiezu ließ ich mich ſogleich bereitwillig finden, verlangte aber zugleich eine Unterredung mit dem Rajah, und die Erlaubniß zur Abreiſe; mit dem Beifügen, ich hätte Geſchäfte zu beſorgen, die von der äußerſten Wichtigkeit wären, und keinen weiteren Aufſchub geſtatteten. Ungefähr eine Stunde nachher ſchickte mir der Rajah mein Pferd mit vieler Höflichkeit zurück, und ließ mir ſagen, der Anblick dieſes ſchönen Thiers habe ihm überaus viel Vergnügen gemacht, und ich möchte ihm doch zu wiſſen thun, ob ich mich dann nicht dazu verſtehen könne, ihm daſſelbe, um welchen Preis es immer ſeyn möge, zu überlaſſen. Da jedoch die Stunde herannahete, in welcher ich ihn, meinem Antrage gemäß, zu ſprechen hoffte, ſo fand ich es räthlich, die Beantwortung ſeiner Anfrage bis dahin zu verſparen. Mittlerweile hatte der Rajah meine Schafe, welche man, da ſelbige Schwänze hatten, als eine wahre Naturſeltenheit betrachtete, zurückbehalten, und mir ſtatt derſelben drei einheimiſche geſchickt, welche die Natur nicht mit dieſem ſonderbaren Anhängſel begabt hatte.

Da der Mann, welcher mir dieſelben überbrachte, die Anzeige gemache hatte, daß es uns an Futter für unſer Vieh fehle, ſo ſchickte man uns augenblicklich fünfzig Bündel Gras, um dieſem Mangel abzuhelfen.

Gegen Abend ſah ich, daß das Volk in der Gegend des Forts haufenweiſe zuſammenlief; daß die ganze Kavalerie ausrückte, und noch überdies zwei mit Decken von Scharlach geſchmückte Elephanten vorgeführt wurden, welche Howders trugen. Dies brachte mich ſogleich auf die Vermuthung, daß der Rajah im Anzuge ſey, und folglich die verlangte Unterredung zwiſchen mir und ihm ſtatt finden werde. Da mein Zelt der Ort war, wo wir zuſammenkommen wollten, ſo war mir bange, es werde eine ſo große Menge Menſchen nicht faſſen können; dieſe Beſorgniß dauerte aber nicht lange, da der Rajah mir ſagen ließ, er erwarte mich in einem Garten, der nicht weit von unſerem Lagerplatze entfernt war, und Khaußbaug genannt wurde. Dieſe Botſchaft war mir bei ſo bewandten Umſtänden außerordentlich angenehm. Gleich nachher zog die ganze Cavalcade bei meinem Zelte vorüber; die Reuter manövrirten, um ihre Geſchicklichkeit zu zeigen, und die Trommeln, Hörner und Trompeten, machten einen ganz entſetzlichen Lärm. Der Rajah ſaß auf einem ſehr ſchönen und großen Elephanten, vor welchem noch ein kleinerer einhergieng, der, wie man mir ſagte, das Waſſer aus dem Ganges vor ihm her trug. *) Als der Zug vorbei war,

*) Der Gebrauch, Waſſer aus dem Ganges bei ſich zu führen, iſt ſelbſt in den entfernteſten Gegenden Indiens

machte ich mich nebſt fünfzig Mann ebenfalls auf, und marſchirte hinter ihm her. Als ich im Garten anlangte, war der Rajah und ſein Gefolge ſo eben erſt abgeſtiegen. Man machte mir Platz, und nun ſah ich ihn in einem Chineſiſchen Stuhle ſitzen. Um ihn her ſtanden eine Menge Leute, die ein hübſches Anſehen hatten, und ſehr gut gekleidet waren. Als er mich erblickte, ſtand er auf und grüßte mich. Ich erwiederte ſeinen Gruß, und ſetzte mich dann ebenfalls. Er war ein wohlgebildeter junger Mann von ungefähr zwanzig Jahren, und auf eine ſehr elegante Art gekleidet. Unſere Unterredung fieng ſich damit an, daß er mehrere zweckmäßige Fragen an mich that, die auf Hydrabad, den Nizam, deſſen Staatsminiſter und die vornehmſten Reichsbeamten, Bezug hatten, um ſich zu überzeugen, ob das, was ich am vorhergehenden Abende geäußert hatte, wirklich gegründet ſey. Meine Antworten überzeugten ihn, daß ich den Hof des Nizam und die Charaktere ſeiner vornehmſten Beamten, weit beſſer kannte, als er ſelbſt; inſonderheit aber die Geſchichte des Dhounſah, eines Mannes, der ehemals die beiden dem Nizam zugehörigen Purgunnahs Neermul

üblich, und die Vornehmen unter den Hindus laſſen es ſich viel Geld koſten, welches zu bekommen. Die Leute des Rajah wollten mir zwar weiß machen, daß ihr Gebieter unter den Brahmanen einen ſehr hohen Rang bekleide; bei genauerer Untersuchung fand ſich aber, daß er bloß zur Kaſte der Elmy gehörte, mit welcher es ſo ziemlich dieſelbe Bewandniß hat, wie mit dem Rasbuten in Hindoſtan.

und Edilabad im Beſitze hatte, und den Vater des Rajah nebſt deſſen Angehörigen faſt gänzlich zu Grunde richtete, indem er einmal über das andere in ſein Land einfiel, die Unterthanen rein ausplünderte, und ihm zu Hydrabad bei jeder Gelegenheit auf alle erdenkliche Art zu ſchaden ſuchte.

Da man mich, nach aller Wahrſcheinlichkeit, bloß deswegen nach Paloonshah geſchleppt hatte, weil ſich der Rajah mein ſchönes Pferd auf eine oder die andere Art zuzueignen wünſchte, ſo ergriff ich dieſe Gelegenheit, ihm ein Präſent damit zu machen. Er war darüber ganz außerordentlich vergnügt und ſtattete mir ſeinen Dank in den wärmſten Ausdrücken ab. Gleich nachher gab er die Erklärung von ſich, ich ſollte mir weiter nicht bang ſeyn laſſen; denn man werde mir nicht das mindeſte Hinderniß in den Weg legen, wenn ich des andern Tages abreiſen wolle. Dies war alles, was ich nur wünſchte. Die Unterredung endigte ſich damit, daß man mich mit einer Menge von Kokosnüſſen und Mangos beſchenkte. Ich beurlaubte mich, und überließ mich nun ganz der Freude, des andern Tages meinen Marſch wieder fortſetzen zu können. Leider giengen aber meine zeitherigen Bekümmerniſſe von neuem an; denn, einige Semindars, welche zu Madras, auf Befehl der Engliſchen Kompagnie, in Verhaft ſaßen, waren um dieſe Zeit aus dem Gefängniſſe entwiſcht, und hatten ſich nach Paloonshah geflüchtet. Dieſe Menſchen wußten den Rajah dergeſtalt gegen mich einzunehmen, daß man den ganzen folgenden Tag bloß damit zubrachte,

mich mit Getraide zu verſorgen, und einige Wegweiſer herbeizuſchaffen, welche mich auf der Landſtraße bis an das Gebiet der Engliſchen Kompagnie führen ſollten.

Sonach verzögerte ſich meine Abreiſe bis zum neunzehnten Morgens, wo Mortizally und der Wakil, deren Freundſchaftsdienſte ich gewiſſermaßen hatte erkaufen müſſen, in mein Zelt traten, und mir den Rath ertheilten, ich ſolle nun keine Zeit verlieren, mich, ſo geſchwind als möglich, aus dem Gebiete des Rajah zu entfernen; denn die Flüchtlinge von Madras gäben ſich alle erdenkliche Mühe, ihn gegen mich einzunehmen, und ihn zu bewegen, daß er meiner Abreiſe noch anderweitige Hinderniſſe in den Weg legen ſolle. Es dauerte jedoch bis acht Uhr, ehe ich Paloonſhah verlaſſen konnte; denn, als ſich die Nachricht von meiner Abreiſe verbreitete, kam ein Bedienter des Rajah nach dem andern zu mir, und verlangte ſein Trinkgeld. Als ich mir endlich dieſe zudringlichen Menſchen vom Halſe geſchafft hatte, trat ich, in Geſellſchaft Mortizally's und des Wakil, meinen Marſch an. Als wir ungefähr eine Meile zurückgelegt hatten, übergab mir Letzterer die Wegweiſer, welche uns geleiten ſollten, und überreichte mir zugleich einen Paß, damit ich von den Leuten des Rajah, die den Poſten Dommapett beſetzt hatten, nicht aufgehalten würde, worauf ſodann beide von mir Abſchied nahmen.

Die Mahrattiſchen Wegweiſer, welche mir am

Ewunpilly mitgenommen hatten, waren während unſers Aufenthalts zu Paloonſhah ganz außer Faſſung, weil ſie jeden Augenblick befürchteten, man werde ſie erkennen und in Verhaft nehmen. Wir hatten ſie aber ſo gut verkleidet, daß ſie, ohne entdeckt zu werden, davon kamen. Jetzt lebten ſie nun gleichſam von neuem wieder auf, und wiewohl ſie auf unſerm nunmehrigen Wege ſich nicht zurecht finden konnten, ſo waren ſie uns doch in der Behandlung der Tellinghys, die uns die Leute des Rajah als Wegweiſer mitgegeben hatten, von überaus großem Nutzen. Wir waren nun drei Meilen weit zwiſchen zwei Bergreihen durch ein enges Defilée marſchirt, wo der Weg hie und da von Schluchten durchſchnitten, oder von Verhacken verſperrt war, als wir auf einmal die Bergveſte Sunkurgherry erblickten. Sie lag zwar zu weit von uns, als daß ich die Beſchaffenheit der daſigen Werke beurtheilen konnte; aber im Ganzen betrachtet, hatte ſie ein ſchönes romantiſches Anſehen. Wir ließen dieſen Platz drei Meilen nach Norden zu liegen, und marſchirten durch eine ſehr wilde Gegend, auf einem kaum bemerkbaren Fußpfade, der ſich durch dieſes Gebüſch zog. Die wenigen Dörfer, welche uns zu Geſicht kamen, hatten ein ſehr armſeliges Anſehen, und lagen meiſtens auf kleinen Flecken Landes, wo man das Holz weggehauen hatte, in der Abſicht, hier einige Pflanzungen anzulegen. Um Mittagszeit mochten wir ohngefähr eilf Meilen zurückgelegt haben, und nun kamen wir an eine kleine Quelle, wo einige dickbelaubte Bäume ihren Schatten verbreiteten. Hier ließ ich Halt machen, damit meine Leute ſich ſatt trinken und wieder

erholen konnten. Nach Verlauf einer Stunde machten wir uns wieder auf, feſt entſchloſſen unſern Marſch ſo ſchnell als möglich fortzuſetzen, um des andern Tages das Gebiet der Engliſchen Kompagnie zu erreichen. Der Weg gieng noch immer zwiſchen zwei Bergreihen hin, und zog ſich allmählich in die Krümme, bis wir an den Eingang des ſtärkſten Bergpaſſes gelangten, der mir auf dieſer ganzen Tour vorgekommen war. Er hieß Mooty Gautty, war ebenfalls befeſtiget, und beſtand aus einem ſchmalen Durchgange, der eine halbe Meile lang, und nur zwanzig Fuß breit war. Auf beiden Seiten ſtanden ſenkrechte Felſen, und über dieſelben hinaus verengte er ſich bis auf zehn Fuß. Mitten hindurch floß ein kleiner Bach, der aus einem Felſen auf der öſtlichen Seite hervorquoll. Als wir ohngefähr hundert Yards weit durch den engſten Theil des Defilées vorgerückt waren, kamen wir an eine ſteile Anhöhe, die auf den höchſten Theil des Paſſes führte. Hier machte ich Halt, bis mein ganzer Trupp beiſammen war, und nun ſetzten wir unſern Marſch noch zwei Meilen weit fort, bis an einen kleinen Bach bei dem Dorfe Jogaram, wo wir Abends fünf Uhr unſere Zelte aufſchlugen, nachdem wir an dem heutigen Tage in allem fünf und zwanzig Meilen zurückgelegt hatten.

Der Paß, welchen ich ſo eben beſchrieben habe, iſt eine der ſtärkſten natürlichen Schutzwehren von Paloonſhah und würde nöthigenfalls von einer kleinen Anzahl entſchloſſener Leute gegen jedes, noch ſo ſtarke, Truppenkorps vertheidiget werden können. Jener von Sooh-

Hetly Sundy, welchen wir nothwendig hätten paſſiren müſſen, wenn wir auf der Landſtraße geblieben wären, liegt vier Koß oſtwärts vom Mooty Sautty, und zwar in der nämlichen Bergreihe.

Das kleine Dörfchen, in deſſen Nähe wir unſer Lager aufgeſchlagen hatten, beſtand nur aus fünf elenden Hütten, und die Bewohner derſelben waren die roheſten Menſchen, die ich je in meinem ganzen Leben geſehen habe. Es waren ihrer, die Weiber und Kinder mit eingeſchloſſen, nicht mehr als eilf; und ſie kamen ſammt und ſonders aus ihrem Dorfe heraus, uns zu begaffen. Sie gehörten zur Kaſte der Dair und redeten die Sprache der Tellinghys. Da ſie in dieſer wilden und menſchenleeren Gegend von aller Welt abgeſondert waren, ſo bekümmerten ſie ſich weiter um nichts, als was in ihrem armſeligen Dörfchen vorgieng.

Den 20ſten Mai. Mit Tagesanbruch ſetzten wir uns wieder in Marſch, und da der Poſten von Dommapett nur noch ſieben Meilen entfernt war, ſo hatte ich allerdings Urſache, nunmehro auf meiner Hut zu ſeyn. Ich traf daher die Veranſtaltung, daß ſich alle meine Leute eng an einander ſchloſſen, und kaum war dies geſchehen, als uns der gedachte Poſten in die Augen fiel. Er beſtand aus einem kleinen von Lehm erbauten Fort, und als wir uns demſelben näherten, kamen ungefähr fünfzig Mann heraus, die bewaffnet waren, und Miene machten, uns den Weg zu verſperren. Ich zeigte ihnen meinen vom Rajah erhaltenen Paß vor, worauf

ſie aber keine Rückſicht nahmen. Da ich jetzt nur noch fünf Koß weit vom Gebiete der Engliſchen Kompagnie entfernt war, ſo wollte ich mich von dieſem Geſindel nicht lange herumhudeln laſſen. Ich ließ daher meine Seapoys gegen daſſelbe aufmarſchieren, und rief dem Befehlshaber zu, ich würde ſchlechterdings nicht zugeben, daß man mich aufhalte. Da die Landſtraße dicht an ſeinem Platze vorbeigieng, ſo waren mir die Wegweiſer, welche mir der Rajah mitgegeben hatte, zu nichts mehr nütze, und da ſich die von Ewunpilly nunmehro an unſere Spitze ſtellten, ſo ließ ich den Troß nebſt dem Gepäck voranziehen, ich ſelbſt aber marſchirte nebſt den Seapoys hinter drein. Jene Kerls ſchlichen uns zwar auf unſern Flanken im Gebüſche nach; da ſie aber ſahen, daß wir beſtändig ein wachſames Auge auf ſie hatten, ſo trauete ſich keiner auf uns zu feuern; und da ſie im dichtverwachſenen Gebüſch nicht mehr fortkommen konnten, ſo verloren wir ſie endlich ganz aus den Augen.

Jetzt hatte ich nur noch einen einzigen, dem Rajah von Paloonſhah zugehörigen Ort, zu paſſiren; nämlich einen kleinen Poſten, der nach ſeinem Namen Aſhrufrow Pett genannt wurde, und bei welchem wir Nachmittags zwei Uhr anlangten. Kaum hatten uns die daſigen Einwohner erblickt, als ſie ſammt und ſonders ins Fort liefen. Da ſie uns jedoch nicht im mindeſten beſchwerlich fielen; ſo hatten wir auch nicht nöthig, daſelbſt zu verweilen, ſondern ſetzten eiligſt unſern Marſch fort, und kamen um vier Uhr bei dem kleinen Dorfe Dubagooram an, das an der Gränze des Rajah von

Pularam liegt und unter Brittiſcher Herrſchaft ſteht.

Den 21ſten Mai. Wir hatten nun, ſeitdem wir das leztemal von unſerm Lagerplatze aufgebrochen waren, einen Marſch von ſieben und zwanzig Meilen zurückgelegt, und die Sonnenhitze hatte uns während der leztern zwei Tage ganz auſſerordentlich abgemattet; da wir uns jedoch nunmehro wieder im Gebiete der Engliſchen Kompagnie befanden, ſo ſahen wir das Ende unſerer Leiden in kurzem herannahen. Unſer Getraidevorrath war aufgezehrt, und da wir keines in dem gedachten Dorfe bekommen konnten, ſo waren wir genöthigt, noch ſechs Meilen weiter nach Tarpilly, einem Dorfe im Talook von Reddy, zu marſchiren, wo man unſerm dringenden Bedürfniß abhalf. Die Einwohner waren über unſere Ankunft nicht wenig erſtaunt, und konnten gar nicht begreifen, auf welchem Wege wir zu ihnen gekommen wären; als ſie jedoch vernahmen, daß wir unter einerlei Herrſchaft ſtänden, ob wir gleich nicht zur Präſidentſchaft Madras gehörten, ſo begegneten ſie uns mit aller Achtung. Nach zwei kleinen Märſchen erreichten wir Verdnagodum, einen Ort, der auf der Marſchroute liegt, welche der Obriſt Pearſe von Madras nach Calcutta zu nehmen pflegte, und wo nunmehro meine geographiſchen Beobachtungen ihre Endſchaft erreichten. Da immer Brittiſche Truppen dieſes nämlichen Weges ziehen, ſo ward ich bei meiner Ankunft an dem gedachten Orte reichlich mit friſchen Lebensmitteln verſorgt.

Den 24ſten Mai. Wir marſchirten nach Rajamundry und lagerten uns, nachdem wir wieder über den Godavery gegangen waren, an der nördlichen Seite des daſigen Forts. Hier hatte ich zum erſtenmale wieder das Vergnügen, ein Europäiſches Geſicht zu ſehen, und was mein Herz bei dieſem ſo lange entbehrten Anblick empfand, das geht über alle Beſchreibung; denn ich hatte ſeit den letztverfloſſenen vier Monaten ſonſt Niemand um mich gehabt, als Eingeborne; hatte mit ihnen die unwegſamſten Gebürge erſtiegen, und Hinderniſſe bekämpft, die wir nur mit der äußerſten Anſtrengung unſerer Kräfte beſiegen konnten. Nicht ſelten hatten ſie ihre ganze Geduld nöthig, um ſich mit dem ſpärlichen Mundvorrathe zu begnügen, welchen ſie noch überdies durch die Gebürge, Wüſteneien und Einöden auf dem Rücken mit fortſchleppen mußten; und den entſchloſſenſten Muth, um ganzen Horden wilder Menſchen die Spitze zu bieten, die, wenn wir ihnen in die Hände gefallen wären, gewiß nicht unterlaſſen haben würden, uns zu ermorden. Eigentlich hatte ſich zwar meine Reiſe nur acht Grad gegen Süden erſtreckt; allein die vielen Umwege, welche wir nehmen mußten, verurſachten, daß die ganze Diſtanz nicht weniger als eilfhundert und fünf und zwanzig Meilen betrug. Wegen der vielen Strapatzen, die unſere Laſtthiere auszuſtehen gehabt hatten, waren ſelbige ſo übel zugerichtet, daß ſich der vierte Theil nicht wieder erholen konnte und ums Leben kam. Zwei meiner Hirkarrahs waren von den Goands aufgefangen worden. Dieſe, und vier den Seapoys zugehörige Troßbuben, machten den ganzen Verluſt aus,

den meine Mannſchaft erlitten hatte, und nach Verhältniß unſerer mit den größten Gefahren und Schwierigkeiten verbundenen Dienſtgeſchäfte, hätte derſelbe wohl nicht leicht geringer ausfallen können. Aber freilich waren alle meine Leute überzeugt, daß jeder einzelne Mann, der ſich von unſerer Reiſegeſellſchaft entfernte, ſein Leben unfehlbar aufs Spiel ſetzte; und eben deswegen boten ſie alle ihre Kräfte auf, einander bei jeder Gelegenheit gegenſeitig zu unterſtützen und beizuſtehen. In der That hatte ich es größtentheils ihrem rühmlichen Dienſteifer und ihrer treuen Anhänglichkeit zu danken, daß meine Reiſe eine ſo glückliche und erwünſchte Endſchaft erreichte.

II.

Beſchreibung einer Reiſe nach Sirinagur.

Vom Kapitän Thomas Hardwicke.

Am dritten März 1796, unternahm ich dieſe Reiſe von Futteghur aus, in Geſellſchaft des Herrn Hunter. Am neunzehnten deſſelben Monats kamen wir nach Anoopſheher. Wir hatten abſichtlich einen Umweg gemacht, um die Indigopflanzungen in Augenſchein zu nehmen, welche verſchiedene Europäer in dieſem Theile von Dooab (Duab) angelegt haben. Hier konnte man deutlich ſehen, was Kunſtfleiß, Erfahrung und kaufmänniſche Betriebſamkeit, zur Verſchönerung und zum Wohlſtande eines Landes beitrugen, das in andern Gegenden bloß aus unfruchtbaren Einöden oder Wäldern beſteht, die zwar dem Naturforſcher reichen Stoff darbieten, ſeine Kenntniſſe zu erweitern, übrigens aber dem Menſchenfreunde einen ſehr traurigen Anblick vor Augen ſtellen.

Als ich mich zu Anoopſheher mit allem, was ich zur Fortſetzung meiner Reiſe bedurfte, hinlänglich verſehen hatte, ſo machte ich mich am drei und zwanzigſten allein auf den Weg; denn mein Reiſegefährte, dem es darum zu thun war, das Mahrattenlager in Augenſchein zu nehmen, hatte am letztgenannten Orte wieder umkehren müſſen, um ſich nach der Reſidenz zu verfügen, und dem Dowlut Row Sindiah ſeine Aufwartung zu machen.

Den dreiſsigſten März kam ich nach Nejeebabad. Dieſe Stadt iſt ungefähr drei Stadien (Furlongs) lang, und hat einige breite regelmäßige Straßen, die in gewiſſen Entfernungen von Barrièren eingeſchloſſen ſind, wodurch mehrere Bazars gebildet werden. Unweit derſelben erblickt man die Ruinen einiger Gebäude, die ehedem einen beträchtlichen Umfang gehabt haben mögen. Am ſüdweſtlichen Ende der Stadt iſt ein großer Garten, Sultan Begh genannt, in deſſen Mittelpunkte ein geräumiges viereckigtes Gebäude ſteht, welches einer von den Söhnen des Nejeeb-ud-Dowlah ſeinem Vater zu Ehren aufführen ließ.

An der nordöſtlichen Seite dieſes Gartens, ohngefähr dreihundert Yards weit davon, iſt noch ein anderer, worin der ebenerwähnte Nejeeb-ud-Dowlah begraben liegt. Sein Grabmal, an welchem man nicht die mindeſte Verzierung wahrnimmt, ſteht auf einer Terraſſe, die nur wenige Fuß über den Boden hervorragt, und auf einer Grundfläche von achtzig Yards ruht.

Es iſt von einem viereckigten Gebäude umgeben, das mehrere von einander abgeſonderte Wohnungen und Zimmer enthält, welche für die Dienſtleute beſtimmt ſind, die ſich hieher begeben müſſen, um die Gebräuche und Ceremonieen zu beobachten, welche das Seelenheil der Verſtorbenen nothwendig macht.

Man treibt hier einen anſehnlichen Handel mit Holz, Bambu, Eiſen, Kupfer und Berggrün, das aus den benachbarten Berggegenden hieher gebracht wird. Auch koncentrirt ſich hier der äußerſt beträchtliche Handel von Lahore, Kabul und Kaſchmir, nach dem öſtlichen und ſüdöſtlichen Theile von Hindoſtan.

In einer Entfernung von zehn Engliſchen Meilen und ſiebenthalb Stadien (Furlongs), an der Landſtraße nach Hurdwar, liegt Subbulgurh, eine ſehr ausgedehnte Fortifikationslinie, welche die Stadt umgiebt. Jene wie dieſe, hat aber heutiges Tages faſt nichts mehr zu ihrer Vertheidigung, als die kahlen Mauern, welche immer mehr in Verfall gerathen. Ein großer Theil des Bodens im Innern des Forts, iſt urbar gemacht und angebaut. In der ſüdöſtlichen Kurtine oder Faſe des Forts, iſt ein hoher, von Backſteinen erbauter Thorweg angebracht. Die Landſtraße geht dicht am nordöſtlichen Bollwerke vorüber, zieht ſich alsdann der Länge nach, an der nördlichen Faſe hin, und iſt nicht über dreiſſig bis vierzig Yards vom Graben entfernt.

Den erſten April kam ich an das Unjennee

Ghat, welches ungefähr drei Meilen unterhalb Hurdwar auf der öſtlichen Seite des Fluſſes liegt. Die Stadt Hurdwar iſt von geringem Umfange, und beſteht aus einer kleinen Anzahl von Backſteinen erbauter Häuſer, welche reichen und angeſehenen Gooſſeyes gehören. Sie liegt auf der Erdzunge am Fuße der Anhöhen, auf der weſtlichen Seite des Fluſſes.

Der Strom theilt ſich hier in drei verſchiedene Kanäle, von welchen der ſtärkſte ſich auf der öſtlichen Seite befindet. Dieſer zieht ſich an einem ſehr anmuthigen Geſtade hin, welches Chandee Ghat genannt wird, und fließt ſodann am Fuße der Berghöhe vorüber, von welcher das unterhalb derſelben befindliche Ghat ſeinen Nameu erhalten hat. Das Flußbett des waſſerreichſten Kanals iſt heutzutage an einigen Orten fünfzehn Fuß tief; dieſe Tiefe nimmt aber gleich nachher wieder ab. Nicht weit vom Ausfluſſe der gedachten Kanäle, wälzt ſich der Strom mit außerordentlicher Schnelligkeit über große lockere Steinmaſſen und enthält hie und da kaum noch ſo viel Waſſer, daß er unbeladene Boote von einiger Größe zu tragen vermag. Die Spitzen der Inſeln, deren dieſer Fluß verſchiedene bildet, beſtehen größtentheils aus Sand und lockern Kieſelſteinen; das übrige Land aber, welches zwiſchen jenen Kanälen mitten inne liegt, iſt überall mit Katechubäumen (Mimosa Catechu) bewachſen.

Die Berghöhe Chandee nimmt ihren Anfang in einer kleinen Entfernung von Unjennee, und von da

bis auf den Gipfel derſelben, beträgt der Weg ungefähr zwei und eine Viertelmeile. Ein Theil dieſer Strecke beſteht aus einer zwar hohen, jedoch überall gleichen Erdfläche. Der obere Theil dieſer Anhöhe bildet einen ſo jähen Abhang, das es außerordentlich viel Mühe koſtet, ſie zu erſteigen; und der Pfad iſt ſo ſchmal, daß man alle mögliche Behutſamkeit und Vorſicht anwenden muß, um kein Unglück zu nehmen, zumal da die Steine und die Erde ganz locker auf einander liegen.

Auf dem oberſten Theile dieſer Anhöhe ſteht ein ſteinerner Terſool, oder Dreizack, der vierzehn Fuß hoch iſt, und auf einem kleinen aus Mauerwerk geformten, viereckigten Fußgeſtelle ruht. Der untere Theil der Zacken iſt, auf der Seite nach Oſten zu, mit den Bildniſſen der Sonne und des Mondes verziert, und zwiſchen dieſen erblickt man auf dem Schafte die Figur des Ganeſa.

Beinahe ganz unten am Schafte ſind die Abbildungen des Kaalka-Devi und Hanuman angebracht; jener auf der öſtlichen, und dieſer auf der weſtlichen Seite. Der Raum zu oberſt auf dem Hügel iſt nur zwei mal ſo groß, als das Viereck des Piedeſtals, worauf der Dreizack ſteht. Von da führt eine ganz ſchmale Felſenwand wieder auf einen andern Berg, der etwas höher iſt, und auf dieſelbe Art ſtehen hier faſt alle Berge mit einander in Verbindung. Die höchſten haben faſt durchgehends eine kegelförmige Geſtalt. Uebrigens ſind ſie ſammt und ſonders nur äußerſt dürftig mit vegetabiliſchen Pro-

buſchen bekleidet. Die wenigen Bäume welche man hier antrifft, ſind noch überdies klein, und das Gras iſt bei der jetzigen Jahreszeit ganz von der Sonne verbrannt. In einigen dieſer Berggegenden, welche weiter gegen Norden liegen, wächſt aber nicht nur mehr Gras, ſondern es iſt auch zarter, und man ſieht überall Spuren, die zum Beweis dienen, daß es das Vieh begierig aufſucht.

Ganz zu oberſt auf dem Chandee wohnt ein Bramine, der dazu beſtellt iſt, die Abgaben in Empfang zu nehmen, welche alle diejenigen, die den Mela beſuchen, entrichten müſſen. Der Ertrag derſelben ſoll ſich täglich, ſo lange der Mela dauert, im Durchſchnitt auf zehen Rupien belaufen.

Dieſer Mela, oder Jahrmarkt, iſt eigentlich nichts anderes als eine jährliche Verſammlung der Hindus, die an dieſer heiligen Stätte in der Abſicht zuſammenkommen, ſich mehrere Tage nach einander im Ganges zu baden. Dieſe Abwaſchungen nehmen allemal zu der Zeit ihren Anfang, wo die Sonne in das Zeichen des Widders tritt. Nach der Berechnungsart, welche die Hindus in dieſer Hinſicht unabänderlich feſtgeſetzt haben, geſchieht dies zwanzig Tage nach dem Frühlings-Aequinoktium. Dem zufolge ereignete ſich dieſe Begebenheit den achten April Abends. Wenn aber, welches alle zwölf Jahre geſchieht, die Sonne zu der Zeit in den Widder tritt, wo der Jupiter im Zeichen des Waſſermannes ſtehet, ſo iſt der Zulauf des Volks ungleich ſtär-

ſer. Dies war auch dermalen der Fall, und ich ſage gewiß nicht zu viel, wenn ich behaupte, daß ſich die ungeheuere Menge Menſchen, welche ſich bei dieſer Gelegenheit verſammelt hatte; auf zwei bis dritthalb Millionen belief. *) Wiewohl es ihnen nun hauptſächlich darum zu thun iſt, ſich einer Obliegenheit zu entledigen, die ihnen ihre Religion vorſchreibt, ſo fehlt es doch auch nicht an Leuten, die bei dieſer Gelegenheit allerlei Geſchäfte abmachen, und von Jahr zu Jahr einen ſehr ausgebreiteten Handel treiben. Man kann ſich leicht vorſtellen, daß es dem aufmerkſamen und wißbegierigen Beobachter kein geringes Vergnügen gewährt, ſich in dieſes bunte Gewühl zu miſchen, und die Kleidungsart, die Geſichtszüge, die Sitten und Gebräuche, und andere

*) Dieſe Angabe könnte vielleicht Manchem ſehr übertrieben vorkommen. Ich ſehe mich daher genöthigt, die Gründe anzuführen, worauf ſie ſich ſtützt. Alle Pilger ohne Ausnahme, müſſen an den verſchiedenen Badeörtern eine gewiſſe Abgabe entrichten, und die Einnehmer derſelben haben die Pflicht auf ſich, den Mehunts, als Polizeiaufſehern, die Verzeichniſſe davon einzureichen, die mit aller der Akkurateſſe gefertiget ſeyn müſſen, welche das Menſchengewühl, von welchem die Rechnungsbureaux unaufhörlich beſtürmt werden, zuläßt. Im Hauptbureau wird ſodann die Hauptſumme der anweſenden Pilger ausgemittelt, die bis auf wenige Tauſende zutrifft. Der Gouſſeyn, deſſen Nachrichten ich bei meinem ungefähren Ueberſchlage zum Grunde legte, hatte Zutritt zu jenen Rechnungsarchiven; mithin kann man ſich darauf verlaſſen, daß ich obige Summe eher zu gering, als zu hoch angegeben habe.

dergleichen Dinge, in Augenſchein zu nehmen, wodurch ſich die Bewohner ſo ganz verſchiedener Länder, wie z. B. von Kabul, Kaſchmir, Lahor, Butan, Sirinagur, Cummow, und dem platten Lande Hindoſtans, von einander unterſcheiden. Aus einigen dieſer zum Theil ſehr weit entlegenen Gegenden, kommen ganze zu einander gehörige Familien, nämlich Männer, Weiber und Kinder, hier an. Einige machen die Reiſe zu Fuß, andere zu Pferd, noch andere, beſonders Weiber und Kinder, ſitzen auf langen ſchwerfälligen Karren, die mit Geländern eingefaßt und mit Matten bedeckt ſind, die eine Art von ſchrägem Dache bilden, um Schutz vor den Sonnenſtrahlen zu gewähren, und den Regen ablaufen zu laſſen. Dieſe nämlichen Karren dienen ihren Eigenthümern, ſo lange der Jahrmarkt dauert, zur Wohnung und Schlafſtätte.

Da die Bewohner jener Länder, der weiten Entfernung wegen, ſelten oder nie einen Weißen zu ſehen bekommen, ſo kann man ſich leicht vorſtellen, daß ſie die Geſichter, die Kleidung, kurz den ganzen Aufzug der Europäer, welche damals zu Hurdwar anweſend waren, verwundrungsvoll angafften, und uns daher äuſſerſt läſtig waren. Ihre Neugierde übertraf alles, was ich je mit Augen geſehen habe; und ſo oft wir uns unter den überall verſammelten Volkshaufen in unſern Palankins umhertragen ließen, liefen uns ſowohl Männer als Weiber in hellen Haufen nach, beeiferten ſich, mit unſern Trägern gleichen Schritt zu halten, und gaben über alles, was ſie nur anſichtig wurden, ihr Er-

ſtaunen zu erkennen. Aeltliche Weibesperſonen machten es ſich inſonderheit zum angelegenſten Geſchäfte, uns auf die ehrerbietigſte Weiſe zu grüßen; äußerten das Verlangen, unſere Kleider anzurühren; riefen uns, wenn ihnen dies vergönnt wurde, beim Weggehen ihr Salaam zu, und ſchieden ſehr vergnügt von uns.

Den ganzen Tag über fanden ſich dieſe neugierigen Menſchen Schaarenweiſe vor unſern Zelten ein, blieben hier Stunden lang ſtehen, und beguckten Alles, was ihnen vorkam, ohne einen Laut von ſich zu geben, mit der geſpannteſten Aufmerkſamkeit.

Einige, die ihrer Neugierde weniger zu widerſtehen vermochten, näherten ſich zuweilen dem Eingange unſerer Zelte, nahmen ſich auch wohl, wenn ſie merkten, daß man es nicht ungern ſah, die Freiheit hinein zu ſpazieren, und ermangelten beim Weggehen ſelten oder nie, ihre vollkommene Zufriedenheit an den Tag zu legen. Mitunter waren ſie kaum fort, als ſie ſchon wiederkamen, und noch andere zum Beſuche bei uns einführten, deren Erwartungen ſie durch die Beſchreibung deſſen, was ihnen vorgekommen war, ebenfalls rege gemacht hatten.

Die zudringlichſten unter dieſen Gäſten, waren die Gooſſeyns, welche den anderen Völkerſchaften, ſowohl an der Zahl als auch an Macht, weit überlegen waren, mithin die Hauptrolle ſpielten, und ſich weit mehr herausnahmen, als jene. Wir konnten ſie uns

daher durchaus nicht vom Halſe ſchaffen, und gleichwohl erforderte es die Klugheit, ſie auf eine glimpfliche Art zu behandeln. Denn dadurch, daß wir ihnen geſtatteten, rings um unſer Zelt her überall Platz zu nehmen, und ſich ſogar zwiſchen die daran befeſtigten Stricke zu ſetzen, hatte es gewiſſermaßen das Anſehen, als wenn ſie uns zur Bedeckung dienten, und ausdrücklich beauftragt wären, uns vor Beſuchen ſchlechterer Art in Sicherheit zu ſetzen. Wirklich thaten ſie ſich auch nicht wenig darauf zu gute, die Rolle unſerer Beſchützer zu ſpielen.

Dieſe Gattung von Fakirn, hatte ſich gleich in den erſten Tagen des Mela, oder Jahrmarkts, eine gewiſſe Superiorität angemaaßt, und öffentlich bekannt machen laſſen, daß ſie ſich vorbehalte, in Anſehung der Polizei die nöthigen Einrichtungen zu treffen.

Da ſie befürchteten, daß man ſich dieſer angemaaßten Gewalt widerſetzen würde, ſo ließen ſie ein Edikt ergehen, vermöge deſſen allen andern Volksſtämmen, ohne Ausnahme verboten wurde, mit ihren Säbeln an der Seite, oder ſonſt auf eine Art bewaffnet, auf dem Jahrmarkte zu erſcheinen. Letztere nahmen dies anfangs ſehr übel auf, und man glaubte nicht anders, als daß beide Theile binnen wenig Tagen an einander gerathen würden. Allein die Byraagees, welche nächſt der oben erwähnten, die mächtigſte Partei ausmachten, legten ſich zum Ziel, und die andern folgten ihrem Beiſpiele. Sonach paradierten die Gooſſeyns, ſo lange der Jahr-

markt dauerte, ganz allein mit ihren Schwertern und Schildern, da hingegen die, welche zu andern Volksſtämmen gehörten, an ihren Bambusröhren einhergiengen.

Die eigentliche Obergewalt befand ſich demnach in den Händen der zu den Gooſſeyns gehörigen Prieſter, oder ſogenannten Mehunts, die, ſo lange der Mela dauerte, die Aufſicht über das Polizeiweſen führten, und die Abgaben ſowohl einnahmen, als beitrieben. Denn, wiewohl die Stadt Hurdwar eigentlich zu dem Mahrattenſtaate gehört, und der daſigen Regierung zu jeder andern Jahreszeit ſubordinirt iſt, ſo ſpielt doch bei dergleichen Gelegenheiten die Partei der Fakirn, welche überaus mächtig iſt, allemal den Meiſter daſelbſt; und obgleich die Abgaben, welche ſie von den Pilgern, vom Vieh und allen Arten von Kaufmannswaaren erhebt, eine ſehr anſehnliche Summe ausmachen, ſo läßt ſie doch der Schatzkammer des Mahrattenſtaates nicht das allermindeſte davon zufließen.

Die Mehunts ſitzen täglich zu Gericht, hören Jeden an, der ihnen eine Klage vorzutragen hat, und fällen ihr Urtheil darüber; es ſey nun daß ſich eine oder die andere einzelne Perſon vergangen hat, oder daß die öffentliche Ruhe geſtört worden iſt, oder daß es darauf ankömmt, eine ſo ungeheuere Menge Volks in Ordnung zu halten.

Da eine dieſer Verſammlungen an der Landſtraße

nicht weit von unſern Zelten gehalten wurde, ſo hatten wir zum öftern Gelegenheit, uns dabei einzufinden; und da hiernächſt einer von unſern Seapoys wegen einer nicht ganz unbedeutenden Sache, vor dieſelbe beſchieden wurde, ſo ergriffen wir dieſe Veranlaſſung, uns mit ihrer Verfahrungsart ein wenig bekannt zu machen.

Ein Indiſcher Offizier mochte wohl dem gedachten Seapoy, als er von dem Orte abgieng, wo ſein Bataillon ſtand, fünfzig Rupieen anvertraut, und den Auftrag ertheilt haben, ihm für dieſe Geldſumme ein Kameel zu kaufen. Er miſchte ſich daher, um dieſes Geſchäft zu beſorgen, unter einen Haufen Volks, den er bei einigen Kameelen verſammelt ſah, die zum Verkauf ausgeboten wurden. Als er ſich nun eines darunter ausgeſucht hatte, zog er den Beutel mit fünfzig Rupieen hervor, und bot ſie dem Kameeltreiber an, wenn er ihm das Thier um dieſen Preiß überlaſſen wolle. Der Anblick dieſes Geldes erregte ſogleich die Aufmerkſamkeit mehrerer Marwars, die dabei zugegen waren, als es der Seapoy vorzeigte, und ſie fanden ſich dadurch veranlaßt, einen gemeinſchaftlichen Plan zu verabreden, vermöge deſſen ſie ihn darum zu betrügen hofften. Dem zufolge ſonderten ſich ihrer fünf bis ſechs von den übrigen ab, und einer derſelben gab vor, er habe all ſein Geld verloren, welches aus fünfzig Rupieen beſtanden hätte, und der Seapoy müſſe daſſelbe gefunden haben. Hierauf fielen die andern ſammt und ſonders mit groſſem Geſchrei über ihn her, und ruheten nicht eher, bis ſie ihm das Geld abgenommen hatten. Zum größten

Glück für den Seapoy, waren seine Kameraden nicht fern; er lief daher zu ihnen, erzählte in der Geſchwindigkeit was ihm widerfahren war, und machte, daß ſie augenblicklich herzu eilten, ehe jene Kerls fortlaufen, oder das Geld verſtecken konnten. Dieſe waren aber gleichwohl ſo frech, daß ſie darauf beſtanden, die Sache müſſe den Mehunts zur Entſcheidung vorgelegt werden. Demzufolge wurde der Seapoy wirklich von den Marwars vor dem erwähnten Tribunal verklagt, welches das ſtreitige Geld im Empfang nahm, und die Gründe beider Parteien wohlbedächtig anhörte. Zum Unglück für die Marwars, hatten dieſe nicht Zeit gehabt, das Geld zu unterſuchen, oder es gegen anderes auszutauſchen. Sie konnten daher die Münzſorten nicht angeben, woraus es beſtand, und dieſer Umſtand machte, daß ſie ihres Verbrechens überwieſen wurden. Denn als die Richter ſie auffoderten, das vorgeblich gefundene Geld genau zu beſchreiben, machten ſie ganz andere Münzſorten namhaft, als in dem Beutel enthalten waren; ſobald man aber dem Seapoy dieſelbe Frage vorlegte, ſtimmte ſeine Ausſage pünktlich mit der Wahrheit überein. Die Mehunts nahmen daher nicht den mindeſten Anſtand, die Sache zu Gunſten des Seapoy's zu entſcheiden, und ihm ſein entwendetes Geld wieder zuzuſtellen; die Marwars hingegen wurden Mann für Mann um fünf Rupieen geſtraft, und jeder bekam noch überdies fünfzig Hiebe mit der Korah auf den bloßen Rücken.

Noch zur Zeit war es Niemanden in den Sinn ge-

kommen, den Gooſſeyns ihr Anſehen ſtreitig zu machen, bis endlich zwölf bis vierzehntauſend Siks (Seiks) zu Pferde anlangten, die ihre Weiber und Kinder bei ſich hatten, und auf der Ebene bei Jualoporn ihr Lager aufſchlugen. Ihr Anbringen beſtand darin, daß ſie ſich hier baden wollten; und unmittelbar nach ihrer Ankunft, ſchickten ſie den Dobaſſee, ihren Oberprieſter oder Guru ab, der zu dieſem Behufe am Ufer des Fluſſes einen ſchicklichen Platz ausſuchte, woſelbſt er die Fahne ſeiner Partei aufpflanzte, damit ſich die, welche zu derſelben gehörten, darnach richten, und an dieſem Platze zum Baden ſich einfinden könnten. Allem Vermuthen nach, mochten wohl aber die Siks unterlaſſen haben, die Partei, welche die Obergewalt in den Händen hatte, von ihrem Vorhaben zu benachrichtigen, und ſie dieſerhalb zu begrüßen.] Da nun die Gooſſeyns dieſes als eine offenbare Beeinträchtigung anſahen, ſo riſſen ſie jene Fahne nieder, und jagten die, welche derſelben zur Bedeckung dienten, wieder fort. Die Siks leiſteten zwar einigen Widerſtand, um ihren Prieſter in Schutz zu nehmen und die Würde ihrer Fahne zu behaupten, mußten aber der Uebermacht weichen, und wurden von den Gooſſeyns nicht nur vertrieben, ſondern auch äußerſt mißhandelt, und noch überdies geplündert, ſo daß ſie bei dieſer Gelegenheit einen beträchtlichen Verluſt erlitten.

Als nun der alte Prieſter Dobaſſee wieder im Lager der Siks angekommen war, begab er ſich ſogleich zum Oberhaupte derſelben, dem Rajah Saheb Sing,

und beklagte ſich bitterlich, daß er von Seiten der Gooſſeyns, nebſt allen denen, die er bei ſich gehabt habe, auf eine ſo ſchimpfliche und gewalthätige Weiſe behandelt worden ſey.

Die drei Oberhäupter der Siks, nämlich Rajah Saheb Sing von Puleealah, dann Roy Sing und Sherr Sing von Booreah, hielten hierauf eine Zuſammenkunft, ſuchten die Kläger zu beruhigen, und verſprachen denſelben, ſich dafür zu verwenden, daß ſie Genugthuung erhielten, und ihnen die abgenommene Beute wieder zugeſtellt würde.

Dem zufolge ſchickten die Siks ſogleich einen Wakil an die ſogenannten Mehunts, oder Prieſter der Gooſſeyes, und ließen ihnen vorſtellen, wie ſie allerdings geglaubt hätten, daß ihnen, ſo wie jeder anderen Völkerſchaft, das Recht zuſtände, ſich dem Ganges ungehindert nähern zu dürfen. Um ſo mehr müßten ſie ſich daher über die Frevel beklagen, welche ſich die Gooſſeyes ohne alle Veranlaſſung gegen ſie erlaubt hätten, als es ihnen bloß darum zu thun geweſen ſey, ſich in friedlicher Stille der Pflichten zu entledigen, die ihnen vermöge ihrer Religion vorgeſchrieben wären. Da nun aber einmal geſchehene Dinge nicht zu ändern wären, ſo lebten ſie wenigſtens in der Hoffnung, daß man alles, was man ihren Leuten abgenommen hätte, ſogleich wieder herausgeben, und ihnen künftig geſtatten würde, ſich dem Badeorte ungehindert nähern zu dürfen.

Die Mehunts hörten dieſe Klagen mit vieler Aufmerkſamkeit an, äußerten über jenen Vorfall den lebhafteſten Unwillen, und verſprachen zugleich, den darüber erhobenen Beſchwerden möglichſt abzuhelfen. Hierbei hatte es für diesmal ſein Bewenden. Nachher aber gaben die Gooſſeyes den Siks alles zurück, was ſie ihnen abgenommen hatten, und geſtatteten ihnen am Ganges freien Zutritt.

An den nächſtfolgenden Tagen blieb alles ruhig und ſtill; aber am zehnten April (als dem Tage, an welchem der Jahrmarkt ein Ende hatte) ereignete ſich ein blutiger ſchrecklicher Auftritt. Um acht Uhr des Morgens, zogen nämlich die Siks (nachden ſie zuvörderſt ihre Weiber und Kinder, nebſt ihren ſämmtlichen Habſeligkeiten, in einem von Hurdwar ziemlich abgelegenen Dorfe in Sicherheit gebracht hatten) ihre ganze Macht zuſammen, und marſchirten nach den verſchiedenen Badeplätzen, wo ſie mit ihren Schwertern, Lanzen und Feuergewehren, gegen alle Stämme der Fakire, welche ſie daſelbſt antrafen, in vollem Grimm anrückten. Letztere waren ſammt und ſonders zu Fuß, hatten entweder gar keine, oder doch nur eine kleine Anzahl Flinten, und konnten folglich ihren Feinden in dieſem ungleichen Kampfe nur ſchwachen Widerſtand leiſten. Bei ſo bewandten Umſtänden trieben die Siks, welche ſammt und ſonders beritten waren, die armen Sannyaſſes, Byraggees, Gooſſeyns, Nagees, und andere dergleichen Volksſtämme, mit unwiderſtehlicher Wut vor ſich hin. Als ſie nur noch wenige Schritte von die-

ſen wehrloſen und bedauernswürdigen Pilgern entfernt waren, feuerten ſie ihre Schießgewehre auf ſie ab, ſtürzten ſodann mit dem Säbel in der Fauſt über ſie her, und hieben alle die nieder, welche ſich nicht in die Gebirge flüchteten, oder über den Fluß ſchwammen, und ſich dadurch der Rache ihrer blutgierigen Verfolger entzogen.

Dieſer Vorfall verbreitete zugleich auch unter Leuten, die zu anderen Volksſtämmen gehörten, eine ganz unglaubliche Beſtürzung; denn jeder befürchtete, daß ihn die äußerſt erbitterten Siks ebenfalls ihrer Rache aufopfern würden, und ſuchte ſich daher durch eine ſchleunige Flucht zu retten. Einige ritten nach dem Fluſſe zu, verſuchten hinüber zu ſchwimmen, und ertranken; andere, und zwar die meiſten, flüchteten nach den benachbarten Anhöhen, und wurden unterwegs geplündert; übrigens aber wurde Niemanden, der nicht wie ein Fakir gekleidet war, das mindeſte Leid zugefügt. Einzelne Reuterhaufen durchſtreiften nun die ganze Gegend zwiſchen Hurdwar und Unjennee-Ghat, verfolgten eine Menge Leute bis an die uns gegenüber liegende Waſſerecke, und plünderten ſie. Zum Glücke für mehrere Tauſende, welche ſich in dieſem Ghat zuſammengedrängt hatten, ſtanden hier die Bataillons des Veziers, welche größtentheils vollzählig waren, nebſt zwei Sechspfündnern. Zwei Kompagnieen derſelben, und eine kleine Anzahl unſerer Seapoys, welche Kapitain Murray, nebſt einem Offizier, der ein geborner Indier war, ſehr weißlich über den Fluß ſetzen ließ, waren mehr als hin-

länglich, dem weiteren Vordringen der Reuter Einhalt zu thun. Denn, da dieſe ſahen, daß ſie die an der Waſſerecke verſammelten Flüchtlinge nicht attakiren konnten, ohne ſich einem ſehr lebhaften Feuer von Seiten unſerer Seapoys, und der daſelbſt aufgeführten Kanonen bloßzuſtellen, ſo zogen ſie ab, und Nachmittags gegen drei Uhr war alles wieder ruhig und ſtill.

Vor der Hand konnten wir eben ſo wenig errathen, was dieſe Feindſeligkeiten veranlaßt hatte, als was das Korps der Siks ferner im Schilde führe. Indeß glaubte man faſt allgemein, daß ſie ſich dieſe Gelegenheit zu Nutze machen, einige Meilen weiter unten über den Fluß gehen, und dann wieder umkehren würden, um die vielen Tauſend Pilger zu plündern, womit alle Wege nach Rohilcund angefüllt waren. Des anderen Morgens zeigte ſich es aber, daß ihnen dieſes gar nicht in den Sinn gekommen war; denn man konnte von den benachbarten Anhöhen deutlich wahrnehmen, daß ſie in drei verſchiedenen Abtheilungen abzogen, und ſich gen Weſten ſchlugen, oder vielmehr, uns gegenüber, ihren Marſch in gerader Linie fortſetzten. Die Anzahl der Flüchtlinge, welche ſich am jenſeitigen Ufer, unſeren Zelten gegenüber, verſammelt hatten, war viel zu groß, als daß man es ohne Gefahr wagen durfte, ſie bei nächtlicher Weile herüber zu holen; ſie mußten ſich alſo bis zum nächſten Morgen gedulden. Wie bange war ihnen, als der Tag anbrach! Mit jedem Augenblicke fürchteten ſie, daß die Siks wieder zurückkommen würden, um von neuem über ſie herzufallen. Gegen acht Uhr ver-

ſchwand ihre Furcht, und nun fleheten ſie den Himmel um Segen für die Engländer an, deren Anweſenheit ſie es ſammt und ſonders lediglich zuſchrieben, daß ihre Feinde von weiteren Verfolgungen hatten nachlaſſen müſſen.

Nach der ſorgfältigſten Erkundigung hatten wir alle Urſache zu glauben, daß die Feindſeligkeiten der Siks bloß dem Umſtande zuzuſchreiben waren, daß ſie ſich an den Stämmen der Fakirs, wegen der von ihnen erlittenen Beleidigung zu rächen ſuchten. Mehrere von dieſen letzteren, welche verwundet worden waren, kamen zu uns ins Lager, um ſich von unſeren Wundärzten verbinden zu laſſen. Alle ſchienen es ſich ſehr zu Herzen zu nehmen, daß ſie und ihre Landsleute unter allen Stämmen die einzigen waren, an welchen der Feind ſeine Wut ausgelaſſen hatte.

Alle Nachrichten ſtimmten darin überein, daß ungefähr fünfhundert Fakirs getödtet worden waren, unter welchen ſich einer ihrer Mehunts, oder Prieſter, Namens Maunpooree, befand. Auch hatten ſie eine Menge Verwundete. Von Seiten der Siks hatten ungefähr zwanzig ihr Leben eingebüßt; die Anzahl ihrer Verwundeten aber, ließ ſich nicht beſtimmt angeben.

Die Berge in der Nähe von Hurdwar gewähren dem Mineralogen wenig Unterhaltung; auch enthalten die darin befindlichen Foſſilien kein anderes Metall, als Eiſen.

An einigen Plätzen, wo der Fall des Waſſers das Erdreich hundert bis zweihundert Fuß tief von der Oberfläche des Bodens weggeſchwemmt hat, erblickt man weiter nichts, als thonartigen Mergel, deſſen Härte und Farbe, nach Verhältniß der darin befindlichen metalliſchen Theile, mehr oder weniger verſchieden ſind. Zuweilen zeigt ſich dieſe Verſchiedenheit ſehr deutlich in auf einander liegenden Schichten, welche größtentheils aus kieſelartigen Theilen beſtehen, worin lockerer quarzartiger Sand, nebſt einer kleinen Beimiſchung von Erde enthalten iſt, ſo daß man ſie, ohne die mindeſte Anſtrengung, mit den Fingern zerreiben kann. Die nächſtfolgende Schicht beſteht aus feinem weichen Mergel, der eine matte aſchgraue Farbe hat, compact iſt, und ſich wie Seife anfühlt. Er ſchmilzt leicht im Waſſer und verurſacht kein Brauſen in Säuren. Die Schicht, welche nun kömmt, hat eine blaſſe leberbraune Farbe, und faſt die nämlichen Eigenſchaften wie die vorhergehende, nur daß ſie ein wenig härter iſt, und wahrſcheinlich mehr Eiſen enthält. Die vierte oder oberſte Schicht, iſt noch brauner als die eben erwähnte, und auf dem Bruche zeigen ſich kleine glänzende Partikeln von Glimmer. An anderen Plätzen beſteht zuweilen die ganze Seite einer Felſenwand aus kieſelartigem Sande, der mit Glimmer und etwas Kalkerde vermiſcht iſt. Das Ganze hat gewöhnlich keinen feſten Halt, und zerblättert ſich leicht, ſo daß es häufig in die vom Waſſer ausgehölten Schluchten hinabſchießt. Zuweilen findet man Stücke, welche ſo feſt ſind, daß ſie trotz der Heftigkeit des Falles nicht das mindeſte gelitten haben. Von einem gewiſſen

Platze Neel Koond genannt, ſtürzt ein kleiner Bach (Nullah), nachdem er ſich ungefähr eine Meile weit fortgeſchlängelt hat, ein wenig oberhalb Unjennee in den Ganges. In dem Bette dieſes Bachs zeigt ſich eine weit größere Mannichfaltigkeit verſchiedener Steinarten, als man nach der Beſchaffenheit der Gebirge, in welchen er ſeinen Urſprung nimmt, vermuthen ſollte. Unter anderen findet man hier Granit, und undurchſichtigen Quarz, von verſchiedenen Farben, in ziemlich großen zugerundeten Maſſen; und dennoch ſind dergleichen Steine, ungeachtet des ſorgfältigſten Nachforſchens, noch zur Zeit in keinem Theile der benachbarten Gebirge anzutreffen geweſen.

Auf der hohen Erdſtrecke zwiſchen dem Ufer des Ganges und den zunächſt liegenden Bergen, giebt es ebenfalls eine Menge ſolcher Steine, die aus einzelnen Stücken beſtehen, und völlig von einander abgeſondert ſind. Einige ſtecken ſehr tief in der Erde, wie man an jener Seite der gedachten Erdſtrecke, an welcher der Ganges vorüberſtrömt, deutlich wahrnehmen kann. Sie ſehen gerade ſo aus, wie jene, welche ſich in dem gedachten Nullah, wie auch im Ganges vorfinden, und ihre dermalige Form dadurch erhalten haben, daß ſie während einer langen Reihe von Jahren in fließenden Waſſern hin und her gerollt wurden, und ſich an einander abrieben. Allein nach der hohen Lage des Bodens zu urtheilen, wo man ſie in ganzen Neſtern beiſammen antrifft, iſt es kaum denkbar, daß ſie je der Gewalt des Waſſers ausgeſetzt ſeyn konnten.

Wiewohl nun aber die Mannichfaltigkeit der mineraliſchen Produkte bei ſo bewandten Umſtänden nicht in Betracht kommen kann, ſo wird doch dieſer Mangel durch die Schätze des Pflanzenreichs reichlich erſetzt. Ein mit Anmerkungen verſehenes Verzeichniß, ſowohl dieſer, als aller anderen Vegetabilien, die mir auf meiner Reiſe vorgekommen ſind, habe ich beſonders abgefaßt, um den Faden meiner Erzählung nicht abreißen zu müſſen. Ich will daher nur noch anmerken, daß derjenige, welcher dieſe Pflanzen in ihrer Blüte zu ſehen wünſcht, zu Ausführung ſeines Vorhabens einen ganz anderen Zeitpunkt wählen muß, als den dermaligen; denn die meiſten entſproſſen der Erde während der regnichten Jahreszeit, und dem zufolge würden ſie dem Botaniker im September und October eine viel reichere Ausbeute gewähren. Wem aber damit gedient iſt, die in den Wäldern wachſenden Bäume und Staudengewächſe zur Zeit ihrer Blüte in Augenſchein zu nehmen, der muß ſich im Januar hier einfinden, und ſeine Unterſuchungen bis zu Ende des Aprilmonats fortſetzen.

Ehe ich meine Reiſe nach Sirinagur weiter fortſetzte, erachtete ich für nöthig, vor allen Dingen einen meiner Bedienten mit einem Schreiben an den Rajah des eben genannten Ortes abgehen zu laſſen, worin ich denſelben von meinem Vorhaben, dieſe Hauptſtadt zu beſuchen, benachrichtigte, und in welchem ich zugleich noch ein anderes Schreiben eingeſchloſſen hatte, womit ich von dem Vezier Aſoph-ul-Dowlah, durch die gütige Verwendung des Reſidenten, Herrn Cherry, be-

ehrt worden war. Des nämlichen Tages, an welchem ich von Hurdwar abgieng (den 12ten April) kam mein Bedienter zurück, und überbrachte mir die Antwort des Rajah, worin mir derſelbe den Empfang meines Brieſes meldete, und mir zugleich einen Perwannah, oder Paß, überſandte, der in ſeinen Beſitzungen überall gültig, und in der Buchſtabenſchrift der alten Hindu abgefaßt war.

Der zwölfte April war demnach, wie ich bereits geſagt habe, der Tag meiner Abreiſe von Hurdwar, oder Unjennee-Ghat, und am dreizehnten kam ich nach zwei Märſchen zu Nejeebabad an. Sonach reiſte ich nun freilich ein gut Stück Weges wieder rückwärts; verſchiedene Beweggründe hatten mich aber veranlaßt, die Marſchroute, welche ich mir Anfangs vorzeichnete, wieder abzuändern. Denn, fürs erſte hatte ich mir zu Hurdwar für mein Gepäck und meine Pferde, die ich zurücklaſſen mußte, nicht nur weit weniger Sicherheit zu verſprechen, ſondern das Futter war auch hier theurer, als an jedem anderen Orte, wo es Bazars giebt, und folglich ſoviel Getraide zu haben iſt, als man nur will. Zweitens konnte ich Verſchiedenes, das mir bei meiner Art zu reiſen ſchlechterdings unentbehrlich war, hier nicht gemacht bekommen; und drittens war der Weg, welcher von Hurdwar unmittelbar nach Sirinagur führt, nicht nur ſchwieriger, ſondern es koſtete auch weit mehr Mühe, ſich auf demſelben mit Waſſer und Lebensmitteln zu verſorgen, als auf jenem, den ich von Nejeebabad aus neuerdings

einſchlug. Dies Alles beſtimmte mich, den letztern zu wählen.

Unter anderen Vorkehrungen, die ich während meines daſigen Aufenthalts traf, gehörte auch die, daß ich mir das Surrogat eines Palankins, zu verſchaffen ſuchte. Dem zufolge ließ ich mir eine ſogenannte Chempaan machen, eine Art Sänfte, die ungefähr fünf Fuß lang, und drei Fuß breit iſt, auf zwei Bambusrohren oder Stangen ruhet, die auf beiden Seiten ein wenig oberhalb des Bodens angebracht ſind, und auf eben die Art getragen wird, wie in Bengalen die Tanjaan, nämlich vermittelſt eines kurzen Jochs, das an den Enden der Stangen befeſtigt wird, und mit denſelben parallel läuft.

Am zwanzigſten brach ich von Nejeebabad auf, und lagerte mich ſodann bei dem kleinen Dorfe Coadwara, das von dem eben genannten Orte achtzehn Meilen entfernt iſt. Dieſes Dorf liegt noch drei Stadien weit von der Barrière dieſes Ghat, wo man zum erſtenmal, und zwar auf einem ſehr ſteilen Pfade, die Anhöhen hinanklimmen muß. Die Barrière beſteht aus einem doppelten Thore von Bohlen, das zur Linken vermittelſt eines jähen Abhanges gedeckt iſt, und zur Rechten vermittelſt einer Mauer von auf einander gelegten Steinen, die mit der benachbarten Bergreihe in Verbindung ſteht. Das Terrain, auf welchem das gedachte Dorf liegt, iſt beinahe ganz von dem Koa-Nullah, einem zwar nicht gar tiefen, aber ſehr brei-

nen und ſchnellen Strome umgeben; da es jedoch auf der öſtlichen, ſüdlichen und nördlichen Seite von ſehr hohen Bergen eingeſchloſſen iſt, ſo muß es hier zu gewiſſen Jahreszeiten außerordentlich heiß, und folglich der Aufenthalt daſelbſt ſehr ungeſund ſeyn.

Dieſe Bergreihen erheben ſich, von der am Fuße derſelben liegenden Ebene, in verſchiedenen zwar nicht gar ſteilen, jedoch ungleichen Abſtufungen, und ſind mit unüberſehbaren Wäldern bekränzt, welche ſich von Hurdwar bis nach Rohilcund, Oude, und in die nach Oſten zu liegenden Gegenden erſtrecken. In dieſen Waldungen wächſt ganz vortreffliches Bauholz, imgleichen auch eine Menge Pflanzen, die wahrſcheinlich noch nie von einem Botaniker unterſucht und klaſſificirt worden ſind. Allerlei Arten von Wildprät ſind hier ebenfalls im Ueberfluſſe vorhanden. So auch Elephanten, die zuweilen aus den Wäldern hervorkommen und alle Feldfrüchte wegfreſſen, inſonderheit aber auf den Zuckerpflanzungen ganz unglaubliche Verwüſtungen anrichten. Dieſe Elephanten ſind übrigens weder ſo groß, noch ſo theuer, wie die aus anderen Gegenden des Morgenlandes; und wenn man ſie fängt, ſo geſchieht ſolches meiſtens nur in der Abſicht, das Elfenbein zu gewinnen.

Der Boden in dieſen Waldungen iſt ſehr verſchieden, und beſteht nicht nur aus ſchwarzer Dammerde, die den Bäumen und Staudengewächſen ſo viele Nahrung gewährt, daß ſie eine ganz außerordentliche Größe erreichen, ſondern überhaupt aus allen möglichen Erd-

arten, bis herab zum harten röthlichen Lehm, und allerlei Miſchungen von Mergel und unzuſammenhängenden Steinen jeder Art.

Am ein und zwanzigſten marſchirte ich bis nach Amſore, einem kleinen Dorfe, das in einer wenig angebauten Gegend liegt. Die erſte Strecke Weges gieng durch das Flußbett des Koa-Nullah, und war überall ſo rauh, daß ich drei und eine halbe Stunde zubrachte, ehe ich dieſelbe zurücklegen konnte, wiewohl man ſie nach der gewöhnlichen Berechnung nur zu vier Koß anſchlägt, und ich ganz gewiß glaube, daß ſie nicht über ſieben Meilen ausmacht. Mein Gepäck traf erſt ſechs Stunden nachher ein. Dieſer Weg liegt faſt durchgehends in der Richtung von Nordoſten gegen Oſten.

Den zwei und zwanzigſten brachte mich ein Marſch von zwei Stunden und vierzig Minuten nach Chinauly, deſſen Entfernung von Amſore ich auf acht Meilen ſchätzte, da der Weg dahin bei weitem nicht ſo ſchwierig war, wie der geſtrige. Als ich heute meinen Marſch antrat, führte mich der Weg gleich Anfangs zwiſchen zwei himmelhohen Felſen hindurch. Die Steine lagen in dieſem Theile des Nullah in ungeheuer groſſen Maſſen beiſammen, ſo daß ſich der Strom mit aller Gewalt zwiſchen denſelben hindurch zwängen mußte. Da nun in deſſen Flußbette nicht weiter fortzukommen war, ſo hatte man von einem Felſen zum andern, Balken gelegt, auf welchen die Reiſenden, unter immer-

währender Gefahr den Hals zu brechen, hinüber klettern. Nicht weit von dieſer Stätte, kam ich an eine jener Waſſermühlen, welche Punchuckee genannt werden, und die ſo eben in vollem Gange war. Die Struktur dieſer Mühlen iſt äußerſt einfach. Die ſogenannten Chuckies, oder Mühlſteine, welche nicht viel größer ſind als die in den gewöhnlichen Handmühlen, werden vermittelſt eines horizontalen Rades herumgedrehet, deſſen Speichen wie die Flügel eines Jalouſiefenſters geformt, und in einer perpendikularen Walze befeſtigt ſind. Der Waſſerſtrahl, welcher auf dieſe Speichen aus einer engen Röhre vier Fuß hoch herabfällt, iſt mehr als hinreichend, dieſe Mühle in eine ſehr ſchnelle Bewegung zu ſetzen. Um dieſes zu bewirken, wird das im Nullah enthaltene Waſſer ſo lange gedämmt, bis es zu der erforderlichen Höhe ſteigt. Der Mahltrichter beſteht aus einem kegelförmigen Korbe, welcher, das Untere zu oberſt gekehrt, über der in den Mühlſteinen befindlichen Oeffnung angebracht iſt, und das Getraide ununterbrochen und regelmäßig auf dieſelben herablaufen läßt. Auf dieſe Art können zwei Mann in Zeit von vier und zwanzig Stunden zwei Maunds Getraide mahlen.

Das Dorf Chinouli beſteht nur aus drei Hütten. Ueberhaupt wird man ſelten ein Dorf antreffen, das mehr als fünf bis ſechs Hütten enthält; und wenn zehn ſolcher Hütten beiſammen ſtehen, ſo machen dieſe ſchon ein anſehnliches Dorf aus.

Die Berge, welche ſich in dieſer Gegend vorfinden,

ſtehen nicht ſo nahe bei einander, wie jene, die ich auf dem Wege wahrnahm, welchen ich bereits zurückgelegt hatte. Der dazwiſchen befindliche Boden, auf beiden Seiten des Nullah, hat eine überaus hohe und anmuthige Lage; und die Berge ſind bis ganz zu oberſt angebaut. Ihre Seitenwände waren durchgehends mit einem viel friſcheren Grün bekleidet, als ich zeither irgendwo wahrgenommen hatte, und dennoch ſpürte ich den Tag über nicht die mindeſte Verminderung der Hitze, denn das Thermometer ſtand gewöhnlich auf fünf und neunzig Grad, und im Schatten meines Zeltes fiel es nie tiefer als auf zwei und ſiebenzig Grad.

Den drei und zwanzigſten kam ich nach Verlauf von drei Stunden und zehn Minuten nach Doſah, einem unbedeutenden Dorfe an den Ufern des Nullah, an welchen mich der Weg, ſeitdem ich meinen letzten Lagerplatz verlaſſen hatte, faſt ununterbrochen hinführte. Die Gegenſtände, welche ſich mir an dem heutigen Tage darſtellten, wechſelten auf mancherlei Art mit einander ab. Bald kam ich auf einen rauhen ungebahnten Pfad, zwiſchen jähen überhängenden Felſen; bald ſah ich hie und da einen kleinen freien Platz vor mir, der mit ſanft emporſteigenden Anhöhen umgeben war, an deren Seitenwänden Tannen, Eichen und Weiden, in einzelnen Gruppen beiſammen ſtanden, und mit angebauten Feldern abwechſelten. In einer dieſer letzteren Gegenden, werden die Pflanzungen vermittelſt einer eben ſo einfachen, als klug ausgedachten Vorrichtung, die an dem einen Ufer des Nullah angebracht iſt, bewäſſert. Man

hat nämlich einen großen Tannenbaum in Geſtalt eines Troges ausgehauen, und ihn an einen Ort geſtellt, wo das Waſſer von den überhangenden Felſen in denſelben herabſchießt, und man folglich einen Strom ableiten kann, der zur Bewäſſerung hinreichend iſt.

Der Koa-Nullah entſpringt ungefähr drei Meilen weit oberhalb Doſah, nach Norden zu; kömmt anfänglich als eine Quelle bei Dewara-Kaal aus der Erde hervor und erhält ſodann dadurch, daß er mehrere kleine Bäche aufnimmt, die von den Bergen zwiſchen dem erſtgenannten Orte und Dewara-Kaal herabrieſeln, immer mehr und mehr Zuwachs.

Das Flußbett des Nullah enthält hier eine Menge Glimmer von allerlei Farben, je nachdem derſelbe mehr oder weniger mit Eiſen und anderen Metallen imprägnirt iſt. Ueberaus große Maſſen deſſelben finden ſich in den benachbarten Bergen: und an einigen Orten fällt er, zu ganz kleinen Stücken verwittert, in die unterhalb derſelben befindlichen Flußbette herab. Von da führen ihn die Bäche und Flüſſe mit fort, ſo daß er auf dem Boden derſelben einen Glanz von ſich giebt, wie das feinſte Silber. Man findet jedoch keinen, der ſo hell und durchſichtig wäre, daß dieſe Subſtanz hier der Abſicht entſprechen könnte, zu welcher man ſie gewöhnlich anzuwenden pflegt.

Das Barometer ſtieg an dem heutigen Tage bis auf neunzig Grad. Morgens vier Uhr hatte es auf

fünf und ſechzig geſtanden. Der Wind war unveränderlich und kündigte unbeſtändiges Wetter an.

Der Jagdliebhaber findet hier überall Gelegenheit, ſeine Neigung zu befriedigen; denn es giebt allenthalben ſchwarze Repphüner, Haſen und Wachteln, in Menge, ſo daß er eben nicht nöthig hat, ſich lange darnach umzuſehen. Iſt er ein Weidmann, der die Jagd bis zur Leidenſchaft liebt, und ſich folglich die Mühe nicht verdrießen läßt, die Felſen zu erklimmen, und im dicht verwachſenen Gebüſch umherzukriechen, wodurch der Genuß dieſes Zeitvertreibs nicht wenig verbittert wird, ſo findet er hier auch noch zwei verſchiedene Arten Geflügel und den Hirſcheber (Cervus porcinus L.) oder, wie er in der Landesſprache genannt wird, den Parah.

Die Fiſche im Nullah ſind zwar klein, übrigens aber eine Leckerſpeiſe der daſigen Einwohner; und es iſt nicht zu läugnen, daß ſie zum öfteren für den Mangel an Fleiſchſpeiſen einen ſehr erwünſchten Erſatz gewähren. Sie gehören größtentheils zum Geſchlechte des Cyprinus, von welchem ich vier verſchiedene Gattungen wahrnahm. Die Art und Weiſe, wie die Fiſche in dieſen ſeichten ſchnellſtrömenden Nullahs gefangen werden, iſt bemerkenswerth. Die eine Verfahrungsart beſteht darin, daß man ſich hiezu der Angelruthe und Schnur bedient. Man macht daher an dem einen Ende der Schnur, welches ungefähr zehn bis zwölf Ellen lang iſt, mehrere Schlingen, von zwei, drei auch wohl vier Pferdehaaren, je nachdem die Fiſche, welche man zu

fangen hofft, mehr oder weniger groß ſind. In den Zwiſchenräumen, von fünfzehn Zoll Länge, werden längliche Stückchen Eiſen befeſtigt, damit die Schnur nicht von der Gewalt des Waſſers fortgeſchwemmt wird. Das andere Ende der Schnur, ungefähr zehn bis zwölf Ellen lang, zieht man durch einen Bogen, der an dem äußerſten Theile einer kurzen Ruthe befeſtigt iſt, welche man unten anfaßt. Mit dieſem Apparat verſehen, geht nun der Fiſcher ins Waſſer, und wirft die Schnur quer über den Strom, wo er ſie ungefähr eine halbe Minute lang liegen läßt. Mittlerweile ſtößt er mit einem gabelförmigen Stocke, den er in ſeiner rechten Hand hat, bald da, bald dort zwiſchen die Steine, treibt die Fiſche ſtromaufwärts nach der Schnur zu, woran ſich die Schlingen befinden, und wenn er dieſe herauszieht, hat er wenigſtens, ein, mitunter auch wohl drei bis vier Stück gefangen. Vermittelſt dieſer ganz einfachen Verfahrungsart verſchafft er ſich gewöhnlich in Zeit von einer halben Stunde ein tüchtiges Gericht Fiſche.

Die zweite Verfahrungsart der Fiſcher beſteht darin, daß ſie die Fiſche vermittelſt einiger vegetabiliſchen Subſtanzen tödten, oder ſie wenigſtens betäuben. Zu dem Ende ſuchen ſie ſich einen Ort aus, wo der Fluß einen Tümpel bildet, und legen rings um denſelben einen großen Haufen Steine auf einander, ſo daß ihm der Zufluß benommen wird, und die Fiſche keinen Ausweg finden. Alsdann zerquetſchen ſie die Frucht eines gewiſſen Baumes, der in den daſigen Gegenden häufig anzutreffen iſt, und werfen eine beſtimmte Quantität da-

von in den Tümpel. Nach Verlauf einer halben Stunde äußert dieſes Gift ſeine Wirkung; die Fiſche können ſich nicht mehr im Gleichgewichte halten, wanken von einer Seite zur anderen, kommen auf die Oberfläche des Waſſers, und werden hier mit den Händen gefangen.

Am vier und zwanzigſten traf ich nach Verlauf von drei Stunden und fünf und dreißig Minuten zu Belkate ein. Der Weg führte mich heute durch Gegenden, die an Schönheit und mannichfaltiger Abwechſelung jene weit übertrafen, die mir an den vorhergehenden Tagen zu Geſicht gekommen waren. Die Wälder, welche meiſtens aus Eichen, Tannen und Bvorans*) beſtehen, dehnen ſich hier viel weiter aus, und die Bäume gehören ſowohl in Anſehung ihrer Größe, als ihres majeſtätiſchen Wuchſes, zu den ſchönſten, die ich je in meinem Leben geſehen habe. Leider iſt hier aber das Gemüthe und das Auge des Reiſenden zu sehr auf andere Art beſchäftiget, als daß er das Erhabene dieſer Anſicht in ungeſtörter Ruhe bewundern könnte; denn der Weg führt ihn nicht nur über eine ſehr hohe Bergkette, ſondern zieht ſich auch nachher in ſo mannichfaltigen Krümmungen an den Seitenwänden derſelben hin, und iſt dabei ſo ſchmal, daß man immer auf der Hut ſeyn, und ſorgfältig vor

*) Dieſer Baum hat zwar einige Aehnlichkeit mit dem Rhododendron, macht aber ein eigenes, noch zur Zeit gar nicht bekanntes Geſchlecht aus. Die Einwohner der daſigen Gegend verfertigen aus dem Holze deſſelben die Schafte ihrer Luntenſchloß-Büchſen.

ſich hin ſehen muß, um nicht in ein fürchterlich tiefes, rechter Hand liegendes, Thal hinabzuſtürzen.

Der Platz, wo ich mein Zelt aufſchlagen ließ, iſt ein ſchmales Thal, zwiſchen den beiden Dörfern Bedeyl und Belkate, die einander faſt ſchnurgerade gegenüber liegen. Zwiſchen durch fließt ein ſchöner, ſilberheller Strom, Nayaar genannt, der ſeinen Lauf nordweſtwärts gegen Weſten nimmt.

Die Hauptquelle, aus welcher dieſer Fluß entſpringt, ſoll, wenn anders die Verſicherung der Landeseinwohner Glauben verdient, an einem Orte befindlich ſeyn, welcher Doobree genannt wird, und acht und vierzig Koß, oder vier Tagereiſen weit (d. i. ſo weit als ein Mann, der keine Laſt trägt, in Zeit von vier Tagen gehen kann) nach Oſten zu liegt. Hier ſoll er aus der Wurzel eines Baums, Beh-kul genannt, als ein nicht unbedeutender Fluß hervorſtrömen. Ungefähr neun Meilen unterhalb Dew-praag fällt er in den Ganges. Während der regnigten Jahreszeit, wo dieſer Kanal anſchwillt, machen ſich die Landeseinwohner die Gelegenheit zu Nutze, um auf demſelben nach dem eben genannten Orte zu ſchiffen, wo ſie mit Eiſen, Korn und andern dergleichen Naturerzeugniſſen, einen kleinen Handel treiben. Die Kanots, deren ſie ſich hiezu bedienen, verfertigen ſie aus den Stämmen großer Semelbäume, welche ſie aushöhlen.

Ich ſetzte an einer Stelle über dieſen Fluß, wo das

Waſſer ungefähr knietief war, und ſchlug ſodann mein Zelt unter einem großen Mangobaume auf. Zwei bis drei ſolche Bäume ſind hinreichend, das zahlreichſte Reiſegefolge mit ihren Schatten zu decken, und es vor der Sonnenhitze zu ſchützen.

Die Berge in der Nähe dieſes Thales beſtehen aus leicht zu zerbröckelnden Steinen oder Schiefern, die in blätterigen Schichten übereinander liegen, und allerlei Farben haben; z. B. wie dunkelfarbiger Lehm, aſchgrau, bläulicht, ſchwarz, hellbraun und eiſenfarbig. Hie und da ſchlängelt ſich eine weiſſe Quarzader hindurch.

Die Häuſer ſind hier mit einer Art Schiefer gedeckt, der mit unſerm Schreibetafelſchiefer viele Aehnlichkeit hat.

Am drei und zwanzigſten ſetzte ich meine Reiſe in Zeit von neun Viertelſtunden bis Nataana fort, einem Dorfe, das aus fünf bis ſechs Häuſern beſteht, und auf der Spitze eines abſchüſſigen Hügels liegt. Man ſieht von da in ein ſehr tiefes Thal hinab, welches die umliegenden Berge bilden, und das ſich ganz unten mit einer ſehr engen Vertiefung ſchließt, die wie ein umgekehrter Kegel geſtaltet iſt. Dieſes Thal iſt auf allen Seiten, bis in die Tiefe hinab angebaut, und beſteht durchgehends aus ſtreifenweiſe neben einander liegenden Feldern. Der Weg von Belkate bis hieher, geht allmählich immer mehr aufwärts, und dieſe Erhöhung iſt hier ſo

beträchtlich, daß man es ſogar an der veränderten Temperatur der Luft ſpürt. Dieſes konnte ich jedoch, da mein Thermometer beſchädiget war, nur nach meinem Gefühle beurtheilen, welches mich vermuthen ließ, daß ſelbiges in der Mittagsſtunde nur auf fünf und achtzig Grad geſtanden haben würde. Die Einwohner des gedachten Dorfes ſagten, daß es den ganzen Mai durch ſo kühl ſey, und daß ſie überhaupt zu keiner Jahreszeit eine ungewöhnliche Hitze verſpürten.

Ich ließ mein Zelt ungefähr drei Viertelmeilen weit von dieſem Dorfe aufſchlagen und zwar an einem kleinen Bache, welcher die Bewohner deſſelben mit Waſſer verſorgt. Es rinnt aus dem Maule eines Ochſen hervor, welchen man auf eine ziemlich unförmliche Art in dem Felſen ausgehauen hat, und fällt in ein unterhalb deſſelben befindliches Becken. Der Waſſerſtrahl iſt zwar nicht dicker als ein Flintenlauf, dauert aber unausgeſetzt fort, und iſt ſo rein wie Silber. Der Waizen war bereits hie und da zur Reife gediehen, und ich ſah, daß ſich die Weiber und Mädchen damit beſchäftigten, ihn einzuärndten.

Die Berge rings um Nataana, in einem Bezirke von mehreren Meilen, ſind überall nackt und kahl. Nirgends wird man einen Baum anſichtig, als nur auf einigen weit entfernten Anhöhen. Nur an den Streifen, deren ich weiter oben erwähnte, wächſt etwas Buſchwerk, weil hier die Bauern das Erdreich ſo gut befeſtiget haben, daß es nicht herabſchießen kann. Dieſes

Buſchwerk, und das Korn, welches dermalen noch ſteht, ſind die einzigen Vegetabilien, die man weit und breit wahrnimmt. Der Boden iſt mager und noch überdies ſehr ſteinicht. Das Getraide ſteht ſchlecht; außer in der Nähe des Dorfes; denn hier haben die Bewohner deſſelben ein wenig gedüngt. Dieſe Verbeſſerung erſtreckt ſich aber nur auf zwei bis drei Streifen, weil dieſe Leute viel zu träge ſind, um das Feld gehörig anzubauen. Freilich iſt dieſes aber ein ſchweres Stück Arbeit, da ſie den Dünger nicht anders als auf dem Rücken an Ort und Stelle ſchaffen können. Sie haben weiter kein Vieh, als Ochſen, welche ſie aber, wie ich merkte, nicht zum Laſttragen brauchen. Sie ſpannen ſolche bloß vor den Pflug, und laſſen ſie das Getraide austreten. Die Milch von ihren Kühen, gehöret hauptſächlich mit zu den Nahrungsmitteln dieſer Dorfbewohner. Seit der Zeit, daß ich die Ghauts erſtiegen habe, ſind mir in dieſen Berggegenden noch keine andern Ochſen zu Geſicht gekommen, als ſolche, die zu einerlei Gattung gehören. Sie ſind klein von Wuchs, und nicht viel höher als die kleinen Bengaliſchen Kühe. Sie haben kurze dicke Leiber, und ſehr kurze Beine. Uebrigens ſieht man an ihnen keine Spur von jenem fleiſchigen Auswuchſe, welchen man ſo häufig an den Ochſen in Hindoſtan wahrnimmt. Sie haben kurze ſchmale Hörner, die unten weit von einander ſtehen, ſich nach oben zu einander allmählich nähern, und ein wenig einwärts gebogen ſind. Ihre Köpfe ſind kurz und dick; von Farbe ſehen ſie entweder roth oder dunkelbraun aus; die Naſen ſind ſchwarz, und ſo auch die Spitzen der Schwänze.

Die Neugierde bewog mich ins Dorf zu gehen, wo ich aber, die Unreinlichkeit, Faulheit, und Armuth ſeiner Bewohner ausgenommen, nicht das allermindeſte bemerkte, das meine Aufmerkſamkeit erregte. Das einzige, was allenfalls zum Beweis dient, daß ſie gegen die Bequemlichkeiten des menſchlichen Lebens nicht ganz gleichgültig ſind, iſt die Bauart und Einrichtung ihrer Häuſer. Dieſe beſtehen aus Steinen, die in gewöhnlichem Mörtel liegen, haben abhängige Dächer, und ſind mit überaus ſchönem Schiefer gedeckt. Sie beſtehen aus zwei Stockwerken. Im oberen wohnt die Familie beiſammen; das untere hingegen, oder die Hausflur, iſt für das Vieh beſtimmt, um ſolches bei ſchlechtem Wetter unter Dach und Fach zu bringen.

Ochſen und Kühe, ſind die einzigen Thiere, die ich bei dieſen Menſchen antraf. Sie haben weder Hunde noch Katzen, weder Schafe noch Ziegen, und eben ſo wenig eine Art von zahmem Geflügel.

Am ſechs und zwanzigſten marſchirte ich bis nach Adwaanee, längs einer Bergkette, die mit Waldbäumen jeder Art bewachſen wht. Die Ortsentfernung von Nataana bis hierher beträgt nach der Berechnung dieſer Bergbewohner, ſechs Koß. Ich brachte drei Stunden und fünf Minuten damit zu, mich hieher zu begeben, und nach der Beſchaffenheit des Weges zu urtheilen, auf welchem ich noch überdies hie und da verweilte, glaube ich nicht zu irren, wenn ich dieſelbe zu neuntehalb (Engliſchen) Meilen anſchlage. Dieſe Entfernung

würde weit geringer ſeyn, wenn man von Rataana in gerader Linie hieher reiſen könnte, ſo daß zwar die erſtere Richtung beibehalten würde, Adwaanee hingegen, nach Verhältniß des Punktes, von welchem man ausgienge, weiter gegen Nordoſten zu liegen käme.

Dieſe Gegend beſteht aus einem ſchmalen und hohen Bergrücken, der dem Einfluſſe eines ſchneidenden, durchdringend kalten Windes ausgeſetzt iſt.

Weit und breit nimmt man nicht die mindeſte Spur menſchlichen Kunſtfleißes wahr, ausgenommen die hie und da zerſtreuten Trümmern eines Hauſes, welches man einſt in der Abſicht erbaut hatte, damit es den Reiſenden zur Herberge diente.

Am 27ſten Morgens halb fünf Uhr ſetzte ich meine Reiſe wieder fort. Der Weg gieng noch immer eine halbe Stunde lang bergaufwarts, und führte mich auf einen Bergrücken, von welchem ich eine Reihe ſehr hoher, mit Schnee bedeckter Berge erblickte, welche ſich, ſo weit das Auge reichte, von Oſten gegen Weſten zogen. Auf einigen Punkten in Rochilkund ſieht man dieſe Berge zwar auch, aber ſo undeutlich und in ſo weiter Entfernung, daß man ſich von der prachtvollen, unbeſchreiblich ſchönen Anſicht, die ich jetzt vor Augen hatte, unmöglich einen Begriff machen kann; zumal da jetzt die aufgehende Sonne immer höher emporſtieg und einen Theil nach dem andern mit ihren Strahlen erhellte, ſo daß das Ganze an Erhabenheit alles übertraf, was ich je in dieſer Art geſehen habe.

Eine der hervorſtechendſten Spitzen dieſer Bergkette heißt Hem, und am Fuße derſelben liegt der berühmte Andachtsort der Hindus, Namens Buddee-nauth. Die Reiſenden erkennen dieſen Berg an der größeren Breite ſeines Gipfels, inſonderheit aber daran, daß er in fünf ſteilen, oder vielmehr kegelförmigen Abſätzen emporſteigt. Von dem Orte geſehen, wo ich dieſe Bemerkungen niederſchrieb, lag er gegen Norden nordoſtwärts.

Der Weg führte mich nunmehr allmählich bergabwärts, und dreizehn Minuten nach ſieben Uhr befand ich mich zu Peyka-ca-Moanda. Hier iſt weiter nichts zu ſehen, als ein elendes Gebäude, das für die Reiſenden zur Herberge beſtimmt iſt, und in der Ferne ſieht man hie und da einige einzelne Hütten an den Seitenwänden der Berge.

Die Lufttemperatur war hier eben ſo kalt, wie zu Adwaanee, und fiel mir deſto empfindlicher auf, da nirgends ein Baum zu ſehen war, unter dem ich mich bergen konnte. Die Felſen beſtanden theils aus grobem dunkelfarbigem Granit; theils aus großen Schichten verſchiedener Arten von Schiefer. Letztere lagen meiſtens ſenkrecht auf einander, und theilten ſich da, wo ſie zu Tage ausgiengen, in überaus feine Blätter von allerlei Farben, die theils ins Dunkelrothe, theils ins Gelbe und Grüne fielen. Die, welche der Luft am meiſten ausgeſetzt waren, verwitterten, und zerfielen in Staub.

Am 28ſten marſchirte ich in Zeit von zwei Stunden und fünf und fünfzig Minuten bis nach Chet-kote, welches in einem engen Thale liegt, wo man eine drükkende Hitze verſpürt. Der Weg gieng Anfangs über eine ſanft emporſteigende Anhöhe, wo die Schneeberge, welche zeither hinter einem Hügel verſteckt waren, auf einmal wieder zum Vorſchein kamen, und einen ſehr impoſanten Anblick gewährten.

Sirinagur, d. 29. April 1796.

Heute früh, fünf und zwanzig Minuten nach vier Uhr, verließ ich Chet-kote. Der Weg gieng noch immer bergabwärts, und führte mich nach Verlauf von zwanzig Minuten an einen ziemlich großen Nullah, welcher ſich unterhalb Sirinagur in den Aluknundra ergießt. Vermittelſt eines Dammes, den man in dieſem Fluſſe angebracht hat, erreicht das Waſſer eine ſolche Höhe, daß es drei ſogenannte Pun-Chukees, oder kleine Mühlen, treibt, die wegen der Nähe der Hauptſtadt, beſtändig in vollem Gange ſind. Dieſer Nullah wird Koonda Gaad genannt. Ungefähr zwei und zwanzig Minuten lang zog ſich der Weg an Fruchtfeldern hin, auf welchen das Korn noch nicht reif war; dann entfernte er ſich von denſelben, gieng dreizehn Minuten lang bergaufwärts, und führte mich auf einen Bergrücken, von wo ich die Stadt und das Thal Sirinagur ſehr deutlich überſehen konnte; wie auch den Lauf des Fluſſes Aluknundra, welcher ſich durch letzteres auf der nördlichen Seite der eben genannten Stadt in mannichfaltigen Krümmungen von Oſten

gegen Weſten hindurch ſchlängelt. Auf dem Gipfel dieſer Anhöhe hat ein Fakir ſeinen Wohnſitz, der es ſich zum Geſchäfte macht, den durſtigen Wanderer zu erquicken, und ihm Waſſer aus dem, von den Indiern für heilig gehaltenen Ganges um Geld zu verkaufen.

Ungefähr um drei Viertel auf ſechs Uhr kam ich in das Thal herab, und fünf Minuten nachher an das Ufer des Fluſſes. Hier ſchickte mir der Rajah einen ſeiner Hausbeamten entgegen und ließ mir Glück wünſchen, daß ich nun die Beſchwerlichkeiten meiner Reiſe überſtanden hätte. Zugleich ließ er ſich erkundigen, wie er es anzufangen habe, mir ſogleich alle mögliche Bequemlichkeit zu verſchaffen; mit dem Beifügen, daß mir ohne den mindeſten Verzug ein ganzes Haus eingeräumt werden ſolle, im Falle mir damit gedient ſey. Dies klang nun zwar artig genug; leider war mir aber die Einrichtung dieſer Häuſer zu gut bekannt, um mir in einem derſelben mehrere Bequemlichkeit zu verſprechen, als in meinem Zelte. Ich lehnte daher jenes Anerbieten ab, und lagerte mich in einem ziemlich düſtern Mangohaine, der am ſüdweſtlichen Ende der Stadt, und zwar am Fuße der Anhöhen lag.

Da ich jetzt hoffen darf, von meinen ſeitherigen Strapazen ein wenig ausruhen zu können, ſo will ich vor allen Dingen, und ehe ich noch durch andere, nicht minder bemerkenswerthe Gegenſtände zerſtreut werde, einen Rückblick auf jene Gegenden werfen, die ich erſt unlängſt bereiſet habe.

Die Gegend vom Ghaut Coadwara an, bis nach Sirinagur, beſteht durchgehends aus Bergen, die in mancherlei Gebilden und Richtungen durch einander geworfen ſind, und ſich zuweilen in verſchiedene Reihen theilen, die miteinander parallel laufen, jedoch keinen großen Umfang haben, und oft da, wo ſie ihre Endſchaft erreichen, vermittelſt ſchmaler Bergrücken an einander hängen, welche die zwiſchen denſelben befindlichen Thäler in Geſtalt rechtliniger Winkel durchſchneiden. Ihre Gipfel ſind zwar auf mancherlei Art geformt, aber insgeſammt ſehr ſchmal; und da dieſe Bergketten nicht weit von einander abliegen, ſo ſind die dazwiſchen befindlichen Thäler äußerſt beſchränkt, und man wird, wie einer der neueſten Reiſebeſchreiber ſehr richtig anmerkt, nicht leicht in einem derſelben ſo viel Platz finden, als dazu erforderlich iſt, ein Lager für tauſend Mann aufzuſchlagen.

Einige dieſer Bergketten ſind mit Holz bewachſen, und prangen mit einem immerwährenden Grün; andere hingegen ſind weiter nichts, als nackte unfruchtbare Felſen, wo weder Vögel noch vierfüßige Thiere die mindeſte Nahrung finden. Die, welche ein wenig angebaut ſind, machen unter allen den kleinſten Theil aus; auch iſt die Anzahl der Häuſer und Menſchen ſo unbedeutend, daß ſich aus dieſem allen kein anderer Schluß machen läßt, als daß man ſich in einer höchſt armſeligen durchaus verödeten Gegend befindet, die nicht ſowohl dem Menſchen, als vielmehr den Vögeln des Himmels und den Thieren des Waldes zum Aufenthalt angewieſen zu ſeyn ſcheint. —

Am Abende des heutigen Tages ſtattete mir der Rajah ſeinen Beſuch ab. Er hatte ſeine zwei Brüder, einige zu ſeiner Suite gehörige Offiziere, und noch auſſerdem einen ſehr zahlreichen Haufen von allerlei Leuten bei ſich. Letztere gehörten jedoch keinesweges zum Gefolge des Rajah, ſondern hatten ſich bloß in der Abſicht an ihn angeſchloſſen, ihre Neugierde zu befriedigen. Er und ſeine Brüder waren zu Pferde; die andern alle, bis auf einen oder zwei giengen zu Fuß hinter ihm her. Am Eingange des Waldes ſtieg er nebſt ſeinen Begleitern ab, und nachdem ich ihn hier auf die gewöhnliche Art bewillkommt hatte, ſtellte er mich ſeinen beiden Brüdern, dem Pra-Kerem-Schah und Pretem-Schah, vor.

Als dieſe Ceremonie vorbei war, giengen wir mit einander ins Zelt, wo ſich binnen wenig Augenblicken, ſo viele Menſchen von allerlei Klaſſen und Ständen einfanden, daß Niemand mehr hinein konnte. Der Rajah that einige Fragen an mich, ſagte mir einige Artigkeiten, und nachdem er ſich ungefähr zwanzig Minuten aufgehalten hatte, entſchuldigte er ſich, daß er wegen nahem Einbruche der Nacht nicht länger verweilen könne, und ritt wieder fort.

Er ſcheint ungefähr ſieben und zwanzig Jahre alt zu ſeyn, iſt mehr kleiner als mittelmäßiger Statur, ziemlich hager, und hat zwar regelmäßige, aber weibiſche Geſichtszüge. Er ſpricht ſchnell, und ſehr unverſtändlich.

Sein älterer Bruder hatte ein ſtattliches und männ=licheres Anſehen. Er iſt erſt vier und zwanzig Jahr alt, ob er gleich älter ausſieht als ſein jüngerer Bruder. Bei=de haben nicht die mindeſte Aehnlichkeit mit einander. Der Jüngere gleicht aber dem Rajah deſto mehr, ſo=wohl in Anſehung des Wuchſes, als auch der Stimme und Geſichtsbildung. Er iſt jedoch etwas kleiner, und ich ſchätze ſein Alter auf neunzehn Jahre.

Keiner von allen dreien zeichnete ſich durch eine vor=nehme oder prachtvolle Kleidung aus. Ihre Jamahs waren von ſimplem Muſſelin und ſowohl an ihren far=bigten Turbans, als (Kummerbunds) Leibgürteln ? prangten weder Edelſteine noch andere koſtbare Zierra=then. Auch hatte der Rajah nicht das Mindeſte an ſich, wodurch man ihn von ſeinen Brüdern unterſcheiden konnte.

An dem heutigen Tage war es unerträglich heiß; kein Lüftchen wehte, und wenn auch mitunter ſich ei=nes erhob, ſo brachte es eine unausſtehliche Hitze mit.

Am Abende des folgenden Tages, gab ich dem Ra=jah ſeinen Beſuch zurück. Er empſing mich am Eingange eines Hofes, der vor ſeinem Hauſe befindlich war, und führte mich an der Hand auf eine viereckigte Terraſſe, in der Mitte deſſelben. Hier präſentirte er mich ſei=nem Weſſir und dem Diwan. Als wir uns geſetzt hat=ten, und die gewöhnlichen Komplimente vorüber waren, fieng er die Unterredung damit an, daß er allerlei Fra=

gen in Betreff meiner Reiſe an mich that, unter andern auch zu wiſſen begehrte, auf welche Art ich gereiſet ſey, und was mich eigentlich dazu bewogen habe, dieſe Reiſe zu unternehmen; wobei er zugleich einige Fragen wiederholte, die er mir bereits am vorhergehenden Tage in eben dieſer Hinſicht zur Beantwortung vorgelegt hatte.

Hierauf machte er einige Bemerkungen über die weite Ausdehnung der Engliſchen Beſitzungen in Indien; ſprach ſodann von dem letztern Kriege gegen die Rohillas; machte außerordentlich viel Rühmens von der Kriegskunſt der Engländer, und bediente ſich zugleich des Ausdruckes, daß ſie in dieſem Betracht alle anderen Nationen weit überträfen. Hievon nahm er ſodann Anlaß, mich zu erſuchen, daß ich ihm doch erlauben möchte, die Kriegsübungen unſerer Truppen mit anzuſehen, und, als die wenigen Seapoys, welche ich bei mir hatte, ſeinen Wunſch befriedigten, bezeugte er hierüber ungemein viel Vergnügen.

Mein Beſuch hatte bereits eine Stunde gedauert, und es fieng ſchon an ziemlich dunkel zu werden, als ich mich beurlaubte.

Das Thal von Sirinagur iſt auf jeder Seite der Stadt, welche dieſen Namen führet, ungefähr anderthalb Meilen breit. Der Fluß Aluknundra ergießt ſich in dieſes Thal bei dem Dorfe Seerkote, welches oſtwärts von dieſer Stadt nach Norden zu liegt. Sein Lauf erſtrekt ſich faſt in gerader Richtung von Oſten

nach Weſten. Die Breite ſeines Flußbettes beträgt von einem Ufer zum andern an dritthalbhundert Yards; der Fluß ſelbſt aber iſt während der trocknen Jahreszeit nicht über achtzig bis hundert Yards breit. Am weſtlichen Ende des Thales bricht ſich der Strom mit außerordentlicher Heftigkeit am Fuße des Berges, welcher aus feſtem Geſteine beſteht. Nicht weit von dieſem Platze paſſirt man den Fluß auf einer Art Brücke, die in der Landesſprache Joolah genannt wird. Zu dem Ende ſteht auf jeder Seite des Stroms eine Art Gerüſte, das wie ein Galgen geſtaltet iſt, und an welchem ſehr ſtarke Seile befeſtigt ſind, worauf die Brücke ruht. Dieſe iſt eigentlich weiter nichts, als eine horizontal liegende Leiter, die wieder an andere, von jenem Galgen herabhängende Seile befeſtiget iſt, und auf dieſer ſchwankenden Maſchine muß nun der Reiſende über den Strom gehen. Die Hauptſeile ſind ſo ſchlaff, daß ſich die Brücke, wenn man auf deren Mitte kömmt, einen Fuß tief ins Waſſer ſenkt; auch iſt ſie ſo ſchmal, daß kaum zwei Perſonen neben einander darüber gehen können. Der Fluß ſtrömt mit ſolcher Gewalt unter derſelben hin, daß ſelbſt ein geübter Schwimmer in die äußerſte Gefahr gerathen würde, wenn er von der Brücke hinab ins Waſſer fiele. Die Breite des Stroms beträgt hier wenigſtens achtzig Yards, und ſeine Tiefe zehen bis zwanzig Fuß.

Sein Bett beſteht aus großen abgerundeten Steinen, aus Kieſeln, Mergel und Sand. An zwei bis drei Orten ſieht man zwar noch Ueberbleibſel von Felſenklippen; wenn aber der Schiffahrt keine größeren Hinderniſſe

im Wege ſtehen, ſo kann man es getroſt wagen, zu allen Jahreszeiten auf Floſſen, oder in Kanots hindurch zu fahren.

Die Stadt Sirinagur liegt faſt im Mittelpunkte des Thales. Sie iſt ungefähr drei Viertelmeilen lang, aber bei weitem nicht ſo breit, und hat eine etwas elliptiſche Form. Bei Erbauung derſelben hat man weder auf Ordnung noch Schicklichkeit Rückſicht genommen. Die Häuſer beſtehen zwar aus Steinen, die aber mit gewöhnlicher Lehmerde auf eine eben ſo plumpe, als unregelmäßige Art zuſammengefügt ſind. Die meiſten haben zwei Stockwerke, und ſind alleſammt mit Schiefer gedeckt. Uebrigens ſtehen ſie ſo eng beiſammen, daß kaum zwei Perſonen neben einander zwiſchen durchgehen können. Die Hauptſtraße, und wirklich die einzige, welche eine Straße genannt zu werden verdient, erſtreckt ſich mitten durch die Stadt von Oſten nach Weſten. Sie iſt ziemlich breit, und der einzige Bazar, oder Marktplatz, im ganzen Orte.

Das Haus des Rajah ſteht mitten in der Stadt, und iſt unter allen das größte. Ein Theil deſſelben beſteht aus vier Stockwerken. Es iſt von grobem Granit erbauet, ſcheint ſehr alt zu ſeyn, iſt äußerſt baufällig und hat überhaupt ein elendes Anſehen.

Wenn man die Stadt von der benachbarten Anhöhe betrachtet, ſo nimmt man doch auch nicht das mindeſte darin wahr, was das Gemüth in eine angenehme Stimmung verſetzen könnte.

Die Wege, welche in die Stadt führen, ſind, bis auf einen einzigen, ganz außerordentlich ſchmal. Man hat ſie auf beiden Seiten mit der Canariſchen Wolfsmilch (Euphorbia Canarienſis) bepflanzt, aus welcher ſehr dichte Hecken entſtanden ſind, und hinter dieſen Hecken befindet ſich noch überdies eine Mauer von übereinander gelegten Steinen.

Da das Klima in dieſem Lande von ſo mannichfaltiger Beſchaffenheit iſt, ſo fand ich mich natürlicher Weiſe veranlaßt, zu unterſuchen, was für Vortheile ſich wohl die urſprünglichen Bewohner dieſer Gegend davon verſprochen haben möchten, als ſie die Reſidenz ihrer Herrſcher in das brennend heiße Thal von Sirinagur verlegten, anſtatt zu dieſem Behuf einen andern in dieſer Berggegend befindlichen Ort zu wählen, wo das Klima viel milder und folglich geſünder iſt. Das Reſultat meiner Forſchungen fiel ganz ſo aus, wie ich es gleich Anfangs erwartet hatte. In allen Theilen jener Gebirge, wo ſelbige an die geheiligten Gewäſſer des Ganges gränzen, trifft man nämlich keinen einzigen Platz an, deſſen Flächeninhalt einen ſo großen Umfang hat, und ſo reichlich wie dieſer mit fließendem Waſſer verſehen iſt; zwei Erforderniſſe, auf welche die Koloniſten, welche dieſe weitſchichtige Niederlaſſung anlegten, hauptſächlich Bedacht nehmen mußten, da ſie das erſtere, vermöge ihrer Religionsgrundſätze (und zwar mit Recht) als ein vorzügliches Geſchenk der Natur betrachteten, und ihnen hiernächſt in Anſehung des zweiten die Pflicht oblag, von ſelbigem öftern und immer wiederholten Gebrauch

zu machen, um gewiſſe gottesdienſtliche Ceremonieen zu verrichten, die bei ihrer Kaſte allgemein eingeführt waren.

Dieſe Raje ſoll, wie aus gewiſſen im Staatsarchiv aufbewahrten Urkunden hervorgehet, in einem der früheſten Zeitalter geſtiftet worden ſeyn; die nämlichen Urkunden enthalten aber zugleich mancherlei Legenden und Mährchen, daß es ſich kaum der Mühe lohnt, die obenerwähnte Nachricht wieder aufzuwärmen und dies um ſo mehr, da ſich die Glaubwürdigkeit derſelben gar nicht verbürgen läßt.

Man will behaupten, dreitauſend ſiebenhundert und vier und ſiebenzig Jahre vor dem Regierungsantritt des noch lebende Rajah, ſey das Land in zwei und zwanzig Purgunnahs eingetheilt geweſen, die unter der Herrſchaft mehrerer von einander völlig unabhängigen Häuptlinge geſtanden hätten. Dieſe Purgunnahs wären nachher durch das Waffenglück eines Einwohners von Ahmedabat Gujerat, Namens Böhg Dhunt der nebſt ſeinem Bruder, Sedje Dhunt, aus ſeinem Vaterlande emigrirt und auf Gerathewohl in die Welt gegangen ſey, mit einander vereint worden. Als nämlich dieſe beiden Abentheurer in die Berggegend, welche heutzutage Sirinagur genannt wird, gekommen wären, hätten ſie dem damaligen Rajah ihre Dienſte angeboten. Erſterer erhielt eine Stelle unter den Truppen des Rajah von Chaandpore, gelangte binnen wenig Jahren zu großem Anſehen, und ſchwang ſich zu den höchſten militäri-

ſchen Würden empor. Während dieſer Zeit entwarf er, und zwar auf Anrathen eines Jougee, welcher ihm im Traume erſchienen ſeyn ſoll, den weit ausſehenden Plan, ſich nicht nur der Beſitzungen ſeines Gebieters zu bemeiſtern, ſondern zugleich auch das ganze Land unter ſeine Botmäßigkeit zu bringen. Es gelang ihm auch wirklich, den Rajah von Chandpore, der unter allen dieſen Volksherrſchern der mächtigſte war, vom Throne zu ſtoßen, worauf es ihm ſodann leicht wurde, ſich alle zwei und zwanzig Purgunnahs in Zeit von wenigen Monaten unterwürfig zu machen. Er nahm hierauf den Titel als Rajah von Gĕruaal an (denn ſo wurde dieſes Land in ältern Zeiten genannt) und behielt die Regierung während ſeiner ganzen noch übrigen Lebenszeit. Wie lange er aber regierte, und wer ſeine Nachfolger geweſen ſeyn mögen, dies läßt ſich nicht mit Gewißheit beſtimmen; denn nicht eher als im fünfzehnten Gliede ſeiner Nachkommenſchaft, tritt endlich ein gewiſſer Adjey Paal als Rajah auf, welcher Sirinagur erbauet und den Sitz der Regierung hieher verlegt haben ſoll, wo er ſeitdem geblieben, und von ſechzig auf einander folgenden Rajahs, den jetztregierenden, Namens Purdoo Maan Saa, mit eingeſchloſſen, behauptet worden iſt.

Auf meine ausdrückliche Bitte, ließ mir der Rajah nachſtehendes Verzeichniß einhändigen, worin man die Namen der Fürſten dieſes Landes, und die Anzahl ihrer Regierungsjahre, angezeigt findet.

	Namen.	Jahre der Regierung.
	Bogh-Dhunt. So hieß der erſte Rajah. Zwiſchen der Regierung dieſes Fürſten und jener des Adjey Paal verfloſſen neunhundert Jahre, worüber keine Auskunft vorhanden iſt . .	900
	Adjey Paal .	50
	Bejey Paal; deſſen Sohn . .	60
	Laab Paal .	55
5.	Dherm Paal .	65
	Kerrem Paal .	70
	Narrain Deo .	72
	Hurr Deo .	45
	Gorin Deo . .	49
10.	Raam Deo .	51
	Runjeet Deo .	53
	Inder Sain .	36
	Chunder Sain .	39
	Mungul Sain .	32
15.	Choora Mun .	29
	Chinta Mun .	33
	Pooree Mun .	27
	Birk-e-Baan	79
	Bir Baan . .	81
20.	Soorey Baan .	79
	Kerreg Singh .	60
	Sooret Singh .	72
	Maha Singh .	75
	Anoop Singh .	59
25.	Pertaur Singh .	29
	Hurree Singh	39
	Jaggen Raat .	55
	Byjee Raat .	65
	Gookul Raat .	54
30.	Raam Raat .	75
	Soopee Raat .	82
	Leohme Raat .	69
	Precim Raat .	71
	Saada Rund .	65
35.	Perma Rund .	62
	Maha Rund .	63
	Sooka Rund .	61
	Suba Chund .	59
	Tarra Chund .	44
40.	Maha Chund .	52
	Goolab Chund .	41
	Rem Narrain .	59
	Gobind Narrain .	35
	Leohme Narrain	37
45.	Jegget Narrain .	32

Namen.	Jahre der Regierung.	Namen.	Jahre der Regierung.
Mataub Narrain	25	ſeinem 1781 er-	
Sheetaub Narrain	37	folgtem Abſterben,	
Anund Narrain	42	vier Söhne, von	
Herry Narrain .	45	welchen ihm der	1
50. Maha Narrain	33	älteſte	
Renjeet Narrain	31	60. Jakert Sah .	2½
Raamroo . .	33	ſuccedirte; und	
Chirsturoo . .	41	auf dieſen folgte	
Jeggeroo .	42	ſein Bruder, der	
55. Herroo . .	32	jetztregierende Ra-	
Futteh Sah .	39	jah	
Dooleb Sah .	50	61. Purdoo Maan Sah	
Purteet Sah .	35		
Lallet Sah . .	40	Totalſumme der Jahre	3,774½
Dieſer hinterließ, bei			

Nach der Auskunft, die ich hierüber vom Diwan des Rajah erhielt, gränzt dieſe Raje gegen Süden an das Koadwara Ghat, welches vier Koß weit von Sirinagur abliegen ſoll; gegen Norden an Buddreenaut, das zehn Tagereiſen, und gegen Weſten an Beſhaw, welches dreißig Tagereiſen weit entfernt iſt.

Die Einkünfte dieſes Landes, betragen jährlich, wenn anders der Verſicherung des Rajah zu trauen iſt, nicht mehr als fünf Lack und ſechs tauſend Rupieen.

Hierunter ſind zugleich auch die Abgaben von den eingeführten und außer Landes geſchickten Waaren, von den Feldfrüchten, die Ausbeute der Bergwerke, und die Gebühren vom Goldwaſchen, begriffen.

Die Abgaben von den Feldfrüchten werden an einigen Orten in natura erhoben, an anderen hingegen mit Geld bezahlt, und machen gewöhnlich die Hälfte von dem aus, was der Boden hervorbringt.

Die baaren Geldſummen, welche nach der Hauptſtadt geſchickt werden, mögen wohl eben nicht gar beträchtlich ſeyn, da ein großer Theil davon zur Bezahlung der in jedem Diſtrikte befindlichen Truppen verwendet wird, von welchen aber wenigſtens der vierte Theil keine Dienſte thut. Auch pflegt man vermittelſt gewiſſer Tunkhas, welche auf dieſe oder jene Diſtrikte vertheilt werden, ſowohl die Truppen zu bezahlen, welche unweit der Hauptſtadt im Quartiere liegen, als auch gewiſſe Klaſſen von Bedienten, ja ſogar die Tänzerinnen und Muſikanten, welche insgeſammt in monatlichem Solde ſtehen.

Auf meiner Reiſe waren mir hin und wieder Leute begegnet, die zu der letzterwähnten Klaſſe gehörten, und eine Strecke Weges von zwanzig bis dreißig Koß zurückzulegen hatten, um einem oder dem anderen Zemindar eine Ordre vorzuzeigen, vermöge welcher ihnen ihr ſeit drei bis vier Monaten rückſtändiger Gehalt ausgezahlt werden ſollte.

Der Ertrag der Abgabe, welcher vom Goldwaſchen entrichtet wird, beruht nicht auf der Quantität des gefundenen Goldes, ſondern wird nach der Anzahl derer beſtimmt, die ſich mit dieſem Geſchäfte abgeben. Jeder der ſich damit befaßt, muß dem Rajah für dieſe Erlaubniß jährlich hundert Rupieen zahlen, der Gewinn aber gehöret dem Eigenthümer ohne weiteren Abzug.

Die Plätze, wo man dergleichen Goldwäſchen antrifft, ſind folgende: Kerempraag, Paeenkunda, Dewpraag, Rickercaſe und Laker-ghat.

Dieſe fünf Plätze haben, ſo viel ich nach den zuverläſſigſten Angaben in Erfahrung bringen konnte, folgende Lage: Keremprag liegt drei Tagereiſen oſtwärts von Kedárnaat, und zwar an einem kleinen Fluſſe, Pinder genannt, der im Diſtrikte Budhaan, noch weiter nach Oſten zu, entſpringt, hier aber in den Aluknundra fällt. Paeenkunda liegt am Ganges; Dewpraag am Zuſammenfluſſe ſeiner beiden Arme, von welchen der eine Aluknundra und der andere Bághyretty genannt wird; Rickercaſe liegt ebenfalls am Ganges, ungefähr hundert und zwanzig Koß oberhalb Hurdwar; und Laker-ghat einige Koß weiter unten an dem nämlichen Strome.

Zu Naagpore und Dhunpore, von welchen das erſtere vierzig Koß weit nordoſtwärts und das letztere fünfzig Koß weit nordwärts von Sirinagur liegt, ſind zwei Kupferbergwerke. Dieſe werden das

Jahr hindurch acht Monate lang bearbeitet. Die Ausbeute iſt zwar nicht immer gleich ſtark, wirft aber im Durchſchnitte ungefähr fünfzig Procent Gewinn ab. Die eine Hälfte bekömmt der Rajah, die andere Hälfte wird auf die Unterhaltung dieſer Bergwerke, auf das Schmelzen des Metalls, und auf die Beſoldung der Aufſeher verwendet.

Zu Deſſouly, fünfzig bis fünf und fünfzig Koß oſtwärts von Sirinagur, iſt ein Bleibergwerk, deſſen ganzer Ertrag dem Rajah gehöret, und die Leute, welche daſſelbe bearbeiten, bekommen ihren Gehalt unausgeſetzt fort, wiewohl ſie oft in acht Monaten, und zuweilen noch länger, nichts zu thun haben; denn es wird immer nur ſo viel Bleierz zu Tage gefördert, als der Rajah eben nöthig hat. Um die Arbeiter deſto mehr aufzumuntern, und ſie für die Aufopferung ihrer Geſundheit wenigſtens in etwas zu entſchädigen, werden denſelben einige Ländereien angewieſen, von welchen der Zemindar keine Abgaben erheben darf.

Auch Eiſen wird hie und da gewonnen; beſonders aber zu Chaandpore, Belungh, Beechaan, und Cholah. Da jedoch die Bearbeitung dieſer Eiſenminen mit unbeſchreiblichen Mühſeligkeiten verbunden iſt, ſo überläßt ſie der Rajah denen, die ſich damit befaſſen wollen.

Außer den obenerwähnten, giebt es auch noch andere Einkünfte, die aus den Abgaben erwachſen, wel-

che vom Steinſalze und Borax aus Butan entrichtet werden müſſen; ingleichen auch vom Moſchus in Hülſen, von Kauries, wie auch von Falken männlichen und weiblichen Geſchlechts, die aus den Gegenden hieher gebracht werden, welche an Buddreenaat gränzen.

Paeenkunda verſendet eine Art Decken, welche man Punckee zu nennen pflegt. Sie beſtehen aus Schafwolle und haben, was das Gewerbe betrifft, viele Aehnlichkeit mit denen, welche man unter der Benennung Looees (Luihs) in Duab verkauft, nur mit dem Unterſchiede, daß ſelbiges ſtärker und feiner iſt.

Aus Rohilkund werden allerlei Arten baumwollener Zeuche hieher gebracht, ingleichen auch eine beträchtliche Quantität Salz. Das, welches man von Lahore hieher ſendet, wird gewöhnlich Nemuk Lahore genannt. Die Einwohner von Butan nehmen daſſelbe als Tuchwaare für andere Bedürfniſſe an, welche ſie zum Verkaufe bringen. Unter die Einfuhrwaaren gehört ferner eine Art Reiß, der aus den ſüdlichen Gegenden unterhalb der Ghats hieher gebracht wird, und deswegen merkwürdig iſt, weil er, wenn man ihn kocht, einen beſonderen Geruch von ſich giebt. Er wächſt in einigen Gegenden von Hindoſtan, beſonders aber in den Berggegenden von Ramghur.

An den Ghats, oder Gebirgspäſſen, müſſen von allen Einfuhrwaaren, und auch von einigen Ausfuhrar-

tikeln, gewiſſe Abgaben erlegt werden, die, ſo viel ich in Erfahrung bringen konnte, ungefähr ſechs Procent ihres Werthes betragen; von einigen Artikeln wird aber noch außerdem eine gewiſſe Nebenabgabe entrichtet. Der Paß bei Coadwara iſt an einen gewiſſen Offizier verpachtet, welcher Hakem genannt wird, und dem Rajah jährlich zwölf tauſend Rupieen zahlt.

Wenn die Erzählung des bei dem Rajah in Dienſten ſtehenden Geſchichtſchreibers Glauben verdient, ſo war dieſe Raje viele Jahre hindurch von allem Tribute frei. Zu der Zeit aber, als Akbar regierte, verlangte dieſer Fürſt vom Rajah von Sirinagur ein Verzeichniß ſeiner jährlichen Einkünfte, und eine Charte von ſeinem Lande. Der Rajah, welcher ſich eben bei Hofe befand, verweilte daſelbſt bis zum nächſtfolgenden Tage, und überreichte dem Könige, in Gemäßheit des von demſelben erhaltenen Befehls, ein richtiges Verzeichniß ſeiner ſämmtlichen Revenüen; anſtatt ihm aber zugleich die verlangte Charte zu behändigen, machte er ſich den Spaß, ihm ein ganz erbärmliches Kameel vorzuführen, und ſagte: „Hier ſiehſt du ein treues Bild des Landes, welches ich beſitze! Es iſt hökkerich *) und elend.“ Der König lachte über dieſen launigen Einfall, und erwiederte, da die Einkünfte des Landes ſo unbedeutend wären, und mit ſo vieler Mühe

*) Die Worte Ooncha Neechu, deren ſich der Rajah bediente, heißen eigentlich auf und ab.

herbeigeſchafft werden müßten, ſo wolle er nichts davon haben. Von dieſer Zeit an, bis zu jener, als der Rajah Gorka ins Land fiel, ſcheinen die Bewohner deſſelben keinen Tribut entrichtet zu haben; allein nach wieder hergeſtelltem Frieden, und zwar im Laufe des Jahres 1792, erbot ſich dieſer Rajah, ſeine ſämmtlichen in Sirinagur gemachten Eroberungen wieder zurückzugeben, wenn man ihm alle Jahre fünf und zwanzig tauſend Rupieen zahle. Dies war der Rajah von Sirinagur zufrieden, und von dieſer Zeit an, hat er jenen Tribut immer regelmäßig abgetragen. Er hat daher einen Vakil ernannt, der in ſeinem Namen am Hofe des Rajah Gorka reſidirt, und ſo oft der Zeitpunkt herannahet, wo der Tribut erlegt werden muß, wird von dort ein Offizier abgeſchickt, der ihn auf halbem Wege zwiſchen Napaul und Sirinagur in Empfang nimmt.

Die Kriegsmacht des Rajah beſteht aus ungefähr fünf tauſend Mann, welche man Peadahs nennt. Dieſe Truppen ſind auf mancherlei Art bewaffnet, je nachdem es in dem Lande, wo ſie auf ihrem Poſten ſtehen, gebräuchlich iſt; das heißt, mit Luntenſchloß-Flinten, Pfeil und Bogen, Schwerdt und Schild. Letztere ſind ihre Lieblingswaffen, ſo wie man überhaupt nicht leicht einen Einwohner dieſes Landes antreffen wird, der nicht damit verſehen wäre. Dieſes Truppenkorps iſt in alle Diſtrikte vertheilt, um bei Erhebung der Abgaben hülfreiche Hand zu leiſten. Tauſend Mann

davon liegen in der Hauptſtadt. Auf ihre Kleidung pflegt man übrigens eben ſo wenig Rückſicht zu nehmen, wie auf ihre Mannszucht, und ſie werden ſehr unregelmäßig bezahlt.

Die Einwohner von Sirinagur bekennen ſich zur Religion der Hindus, und ſo viel ich bemerkte, ſind ihre gottesdienſtlichen Gebräuche von jenen, welche man in den tiefer liegenden Gegenden von Hindoſtan beobachtet, faſt gar nicht verſchieden.

Die Stadt wird von zwei verſchiedenen Menſchenraſſen bewohnt, die ſich in Anſehung ihres äußern Anſehens merklich von einander auszeichnen. Dieſe Verſchiedenheit läßt ſich, meines Erachtens, ſehr gut erklären, wenn man annimmt, daß mehrere von den Ureinwohnern der tiefer liegenden Gegenden in älteren Zeiten vielfältig ausgewandert ſind, und ſich wegen Handelsgeſchäften hier niedergelaſſen haben. Auch iſt es eine allgemein bekannte Sache, daß reiche und angeſehene Kaufleute, die in anderen Theilen von Indien anſäſſig ſind, ihre Agenten hieher ſchicken, um zwiſchen Butan und dem untern Hindoſtan eine Art von Centralverkehr zu bewerkſtelligen. Mehrere dieſer Leute etabliren ſich hier auf ihre ganze Lebenszeit; ihre Familien werden naturaliſirt, bleiben dann, da ſie ſonſt nirgends unterzukommen wiſſen, ebenfalls wohnen, heurathen, und pflanzen ſich fort. Nach der Verſchiedenheit zu urtheilen, welche man zwiſchen dieſen Leuten und den

Ureinwohnern des Landes wahrnimmt, läßt ſich nicht anderes ſchließen, als daß ſie wenig oder gar keinen Umgang mit einander haben. Letztere ſind kleiner von Wuchs, haben proportionirtere Gliedmaßen, rundere Geſichter, kleinere Augen, auch kürzere und weniger platte Naſen.

Die Kleidung der Bergbewohner in der Landſchaft Sirinagur, beſteht gewöhnlich in weiter nichts, als einer groben dicken Decke, welche ſie über die Schultern werfen, ſo daß ſie die ganze Bruſt bedeckt, und gerade bis an die Knie reicht. Ihre Schenkel und Arme ſind bloß; auf dem Kopfe tragen ſie eine kleine Mütze, und an den Füßen netzartige Sandalen von ledernen Riemen mit dicken ledernen Sohlen. Während der heißen Jahreszeit beſteht ihre Kleidung aus einer Art Frack, von grobem Zeuche, das im Lande ſelbſt aus ganz gewöhnlichem Hanfe fabricirt wird. Von eben dieſem Zeuche machen ſich die Frauensperſonen eine Art Rock und Jacke, die dicht an den Leib anſchließen. Dieſe Jacken werden auf der Bruſt mit einer Schnur zuſammengebunden, und die daran befindlichen Aermel reichen bis an den Elnbogen. Oben darüber tragen ſie ein leichtes baumwollenes Tuch. Ihr Schmuck beſteht gewöhnlich in Halsbändern von Glasperlen und in Armbändern von allerlei gefärbtem Glaſe.

Unter den Einwohnern von Sirinagur kamen mir verſchiedene zu Geſichte, die mit jenen Halsauswüch-

ſen behaftet waren, welche man gewöhnlich Kröpfe nennt. Einige dieſer Kröpfe waren zwar außerordentlich groß, verurſachten aber denen, an welchen ich ſie wahrnahm, keine Schmerzen, und waren ihnen auch ſonſt nicht hinderlich. Uebrigens iſt dieſe Krankheit keinesweges allgemein, ſondern nur denen eigen, die an Flüſſen wohnen, welche ihren Zuwachs vom zerſchmolzenen Schnee erhalten.

Wenn man das Land, welches nordwärts von Sirinagur liegt, von einem der höchſten Berggipfel oberhalb des Thales betrachtet, ſo erblickt man fünf bis ſechs zerriſſene Bergketten, die in verſchiedenen Abſtufungen über einander emporragen. Die letzte oder höchſte reicht dem Anſcheine nach, bis zur Hälfte an den Fuß des ungeheuern Himalaya hinan, deſſen mit Schnee bedeckter Gipfel das Auge verhindert, von hieraus noch weiter in die Ferne zu ſehen. Nicht eine einzige von allen dazwiſchen liegenden Bergreihen iſt mit Schnee bedeckt, und obgleich zuweilen welcher auf jenen fällt, die zunächſt an den höchſten Berggipfel gränzen, ſo bleibt er doch nicht lange daſelbſt liegen.

Ich bin zwar weit entfernt, an der Beurtheilungskraft und Accurateſſe eines Daniel, welcher dieſe Hauptſtadt im Jahre 1789 beſuchte, nur im mindeſten zu zweifeln, kann aber doch nicht umhin, eine Bemerkung zu berichtigen, welche der Major Rennell, auf das Zeugniß dieſes Schriftſtellers in ſeine ungemein

ſchätzbare Abhandlung aufgenommen hat, die ſeiner Charte über Hindoſtan beigefügt iſt. Nach Maaßgabe derſelben wird zwar der Leſer auf die Vermuthung geführt, als wenn ein Theil vom Fuße der Schneegebirge von dem Thale, worin Sirinagur liegt, ſehr weit entfernt ſey. Gleichwohl ſagt aber Herr Daniel ſelbſt, daß er ſich in dieſer Hinſicht bloß auf die Ausſage der Landeseinwohner verlaſſen habe, welche dieſe Entfernung zu vierzehn bis fünfzehn geographiſchen Meilen angegeben hätten. Ich kann aber mit Wahrheit verſichern, daß ſelbige weit beträchtlicher iſt, und ſich wenigſtens auf achtzig Engliſche Meilen erſtreckt.

Ich habe bereits anderswo angemerkt, daß der Aluknundra, wenn man durch das Thal von Sirinagur an demſelben hinauf gehet, ſeinen Lauf gegen Oſten richtet. Die Einwohner verſicherten mich aber, daß er in einer Entfernung von etwa drei Tagereiſen ſich mehr gegen Norden wende, und zwar bei einem Orte, welcher Roodreepraag genannt wird, und bei welchem er ſich mit dem Kallee Gonga vereiniget, der beinahe halb ſo groß iſt, wie er ſelbſt. Dieſer letztere entſpringt in dem Gebirge bei Kidaar-nauth nach Norden zu. Sein Hauptarm bricht bei Sindoo Sogur aus den Felſen hervor. Von Roodreepraag ſtrömt der Aluknundra nordoſtwärts, und nachdem er ſeinen Lauf drei Tagereiſen weit in dieſer Richtung fortgeſetzt hat, nimmt er bei Kerempraag den Pinder auf, einen kleinen Fluß, welcher im Lande Bud-

haan entſpringt, das auf der nordöſtlichen Seite zunächſt an das Gebiet des Rajah gränzt.

Von Kekempraag behält der gedachte Fluß zwei Tagereiſen weit noch immer dieſelbe Richtung, und bei Nundpraag vereiniget er ſich mit dem Gurrela Gonga. Dieſer Arm erſtreckt ſich ſodann durch den Diſtrikt Deſſouly, und entſpringt eigentlich in den Gebirgen, welche gegen Oſten liegen.

Von Nundpraag ſoll der Aluknundra, wie man mich verſichert hat, ſich mehr gegen Norden wenden, und bei Biſſenpraag vermählt er ſich mit einem nicht minder großen Strome, als er ſelbſt iſt, welcher aus Oſten kömmt, und der Doob Gonga, oder Milchſtrom, ſonſt auch der Dhoulee, genannt wird. Gleich nach dieſer Vereinigung fließt er zwiſchen zwei Dörfern, Namens Gurra und Nitty, hindurch.

Biſenpraag liegt ganz nahe am Fuße des Berges, auf welchem der berühmte Tempel von Buddreenaat ſteht. Dieſer Ort iſt deswegen nicht ganz unbedeutend, weil hier die Punditen und angeſehenſten Hindus von Buddreenaat wohnen. Hier halten ſie ihre Durbars und leben ganz nach ihren Geſetzen und Religionsvorſchriften in ungeſtörter Ruhe, ohne von Fremden und andern zudringlichen Menſchen, im mindeſten beeinträchtiget zu werden, und wenn ſie ſich ganz von aller Welt abſondern wollen, ſo dürfen ſie nur die Joalahs, oder an Seilen befeſtigten Brücken wegneh-

men; die das einzige Mittel ſind, über die Flüſſe zu gehen, und zu ihnen zu gelangen.

Die Stadt Sirinagur beſteht aus ungefähr achthundert Häuſern; es wird hier einiger Handel getrieben, und die Einwohner ſind insgeſammt Hindus. Der Mann, von welchem ich dieſe Nachricht erhielt, verſicherte mich, daß noch zur Zeit kein anderer Religionsverwändter nach Buddreenaat gekommen ſey, und wenn ich die Abſicht hätte, mich dahin zu begeben, ſo würde ich desfalls bei dem Rajah von Sirinagur um Erlaubniß anſuchen müſſen. Es gehörte zwar allerdings mit in meinen zeitherigen Reiſeplan, dieſen berühmten Theil des Landes in Augenſchein zu nehmen, und ich hatte alle Urſache zu hoffen, daß man mir die Erlaubniß hierzu gewiß nicht verweigern werde. Nach genauerer Erkundigung erfuhr ich aber, daß ich dieſe Strecke Weges unmöglich unter vierzehn Tagen zurücklegen könne, wenn ich gleich nirgends verweilte, um etwa ein wenig auszuruhen, oder von der Beſchaffenheit des Landes und den daſigen Naturprodukten einige Nachrichten einzuziehen. Da ich nun bei ſo bewandten Umſtänden meine Rückreiſe aus dieſem gebirgigen Lande vor dem Eintritte der regnichten Jahreszeit nicht hätte bewerkſtelligen können, ſo entſchloß ich mich, Sirinagur zu verlaſſen, und auf demſelben Wege, welcher mich hieher geführt hatte, wieder nach Hauſe zu reiſen.

Die ſchleunigſte Ausführung dieſes Vorhabens, war um ſo nöthiger, da die Hitze bereits ſo ſehr überhand

genommen hatte, daß meine Leute zu erkranken anfiengen, und wirklich einige derſelben an heftigen Fieberanfällen darnieder lagen. Ich nahm daher am zweiten dieſes Monats gegen Abend Abſchied vom Rajah, und trat des andern Morgens meine Reiſe nach Futtehgurh an, auf welcher mir übrigens nicht das Mindeſte begegnete, was hier Erwähnung verdiente.

III.

Ueber den Lauf des Ganges durch Bengalen.

Vom Major R. H. Colebrooke.

(Mit einer Charte.)

Die häufigen Veränderungen des Laufes des Ganges und anderer Flüſſe, die durch Bengalen ſtrömen, haben die dortigen Europäer in Erſtaunen geſetzt, inzwiſchen die Eingebornen dergleichen Abwechſelungen gewohnt ſind, und ſich über die beträchtlichſten Ausweichungen der Strombetten eben nicht ſehr wundern.

Der größte Schaden geſchieht vorzüglich zur Zeit der periodiſchen Ueberſchwemmungen, oder während das Waſſer ſteigt, und man kann leicht denken, mit welcher beſchleunigten Geſchwindigkeit es wieder abſtrömt, und mit welcher Heftigkeit es gegen die Ufer wirkt, wenn

man erwägt, daß 200 Engliſche (43½ geogr.) Meilen von der See über 25 Fuß ſenkrechter Unterſchied in der Waſſerhöhe*) zu dieſer Zeit iſt, inzwiſchen am Ausfluſſe — wenn man Ebbe und Flut nämlich nicht in Betracht zieht — der Waſſerſpiegel faſt zu allen Jahreszeiten gleiche Höhe hat. Iſt daher die regnichte Jahreszeit vorbei, ſo findet man häufig große Strecken des Ufers in den Strom verſunken. Zuweilen werden ganze Felder und Pflänzungen zernichtet, und Bäume, die Jahrhunderte lang den Stürmen trotzten, ſind plötzlich unterwühlt und in den Strom geſtürzt.

Solche Einriſſe finden aber auch oft nur nach und nach, und dies zum Theil in der trocknen Jahreszeit Statt, wo dann die Einwohner Zeit haben, ihre Sachen fortzuſchaffen, und die Lage ihrer Wohnung zu verändern, wenn ſolche einem ſteilen und lockern Ufer zu nahe iſt. Auf dieſe Art habe ich ganze Dörfer verlaſſen geſehen, deren Bewohner ihre Hütten auf ſicherern Stellen landeinwärts wieder erbauet, oder ſich ganz in ein benachbartes Dorf oder Stadt zurückgezogen hatten.**)

*) Ueber dieſen Gegenſtand hat ſchon Major Rennel geſchrieben. (M. ſehe deſſen Account of the Ganges and Burrampooter rivers, in den Philosoph. Transact. für 1781 und von neuem abgedruckt in ſeinem Memoir of a map of Hindostan.) Demohngeachtet glaube ich, daß einige Zuſätze oder detaillirte Fakta über einen ſo merkwürdigen Gegenſtand nicht ohne Intereſſe und überflüſſig ſeyn dürfte.

**) Aus dieſer Urſache wird die Topographie, man könnte ſagen, die Geographie eines beträchtlichen Theiles dieſer Län-

Längs dem Ganges, wo die Verheerungen des Stromes am größten ſind, bauen die an häufige Ortsveränderungen gewöhnten Einwohner ihre Hütten von den leichteſten Materialien, damit ſie ſolche im Nothfall leicht wegſchaffen können, und daher trifft man an ſolchen Orten Ziegel- oder Lehmwände ſehr ſelten.

Der veränderliche Zuſtand der Bengaliſchen Flüſſe muß auch vorzüglich der Lockerheit des Bodens, den ſie durchſchneiden, mit zugeſchrieben werden. Inzwiſchen wird die zerſtörende Wirkung der Natur von dieſer Seite in etwas wieder durch die Bildung von neuem Lande vergütet, welches entweder in Anhägerungen am jenſeitigen Ufer oder in Inſeln beſteht, die ſich erſt mitten im Strome erheben, und wenn ſich endlich einer der ſie vom feſten Lande trennenden Kanäle verſchließt, ſich mit demſelben verbinden. Trifft ſich dies auf der Seite, wo der Einbruch geſchah, ſo wird die ganze Gewalt des Stromes auf die gegenüberſtehende Seite geleitet, und die ferneren Einriſſe auf der andern verhindert. Findet aber die Verbindung auf der untieferen Seite Statt, ſo muß der Einbruch wegen der größern Waſſermaſſe, die nun durch den Kanal auf der Seite des Einbruchs, ſtrömt, immer zunehmen, ſo daß der Fluß dies Ufer unaufhör-

der immer höchſt ſchwankend bleiben. Auch wird die Geſtalt der Gegend nicht allein durch die Flüſſe verändert, ſondern es werden die Dörfer oft von einer Seite des Fluſſes auf die andere gebracht. Manche werden völlig verwüſtet und verlaſſen, und auf anderen Stellen entſtehen unaufhörlich neue.

ſich unterminiren und wegreißen wird, bis ein ähnlicher Umſtand, oder eine andere Urſache den Strom wieder zu einer geradern Richtung nöthiget. Bei dem Ganges iſt mir inzwiſchen keine ſo große Krümmung des Laufes bekannt, als man häufig bei den kleineren Flüſſen bemerkt, und ich glaube auch nicht, daß dergleichen überhaupt bei einem ſo großen Strome irgend Statt finden könne.

Da jeder Waſſerſtrom bald die Erdtheile und den Sand, die er von den Ufern losgeriſſen, oder vom Grunde aufgewühlt hat, abſetzen muß, ſo findet man in den meiſten Flüſſen anſehnliche Untiefen und Sandbänke, vorzüglich aber in denen, die durch einen loſen und ſandigen Boden fließen. Eben ſo erzeugt der Ganges viele Inſeln, die mehrentheils eine, ſeiner weiten Maſſe proportionirte, Ausdehnung haben. Ich habe Gelegenheit gehabt, die Bildung ſolcher Inſeln in jeder Periode ihrer Entſtehung zu beobachten, und bin über die Geſchwindigkeit, mit der ſie zuweilen der Strom auswarf, und über die Größe, zu welcher ſie endlich anwuchſen, erſtaunt.

Nach Ablauf der Ueberſchwemmung und der Rückkehr des Fluſſes zu ſeiner gewöhnlichen Höhe in der trockenen Jahreszeit, findet man oft beträchtliche Sandbänke an Stellen, wo im vorigen Jahre der Fluß tief und völlig ſchiffbar war. Dieſe Anhäufungen von Sand ſind zuweilen ſo beträchtlich, daß ſie dem Hauptſtrome eine neue und im Allgemeinen geradere Richtung geben. Denn die Krümmungen des Stromes werden bloß

durch ſeine Einbrüche ins Ufer verurſacht, da hingegen die plötzlichen Aufſchwemmungen und Ablagerungen von Sand mehr zu der Füllung des Kanals, in den der Strom abgeleitet wurde, und zu der Wiederherſtellung ſeines geradern Laufes beitragen. So wie dieſe Inſeln bei ihrem erſten Hervorkommen etwas guten Boden zeigen, werden ſie gleich bebauet, und ſie bringen im erſten Jahre Waſſermelonen, Gurken und Surſoo oder Senf hervor. Auch ſieht man wohl Reiß an den Stellen wachſen, wo der Waſſerrand Schlamm abgeſetzt hat.

Einige von dieſen Inſeln werden, ehe ſie hinreichende Feſtigkeit erlangt haben, um dem Strome widerſtehen zu können, gänzlich wieder hinweggeſchwemmt. Zeigt es ſich aber durch neue Anhäufungen von Erde, daß ſie feſt genug ſind, ſo ſtehen die Einwohner nicht an, Beſitz davon zu nehmen, und dieſe neuen Länder geben dann Veranlaſſung zu Zwiſtigkeiten und Zank. Die neuen Koloniſten bringen ihre Familie, ihr Vieh und ihre Sachen herüber und wenn ſie die höchſten Stellen für ihre Dörfer ausgewählt haben, bauen ſie ihre Wohnungen mit eben der Zuverſicht, als wären ſie auf dem feſten Lande, auf. Denn wenn ſie gleich nur auf Sand gegründet werden, ſo wird doch die oberſte Lage des Bodens, welche die Wurzeln des Graſes und anderer Pflanzen durchweben, und welche die Sonne härtet, mit der Zeit feſt genug, um den künftigen Angriffen des Stromes zu widerſtehen. Sind die Inſeln ſo befeſtiget und zur Vollkommenheit gediehen, ſo dauern ſie mehrere Jahre, auch wohl die Lebenszeit der meiſten neuen Be-

ſitzer aus, da ſie im Allgemeinen bloß durch eben die ſucceſſive Unterminirung und Einreißung, wie die Ufer des Stromes, zerſtört werden.

Wird eine Inſel ſo groß, daß es nicht thunlich iſt, ſie ganz zu kultiviren, was in minder bevölkerten Gegenden, oder auch da der Fall iſt, wo keine unmittelbare Veranlaſſung zur Beſitzergreifung des neuen Landes Statt findet, ſo wird ſie in kurzer Zeit mit Ried, langem Graſe, Tamarisken (*Jow*, *Tamarix Indica*) und Akazien (*Baubul*, *Mimoſa Nilotica*) bedeckt, die weite und größtentheils undurchdringliche Dickichte bilden, welche Tigern, Büffeln, dem Rothwilde und andern wilden Thieren zum Aufenthalte dienen. Der übrige Theil giebt mehrentheils gute Viehweide und viele tauſend Stück Rindvieh werden hier erzeugt und geweidet. Die Tiger verwüſten dieſe Heerden häufig, aber ſelten greifen ſie Menſchen an. Da mit jeder folgenden Ueberſchwemmung die Fruchtbarkeit des Bodens zunimmt, wozu die Verbrennung des Schilfs und des Graſes in der trocknen Jahreszeit nicht wenig beiträgt, ſo erweitern die Bewohner in der Folge die Gränzen ihres Anbaues, und richten ſich für einen dauerhaftern Aufenthalt ein.

Man unterſcheidet die Inſeln des Ganges leicht vom feſten Lande dadurch, daß ſie wenig oder gar keine Bäume haben, ſelbſt wenn ſie ſchon lange mit dem Ufer durch Füllung eines Kanals verbunden ſind, welches mehrentheils in einigen Jahren nach Entſtehung der Inſel geſchieht. Die Inſel Dera Khowaſpour, eine

der größten im Ganges, iſt länger als eine andere mir bekannte, in dem Zuſtande als Inſel geblieben. Dies rührt wohl von ihrer Lage unmittelbar am Zuſammenfluſſe des Ganges und des Coosa her. Erſter ſtrömt hauptſächlich an der Südſeite vorbei, inzwiſchen letzterer mehr den Kanal an der Nordſeite offen hält. Wahrſcheinlich dankt dieſe Inſel ihre Entſtehung beiden Flüſſen, iſt aber, wie der Augenſchein lehrt, auf oben angeführte Art aufgeſchwemmt worden, und urſprünglich kein Theil des feſten Landes geweſen. Sie iſt 9½ Meilen (etwas über 2 geogr. M.) lang, hat in der größten Breite etwa 2½ Meilen (über ½ geogr. M.) und hält an 20 Quadratmeilen (faſt 1 geogr. Q. M.). Sie iſt ungemein fruchtbar, ſehr kultivirt und hat mehrere Dörfer. Zur Zeit, beſonders großer Ueberſchwemmungen, müſſen die Leute, wie ich hörte, einſtweilen Hütten auf hölzernen Pfeilern oder Gerüſten errichten. Doch iſt das nur ſelten nöthig. Südweſtlich von Dera Khowaſpour liegt ein anderes kleineres Eiland, das ganz mit Tamarisken bedeckt iſt. Die Straße zwiſchen beiden iſt ſchiffbar, da der größte Theil des Waſſers aus dem Cooſa dadurch ſtrömt.

Der Anblick einiger von dieſen Inſeln iſt ungemein ländlich und reizend, wenn auch nicht romantiſch. Denn obwohl eine weitgedehnte Fläche ſchwerlich letztere Benennung verdienen kann, ſo kann ſie doch immer einen Grad von Wildheit haben, der dem Freunde der Natur gefällt, inzwiſchen der friedliche Anblick von Heerden, Feldern und Wohnungen den Freund der Menſchen entzückt.

Man ſtelle ſich eine weit ausgedehnte Ebene vor, auf der man hier und da Umzäunungen für Viehheerden und einige niedrige Hütten erblickt, deren Gipfel rankende Kürbiſſe krönen. Alles übrige iſt durchaus bebauet. Weizen, Gerſte und alle Arten Hülſenfrüchte, deren Blüten dem Auge einen mannichfachen, reichen Anblick gewähren, ſtehen im üppigſten Wuchſe. Umher weiden zahlreiche Hornviehheerden, und in einiger Entfernung liegen hier und dort Dörfer zerſtreut. Den Proſpekt ſchließt der Horizont und man hat keine weitere Ferne, als einen langen Strich von ſehr hohem und dichtem Graſe (jungle) oder einige, wegen der weiten Diſtanz vom feſten Lande, ſchwer zu erkennende Bäume. Dies zuſammen giebt ohngefähr ein Bild von einer Inſel im Ganges. Man nehme dazu noch das Zwitſchern der Lerchen, kühle Luft und einen völlig wolkenloſen Himmel, ſo wird dies Bild des wenigſtens ſechs Monate im Jahre dauernden Zuſtandes dieſer Inſeln noch natürlicher.

Die Ufer des Ganges bieten der Beſchaffenheit des Bodens und dem Grade der Gewalt, mit welcher der Strom gegen ſie wirkt, gemäß, ſehr verſchiedene Anſichten dar. Wo die Geſchwindigkeit des Stroms am größten und der Boden am lockerſten iſt, ſind ſie ſo ſenkrecht, als eine Mauer und ſtürzen ſo häufig ein, daß es gefährlich iſt, ihnen zu nahe zu kommen. Oft iſt das Ufer in mehrere tiefe Buchten zertrennt, welche durch hervorlaufende Landſpitzen geſchieden werden, um die das Waſſer mit großer Gewalt ſtrömt. In den Buchten

aber iſt dieſe Bewegung viel ſchwächer, ja ſelbſt in dem innern Theile derſelben oft rückgängig.*) Einige derſelben gewähren gute Landungsplätze oder Gauts, wo die Eingebornen ihre Abwaſchungen verrichten, ihr Vieh tränken und ihre Boote anlegen. In andern Gegenden, wo der Strom langſamer iſt, trifft man mehrentheils ein abhängiges, feſtes Ufer. In den höheren Gegenden des Landes, wo der Hauptbeſtandtheil des Bodens Conker — (ſo nennt man hier eine harte, röthliche, kalkartige Erde) — iſt, ſind die Ufer des Ganges dem Unterwühlen des Waſſers nicht ſo unterworfen, und gerade feſt genug, um der größten Gewalt des Stromes zu widerſtehen. Aber in Bengalen ſind nur wenig Flecke, wo man am Ganges eine Stadt oder ein Dorf mit einiger Gewißheit, daß ſie dieſe Lage für die Zukunft behalten würden, anlegen könnte. Denn man muß hier immer fürchten, daß der Strom einen ſolchen Ort entweder zerſtören, oder ihn ganz verlaſſen werde. Demohngeachtet giebt es einige Stellen, die dieſem Mißgeſchicke nicht ausgeſetzt ſind, und man hat daher hier einige Hauptorte und Manufakturſtädte angelegt,

*) Dieſe kleinen Buchten oder Buſen ſind in allen Flüſſen Bengalen's ſehr häufig, und rühren wahrſcheinlich von der ungleichförmigen Wirkung des Stroms auf die bald lockeren, bald feſteren Stellen des Ufers her. Sie verurſachen natürlich Wirbel im Strome, und können in manchen Fällen das fernere Eindringen des Fluſſes hemmen. Es iſt mir aber kein Fall bekannt, daß ſie, wie Major Rennell angenommen hat, in neue Arme ausſtreichen ſollten.

wie Godagary, Comerpour, Brauleah und Surdah, die auf einem Bergrücken längs der Nordoſtſeite des Ganges, welcher deſſelben äußerſte Gränze auf dieſer Seite zu ſeyn ſcheint, gebaut ſind. Der Boden des Bergrückens beſteht aus derbem Thon mit untermiſchtem Conker. Wahrſcheinlich iſt die Anhöhe, auf der die alte Stadt Gour ſtand, eine Fortſetzung deſſelben, der hier nur durch den Mahanuddee unterbrochen wird.

Längs dem ſüdweſtlichen Ufer des Ganges von Dudanullah bis Horriſonker, und vielleicht noch viel weiter öſtlich, kann man keinem Flecke für die Zukunft Dauer verſprechen. Bogwangola, ein anſehnlicher Kornmarkt, der hauptſächlich die Stadt Moorshudabad verſorgt, ſieht mehr wie eine vorübergehende Meſſe, oder wie ein Lager aus, als wie ein Städtchen. Mehr als einmal iſt dem Eindringen oder Zurücktreten des Ganges gemäß, ſeine Stelle verändert worden, da man es immer wegen des Waſſer-Transports und des Schiffbaues bequem fand, den Ort an das Ufer zu legen.

Wie oben bemerkt, unterſcheidet ſich der Ganges von den kleineren Flüſſen durch minder verwickelte Krümmungen. Denn wenn der Einbruch ins Ufer, die Haupturſache ſeiner Abweichung aus dem bisherigen Bette, mehrere Jahre hindurch gedauert hat, ſo wirkt er endlich ſelbſt durch die Inſel, welche ihm gegenüber entſteht, und welche ſich früher oder ſpäter mit dem fe-

ſten Lande verbindet, geſtopft. Die obere Spitze der Inſel, welche den Strom theilet, vermindert ſeine Geſchwindigkeit, nöthigt ihn, den Sand und die Erde, welche er mit ſich führt, abzuſetzen, und erlangt ſo bald neuen Zuwachs, ſo daß ſie ſich ſtromaufwärts verbreitet, inzwiſchen die nächſte ſeichte Stelle über derſelben, entweder in ihrem Zuſtande bleibt, oder gar gegen die Inſelſpitze vorrückt. Nach und nach wird ſo der Kanal zwiſchen beiden verengt; es fließt immer weniger und weniger Waſſer durch, inzwiſchen die zunehmende Seichtigkeit die Strömung deſſelben ſchwächt, und einen immer ſtärkeren Niederſchlag von Sand veranlaßt.

Iſt der Kanal mit der Zeit ganz angefüllt, ſo wird er in der heißen Jahreszeit trocken bleiben. Dann geht der ganze Strom durch den Kanal auf der anderen Seite und bildet, indem er an dem neuen Iſthmus vorbeiſtreicht, bald einen ſteilen Aufwurf, vorausgeſetzt, daß das Waſſer noch falle. Freilich wird dieſer wieder überſchwemmt und in der naſſen Jahreszeit noch eine Zeitlang beſchifft werden können. Aber endlich wird eine gewaltige Bank daraus, die die Durchfahrt gänzlich verſchließt. Der untere Theil des Kanals bildet nun eine lange, ſchmale Bucht, die noch einige Zeit beträchtliche Waſſertiefe behalten wird. Da ſie aber bei jeder folgenden Ueberſchwemmung einen neuen Zuwachs an Boden erhält, ſo füllt ſie ſich nach und nach auch aus.

Die Aufnahme eines Theils des Ganges, welche mir im J. 1796 aufgetragen wurde, gab mir Gelegenheit, die

merkwürdigſten Veränderungen des Laufs dieſes Fluſſes, ſeit der Zeit, wo die früheren Charten aufgenommen wurden, kennen zu lernen. Verbindet man folgende ſpecielle Nachrichten darüber mit der Einſicht der beigefügten Charte, ſo wird man wahrſcheinlich obige Bemerkungen richtig finden.

Bei Sooty hat der Strom bis auf eine Engl. Meile (¼ geogr. M.) ſich durch Einreißen ins Ufer dem Orte genähert. Nach alten Charten betrug die Entfernung zwiſchen Ort und Fluß 5 Meilen (über 1 geogr. M.) und die älteſten Leute aus den benachbarten Dörfern verſichern, daß ſie ſich noch beſinnen könnten, daß vor 40 Jahren dieſelbe 4 Koß *) (1½ geogr. M.) geweſen ſey. Die ſchmale Landenge zwiſchen dem Ganges und dem Coſſimbazar, war nach und nach noch ſchmäler geworden, und obgleich die alte Straße bei Sabdygunge auf eine ganz außerordentliche Art durch einen Damm von Sand verſchloſſen worden iſt, ſo wird doch wahrſcheinlich der Strom die Erdenge durchbrechen, und einen neuen Kommunikationskanal bilden. Denn er bringt, wie man dort ſagt, jährlich im Durchſchnitte gegen 100 Yards (über 291 Rhl. Fuß) tiefer ein. Demohngeachtet kann der Einbruch gehemmt

*) Da die Oſtindiſchen Koß ſo verſchieden ſind, welches in einem ſo großen Lande weniger ſeltſam, obgleich nicht weniger verdrüßlich, als die Verſchiedenheit der Meilen in Teutſchland iſt, ſo habe ich im Durchſchnitte 40 derſelben auf einen Breitengrad gerechnet.

Anm. d. Ueb.

werden, wenn der Hauptſtrom einen anderen Kanal wählt, da ſich ſchon auf der gegenüberſtehenden Seite eine Inſel von beträchtlicher Größe gebildet hat, welche mit der Zeit ſich auf die vorher gezeigte Art mit dem feſten Lande über dem Einbruche verbinden könnte. Wäre dies der Fall, ſo würde der Strom, der jetzt in ſüdweſtlicher Richtung von Turripour nach Sooty fließt, eine mit der Richtung ſeines Laufs durch Bengalen im Allgemeinen mehr übereinſtimmende Bahn erhalten, und das durch den Einbruch in das weſtliche Ufer weggeriſſene Land würde allmählich erſetzt werden.

Nicht minder bemerkbar iſt die Veränderung des Laufs des Hauptſtroms bei dem Einfluſſe des Baugrutty oder Coſſimbazar bei Mohugunge. Seit ich nur dieſe Gegend kenne, iſt der Ganges beträchtlich von dieſem Orte zurückgewichen und es hat ſich da eine anſehnliche, jetzt angebaute und bewohnte Inſel, gebildet. Der Strom riß jetzt am öſtlichen Ufer ein, und ſchien gegen Gour hin ſeinen Lauf nehmen zu wollen. Man weiß, daß die Mauern dieſer Stadt einſt vom Ganges beſpült wurden.

Ein anderer beträchtlicher Haufe von Inſeln hat ſich zwiſchen Rajemahl und Dodanullah gebildet, und der Hauptſtrom, der den letzten Charten zufolge dicht neben letzterem Orte vorbeifloß, war zur Zeit meiner Meſſung 2½ Engl. (über ½ geogr.) Meilen davon entfernt. Die nächſte Inſel bei Dodanullah war von dem Ufer nur durch einen ſchmalen Arm getrennt,

den man damals durchwaden konnte, und der ſich beträchtlich weit ober- und unterhalb des Orts erſtreckte. Dieſe Inſel war nur zum Theil angebaut. Das Uebrige war mit dichtem Grasdickicht (jungle) bedeckt, in dem ſich Rothwild, Büffel, wilde Schweine und Tiger aufhielten. *)

Der Vorſprung bei Rajemahl, auf dem man noch Trümmern des alten Pallaſts und anderer Gebäude ſieht, hat der Gewalt des Stromes viele Jahre hindurch widerſtanden, — und gewiß haben die gewaltigen, gemauerten Pfeiler, von denen einige im Strome gegründet ſind, zugleich mit der natürlichen Feſtigkeit des Ufers den Einbruch des Waſſers abhalten können.

Gegen die Verwüſtung des Ganges bildet die Höhe von Rajemahl, von der ſich mehrere felſige Spitzen, z. B. bei Sicrigully, Pointy und Pattergotta, in den Strom erſtrecken, ſeit langer Zeit

*) Um die Mondfinſterniß am 14. December 1796 zu beobachten, ließ ich hier ein Zelt aufſchlagen, und konnte alſo einen Theil der Inſel kennen lernen. Die entfernten Anhöhen erhoben die Ausſicht, inzwiſchen das Klingeln der Glöckchen, der in ihre Hürden am Abend zurückkehrenden Heerden einen lieblichen, ländlichen Eindruck machte. Die Heiterkeit des Himmels und die Stille der folgenden Nacht, die nur durch den milden Ruf und das Geſchrei der Vögel in den benachbarten Dickichten unterbrochen ward, machten dieſen Ort zu einem für mich höchſt romantiſchen und in ſeiner Art einzigen Aufenthalte.

eine tüchtige Vormauer. Doch hat der Fluß alles lokkere Ufer zwiſchen den vorſpringenden Spitzen mehr als einmal weggeriſſen, welches inzwiſchen eben ſo oft durch Anſchwemmungen und neue Inſeln erſetzt ward, die ſich endlich mit dem Ufer verbanden.

Eine der außerordentlichſten Veränderungen, die wohl je im Laufe des Ganges beobachtet worden ſind, hat bei Colgong Statt gefunden. Ich kann darüber, wo möglich, mit größerer Zuverſicht, als von den vorgehenden, ſprechen, da ich den Zuſtand des Fluſſes an dieſem Orte viermal zu verſchiedenen Zeiten beobachtete. Dreimal, nämlich in der trockenen Jahreszeit in den Jahren 1779, 1788 und 1796 bis 1797, fand ich den Lauf des Fluſſes beträchtlich von dem vorigen verſchieden. Im Jahre 1779 nahm ich die Gegend um Colgong auf, und beſitze davon noch die Zeichnung. Auf derſelben iſt der Fluß breit, offen, ohne Untiefen. Die drei Klippen bei Colgong ſtehen zwar nicht auf der Zeichnung; aber ich beſinne mich, daß ſie von feſtem Lande umgeben waren und nicht weit vom Ufer zu liegen ſchienen. Die alte Charte beſtätigt dies auch, nur daß der Boglepore-Nulla darauf abgebildet iſt, als gienge er zwiſchen der Stadt und den Klippen durch. Im Januar 1788 fand ich, daß dieſe drei Klippen völlige Inſeln geworden waren. Zwiſchen ihnen ſtrömte das Waſſer mit großer Gewalt. Der Fluß hatte den ganzen Boden, der ſeit ſo vielen Jahren an ihnen Schutz fand, unterwühlt und weggeſchwemmt, und hier ein beträchtlich tiefes Bette gebildet, welches mehrere Jahre

hindurch den Hauptkanal, und wirklich auch den einzig ſchiffbaren Kanal des Fluſſes in der trockenen Jahreszeit bildete. So lange der Fluß hier einriß, waren die Boote in der größten Gefahr, an den Felſen zu ſcheitern, und es war vorzüglich während der Regenzeit ſchwer, ſie, wenn man ſtromabwärts fuhr, zu vermeiden. Indem der Fluß ſich ſo auszubreiten fortfuhr, bildete ſich mitten in ſeinem Bette eine Inſel, welche, wie ich ſie zuletzt (im Januar 1797) ſah, ſich von Pattergotta, 5 Engl. ($1\frac{1}{10}$ geogr.) Meilen unter Colgong bis zu einer beträchtlichen Entfernung über letzteren Ort erſtreckte, und an 8 Engl. ($1\frac{7}{10}$ geogr.) Meilen lang und 2 (gegen $\frac{1}{2}$ geogr.) breit war. Sie füllte ziemlich den ganzen Raum aus, den der Strom im Jahre 1779 einnahm. Es erforderte eine ungeheuere Menge von Sand und Erde, welche der Fluß, um dieſes zu bewirken, abſetzen mußte. Denn die Waſſertiefe in dem ſchiffbaren Theile des Ganges iſt häufig über 70 Fuß, und die neue Inſel ragt über 20 Fuß über dem gewöhnlichen Waſſerſpiegel hervor. Eben ſo erſtaunlich iſt die Menge von Erde, welche er bei der Bildung ſeines neuen Bettes weggeſchwemmt hat. Man kann ſich aus den Sondirungen, die ich in der Nähe der Felſen anſtellen ließ, und welche zwiſchen 70 und 90 Fuß gaben, ohngefähr einen Begriff davon machen. Rechnet man dazu noch 24 Fuß für die Höhe des Erdreichs, das ſonſt an dieſen Felſen lag, wie die Spuren davon deutlich zeigen; ſo erhellt, daß der Strom eine Erdmaſſe von 114 Fuß Höhe weggeriſſen habe. (Man ſehe die Charte und den Durchſchnitt auf derſelben). Das fernere Eindringen

des Fluſſes hemmte endlich ein hartes Ufer von Konker ſüdweſtlich von dieſen Felſen, ſo wie der Anwuchs der Inſel, welcher den oberen Theil des Kanals verengte und ihn mit Sand verſtopfte. Es war daher im Januar 1797 dieſer Kanal mehr einer ſtillſtehenden, ſchmalen und langen Bucht, als dem Arme eines großen Stroms ähnlich, und troz der großen Waſſertiefe an manchen Stellen an ſeinem oberen Eingange für die kleinſten Kähne unſchiffbar. Der Hauptſtrom war in den Kanal auf der anderen Seite geleitet, nordweſtlich von der Inſel, ſo daß die Schiffe, welche den Strom auf- oder abwärts giengen, von Colgong immer an 2½ Engl. (½ geogr.) Meilen entfernt blieben. Die ganze Länge des Kanals, der ſo völlig unbeſchiffbar geworden iſt, beträgt über 10 Engl. (über 2 geogr.) Meilen, und ich zweifle gar nicht, daß er in wenig Jahren, ſelbſt in der Regenzeit, unfahrbar ſeyn wird.

So kann man nun ſagen, daß der Ganges, der ſo viele Jahre voll bei Colgong vorbeiſtrömte, jezt dieſen Ort verlaſſen hat. Die neue Inſel, welche die vorzügliche Veranlaſſung zu dieſer Ableitung des Stromes gab, iſt bis jezt nur zum Theil bewohnt und angebaut. Der größte Theil iſt mit Ried und Tamarisken bedeckt. Der jezige Anblick des alten Kanals kontraſtirt mit dem ehemaligen ungemein. Man ſieht auf demſelben keinen einzigen Kahn mehr, und da der dürftige Strom, der in ſeinen oberen Eingang fließt, nicht Kraft genug hat, eine ſichtbare Bewegung der gewaltigen Waſſermaſſe im unteren Theile des Kanals mitzu-

theilen, ſo ſieht er aus, als wie ein ſtehender See oder Teich, und ein groſſer Theil des Hauptufers, welches vorher rollicht war, iſt jetzt abhängig und feſt geworden. *)

Da ich auf meiner Rückkehr von Colgong Gelegenheit hatte, den Fluß bis Horriſonker aufnehmen zu können, ſo fand ich, daß er in einer Strecke von 160 Engl. (34¼ geogr.) Meilen faſt überall von den alten Charten ungemein abwich. Da ich nun ſchon die merkwürdigſten Veränderungen oberhalb Sooty angeführt habe, ſo bleiben die unterhalb dieſes Orts noch zu beſchreiben übrig.

Der Hauptſtrom des Ganges, der jetzt neben Sooty vorbei fließt, geht von da in ſüdöſtlicher Richtung nach Comrah und Gobindpour, von denen letzteres dicht am Fluſſe liegt. Die Dörfer Sabbagunge, Singnagur, Bansbarya, Burrumtola, Narrainpour, Sicollypour und Soon-

*) Dies iſt die gewöhnliche Wirkung aller ſtehender Waſſer in Flußbetten. Jede Strömung gegen das Ufer unterwühlt und unterminirt daſſelbe. Daher wird es ſteil. Hört dieſe Urſache auf, ſo erhält das Ufer nach und nach den Abfall (die Böſchung) wieder, welcher dem Rande von Seen oder ſtehenden Lachen natürlich iſt. Der obere Theil des Ufers wird durch den Regen erweicht, ſinket herunter, und wird ſich, wenn der Strom nicht Kraft genug hat, ihn fortzuführen, unter einen Winkel von 45 Graden nach und nach anlegen und ſo einen Theil des Kanals anfüllen.

bery *). haben die Lage durchaus nicht mehr, welche ihnen die älteren Charten geben, wie man auf Maj. Rennell's Charte von der Coſſimbazarinſel ſehen kann. Einige davon ſind gänzlich zerſtört und andere mit den nämlichen, oder auch andern Benennungen wieder längs dem Fluſſe, zum Theil auch auf der neugebildeten Inſel Sundeepa aufgebauet. (M. ſehe die Charte.)

Der Flächeninhalt des hier ſeit einigen Jahren verwüſteten Landes beträgt nach dem niedrigſten Anſchlage an 40 Engl. (1 $\frac{9}{10}$ geogr.) Quadratmeilen oder 25,60 Akres. Doch wird dieſer Verluſt durch die Anſchwemmung auf dem gegenüberſtehenden Ufer und durch die neue Inſel Sundeepa, die allein über 10 Engl. (gegen ½ geogr.) Quadratmeilen enthält, reichlich erſetzt.

Nach Major Rennell's Charte floß der Hauptſtrom des Ganges an 1½ Engl. ($\frac{3}{10}$ geogr.) Meilen von Nabobgunge. Jetzt iſt er beträchtlich von dieſem Orte entfernt, und man betrachtet den Kanal von

*) Die Rechtſchreibung der Namen iſt auf der Charte und in dieſem Aufſatze oft verſchieden. So ſteht Sabygunge Bansborya ſtatt obiger Namen auf der Charte. Da aber die Ueberſetzung des Aufſatzes ſowohl, als der Charte treu ſeyn ſoll, und ich zwiſchen Charte und Aufſatz nicht zu entſcheiden wagte, ſo habe ich die Namen in beiden ſo gelaſſen, als ſie im Originale ſind.

Anm. d. Ueb.

da bis nach Godagary herunter, der wegen der Ableitung des Stroms ſüdlich von der Inſel Nilcontpour, beträchtlich verengert worden iſt, als die Fortſetzung und den Einfluß des Mahanuddee. Die Beugung des Laufs des Ganges gegen Sooty, Sowrah und Gobindpour hat in der trocknen Jahreszeit die Entfernung zu Waſſer zwiſchen Turtipour und Godagary bis auf 26 Engl. (über 5½ geogr.) Meilen gebracht, welche frühern Charten zufolge wenig über 18 Engl. (faſt 4 geogr.) Meilen betrug.

Der Hauptarm des Ganges bei Gobindpour geht jetzt erſt nach Oſt, dann nach Nordoſt, wendet ſich hierauf dicht um die dem gegenwärtigen Ausfluſſe des Mahanuddee entgegenſtehende Spitze, und läuft dann vollkommen ſüdwärts bei Sultangunge und Godagary vorbei, bis nach Bogwangola, welcher Flecken, wie oben erwähnt iſt, immer der Veränderung ſeiner Stelle unterworfen war. Nach meiner Meſſung liegt dieſer Ort jetzt 3½ Engl. (über ¾ geogr.) Meilen näher an Moorſhudabad, als vormals. Man wird dies genauer aus folgender Vergleichung ſeiner gegenwärtigen Lage gegen Godagary und Bomeneah und ſeiner Entfernung von dieſen Orten mit der Lage und Entfernung nach Major Rennell's Charte von der Coſſimbazarinſel abnehmen können.

	Richtung	Diſtanz	
		Engl. M.	Geog. M.
Von Godagary nach Bogwangola, nach der Meſſung im J. 1797: . .	S. 2 W.	9	1,954
nach frühern Meſſungen	S. 36 O.	9½	2,062
Von Bomeneah nach Bogwangola, nach der Meſſung im J. 1797: . .	N. 21 O.	6	1,303
nach frühern Meſſungen	N. 50 O.	9½	2,062

Von Bogwangola dreht ſich der Fluß öſtlich, und ſein Strom wirkt mit großer Heftigkeit gegen ein ſteiles, lockeres Ufer. Wahrſcheinlich wird daher der Einbruch unterhalb dieſem Orte ſchleunig um ſich greifen. Ich ſah wohl nie ein ſolches Ufer. Sich manchen Stellen deſſelben zu nähern, war gefährlich, da die von Zeit zu Zeit niederſtürzenden Bruchſtücke das größte Boot hätten zum Sinken bringen können. Als ich mit dem Strome, der im Durchſchnitt 6 Engl. (1⅓ geogr.) Meilen in der Stunde machte, herunterkam, fühlte ich in einer Entfernung von mehr als 100 Yards (an 281¼ Par. Fuß) die Wellungen ſehr ſtark, welche der Fall beträchtlicher Stücke des ſinkenden Ufers in dem Fluſſe bewirkte. Der Schall davon war faſt ſo, wie entfernter Geſchütz- oder Gewitterdonner. Wäre zu dieſer Zeit ein Boot unter dieſem Ufer hingefahren, ſo hätte es unausbleiblich untergehen müſſen. *)

*) Nach meiner Zurückkehr von der Meſſung habe ich von dem Untergang mehrerer Boote an dieſem Ufer gehört. Wahr-

Der Einbruch des Fluſſes von dieſer Seite hat eine beträchtliche Strecke urbares Land verwüſtet und iſt gleichfalls die Urſache von der Verrückung oder Zerſtörung der Dörfer Banchbaw, Continagur, Chanbabad, Kiſtnagur und wohl noch vieler anderer geweſen, die auf den alten Charten nicht ſtehen. Das Dorf Sangarpour, ſonſt 2¼ Engl. (über ½ geogr.) Meilen vom nächſten Arme des Ganges entfernt, liegt jetzt dicht am Ufer, und hier ſcheint der Fluß einen Theil von dem Striche einzunehmen, den Major Rennell „alter Lauf des Ganges" auf ſeiner Charte nennt.

Von hier geht der Strom bis Allypour oſtnordöſtlich. Hier erzählte mir der Zemindar, daß der Strom, ſo viel nur er ſich beſinnen könne, über zwanzig Dörfer in der Gegend weggeriſſen habe, deren Einwohner ſich größtentheils auf den neuen, ſeit dieſer kurzen Zeit dem Dorfe gegenüber entſtandenen Inſeln niedergelaſſen hätten. Es iſt auch in der That die Menge von Inſeln, die ich von Burgotchy herunter bis hierher ſah, ungemein groß. Inzwiſchen ſtand auf keiner davon auch nur ein Baum und die Farbe der

ſcheinlich war daran die Unvorſichtigkeit der Schiffer, die ſich nicht auf die andere abhängige Seite hielten, Schuld. Dies iſt freilich, wenn ſie nicht aus klarem, ſanft ablaufenden Sande beſteht, ſchwer und im Durchſchnitte auch langſamer. Daher fahren die Schiffer, ſelbſt mit Gefahr überſchüttet und von den Trümmern des ſinkenden Ufers zu Boden gedrückt zu werden, lieber an der ſteilen Seite deſſelben hin.

Strohhütten darauf zeigte deutlich, daß die Dörfer noch nicht lange aufgebauet waren.

Der Eingang in den Culcully, der ehemals bei Bogwangola war, iſt nun einige Engl. Meilen weiter ſtromabwärts. Dies iſt die nothwendige Folge davon, daß der Ganges alles Land auf beiden Seiten deſſelben in einer beträchtlichen Strecke weggeſchwemmt hat. Jetzt fällt der Culcully bei Murcha in den Ganges. Dieſer kleine Fluß iſt nun die Straße für alle Boote, die vom Ganges in den Jellinghy oder umgekehrt gehen, da die alte Verbindung zwiſchen beiden vollkommen verſtopft iſt.

Der Hauptſtrom des Ganges fließt in N. O. z. O. bis etwa 4 Engl. (0,868 geogr.) Meilen unterhalb Allypour, wendet ſich dann öſtlich und ſüdöſtlich und geht etwa 2 Engl. (0,434 geogr.) Meilen von Bauleah vorbei, wie ehemals. Er iſt von dieſem Orte nur durch zwei lange Inſeln getrennt, von denen die obere, mit Namen Copalnagur Dera, auf der ältern Charte nicht angegeben iſt. Es iſt auch in der That die Frage, ob ſie zur Zeit der Aufnahme dieſer Charten ſchon exiſtirte. Der Arm des Fluſſes, der ſie vom feſten Lande trennt, geht in oſtnordöſtlicher Richtung nach Bauleah, iſt aber in der trocknen Jahreszeit für größere Schiffe nicht fahrbar. Die untere Inſel iſt ſchmäler, als wie ſie die ältern Charten geben, reicht aber richtig faſt bis nach Surdah.

Wie ich mich Cutlamary näherte, kam ich in einen neuen Arm, durch den ſich eine beträchtliche Waſſermaſſe mit ziemlicher Geſchwindigkeit bewegte. Er brachte mich dicht bei Rajapour vorbei und Schamarry blieb links. Sieht man in Major Rennell's Charte, ſo ſcheint dieſe Straße damals nicht da geweſen zu ſeyn und es ſagten mir auch die Leute, daß ſie erſt neuerlich von dem Strome gemacht ſey, deſſen Hauptkanal ſich indeſſen, ſo wie ehemals in öſtlicher Richtung gegen Surdah erſtreckt. Dies iſt der einzige von mir beobachtete Fall, wo der Ganges einen Theil des feſten Landes zur Inſel bildete, da er gewöhnlich ſo, wie ich oben gezeigt habe, dieſelben hervorbringt. Demohngeachtet iſt es wahrſcheinlich, daß die Inſel, auf der Schamarry und andere Dörfer liegen, und welche einen beträchtlichen Umfang hat, ihre Entſtehung einer frühern Anſchwemmung verdankt, oder daß ſie urſprünglich eine Inſel war, welche in der Folge zwar mit dem feſten Lande in Verbindung kam, aber neuerlich wieder davon abgetrennt ward. Dies ſcheint mir um ſo wahrſcheinlicher, da ſie eben den Anblick, wie die übrigen Inſeln im Ganges giebt. Man ſieht nämlich keinen Baum von einiger Größe auf ihr, als etwa den Baubul (die Mimosa nilotica), von dem hier und da neben den Dörfern einige beiſammenſtehen. Die Breite des neuen Kanals beträgt zwiſchen 1 und 2 Furlongs (⅛ und ¼ Engl. Meile.) Er hat durchaus eine beträchtliche Waſſertiefe. Die Ufer ſcheinen an manchen Stellen große Gewalt gelitten zu haben. An einem Orte fiel mir ihr beſonderes Anſehen

vorzüglich auf. Es hatte ſich ein 5 Furlongs ($\frac{5}{8}$ Engl. Meilen) langer Streif vom Ufer ſelbſt losgegeben und ſich in den Kanal geſenkt. Etwas Aehnliches, doch in geringerm Grade, fand auf dem entgegengeſetzten Ufer ſtatt. An manchen andern Stellen waren gewaltige Stücke vom Lande eingeſunken und bildeten ein doppeltes Ufer, von denen das niedrige an einigen Orten nur wenig über der Waſſerfläche hervorragte. Dieſer Arm führt bei Dunyrampour vorbei und endigt ſich etwas unter Sahebnagur, wo ich wieder in den groſſen Strom kam, der hier mit beträchtlicher Geſchwindigkeit nach Süden läuft.

Wie ich bei Jalaburga — wahrſcheinlich dem Dyrampour der alten Charten vorbei — kam, zeigten mir die Schiffer das, was ſie die Mündung des Jellinghy nennen, welche jetzt ein feſtes Ufer quer über ihre ganze Breite verſchloß. Hier gieng wohl der Hauptkanal des Ganges einſt ſelbſt, da der wirkliche Urſprung des Jellinghy einige Meilen ſüdlicher iſt. Nach der von Major Rennell 1764 gemachten Aufnahme eines Theils des Ganges ergiebt ſich, daß der Hauptſtrom dicht bei der Stadt Jellinghy vorbei floß und in ſeiner Nachricht vom Ganges und Burrampooter erwähnt er beſonders den außerordentlichen Einbruch deſſelben, der damals den Ausfluß des Jellinghy $\frac{3}{4}$ Engl. (0,16 geogr.) Meilen weiter herunter verſetzt hatte. Auf allen herausgegebenen Charten wird der Hauptſtrom in dieſer Richtung abgebildet; bloß auf der Charte von der Coſſimbazarinſel und auf der vom Laufe des

Dewangunge hier eine faſt unbemerkbare Strömung. *) Bei meiner Annäherung an dieſen Ort hörte ich, daß Boote auf dem Iſamutty **) nicht mehr wegen der Untiefen, die ſich in beträchtlicher Entfernung vom Eingange gebildet hätten, nach Kalkutta kommen konnten. Die Spuren der Ueberſchwemmung waren hier auch ſehr ſichtbar. Doch fand ich in einer Gegend des Kanals, Dewangunge gegenüber, wo ich die erſte Untiefe vermuthete und wo nur zwei Jahre vorher ein Furth geweſen war, 20 bis 60 Fuß Tiefe. Man kann ſich hieraus einen Begriff, theils von der Gewalt, mit der die Ueberſchwemmungen den lockern Bengaliſchen Boden aushöhlen, theils auch von dem veränderlichen, ſchwankenden Zuſtande der hieſigen Flüſſe überhaupt, machen. Denn trotz der wunderbaren Tiefe des Waſſers bei Dewangunge fand ich die Howleah an andern Stellen unterhalb dieſem Orte verſtopft. Es

*) Unter den Ufern der verlaſſenen Strombetten des Ganges findet man noch geraume Zeit nachher, wenn ſie in der Mitte nicht mehr ſchiffbar ſind, Waſſer, da mehrentheils der Strich längs dem Ufer am ſpäteſten ausgefüllt wird. Eben ſo habe ich bemerkt, daß ſich der Sand während des Wachsthums der Inſeln am meiſten rund um die obere Spitze derſelben anhäuft, und eine beträchtliche Höhe erreicht, ehe der Raum zwiſchen dem Ufer und der Spitze ſich völlig anfüllt.

**) Der Iſſamutty iſt bloß eine Fortſetzung des Howleah oder Comer, der weiter herunter den Namen Jabbona annimmt, und nach ſeinem Einfalle in den Roymungul einen der vornehmſten Ausflüſſe des Ganges bildet.

koſtete große Mühe über die neugebildeten Untiefen wegzukommen, obgleich der Budjerow, auf dem ich fuhr, nicht über 2 Fuß im Waſſer gieng.

Jetzt habe ich nun die ausgezeichneteſten Veränderungen im Laufe des Ganges ſelbſt, die mir bekannt geworden ſind, aufgeführt, und ſchließe dieſen Abſchnitt mit einigen allgemeinen Bemerkungen über dieſen Fluß, da ich meine Beobachtungen über ſeine ſchmälern Arme in einem beſonderen Abſchnitte dieſes Aufſatzes zuſammenſtellen werde.

Man kann von dem Ganges, während er Bengalen durchſtrömt, ſagen, daß er einen anſehnlichen Strich des ebenen Landes beherrſcht. Denn es iſt nicht nur der Kanal, der für eine gewiſſe Zeit den größten Theil ſeiner Waſſermaſſe enthält, den Wirkungen der Ueberſchwemmungen oder den Einbrüchen in das Ufer unterworfen, ſondern alles Land auf beiden Seiten deſſelben, welches von ſeinen Nebenarmen umſchloſſen wird. Wir müſſen daher jeden Strich oder alten Kanal, durch den er ſonſt gelaufen iſt und in den er möglicher Weiſe einſt wieder zurückkehren kann, mit dazu rechnen, z. B. den Baugrutty Nulla bei Gour, den Strich an der Coſſimbazarinſel, der der alte Ganges heißt, und den Kanal bei Jellinghy, der ſeit den letzten paar Jahren ſo vollkommen ausgefüllt worden iſt. Betrachtet man den Ganges auf dieſe Art, ſo findet man, daß er eine beträchtliche Ausdehnung habe, von der man ſich einen deutlichen Begriff machen kann, wenn man

die Diſtanzen von zwei einander gegenüber liegenden Orten nimmt, die entweder ſonſt am Fluſſe lagen oder von denen noch jetzt der eine unfern demſelben liegt. Z. B.

	Engl. M.	Geog. M.
Von Dobanulla bis zu den Trümmern von Gokr	15	3,25
Von Furruckabab bis eben dahin .	14	3,04
Von Comrah bis Nabobgunge .	$10\frac{3}{4}$	2,24
Von Comerpour bis Bohwangola	$9\frac{1}{4}$	2,01
Größte Breite des Strombettes zwiſchen Jellinghy und Maizeconda .	$9\frac{1}{2}$	2,06

Hätte man korreſpondirende Durchſchnitte des Strombettes und des benachbarten Bodens, ſo würde man wahrſcheinlich ſehen, daß die ganze Gegend aus regelmäßigen Erdlagern beſtehe, und hieraus könnte man mit einiger Gewißheit ſchließen, daß das Ganze in frühern Perioden vom Fluſſe abgeſetzt ward.

Im Allgemeinen beſtehen die Lagen aus Thon, Sand und vegetabiliſcher Erde, wovon letztere überall oben aufliegt, wenn ſich nicht etwa bei einer außerordentlich hohen Ueberſchwemmung ein neues Stratum von Sand auf ſie ablagert, wodurch der Boden unfruchtbar oder wenigſtens ſehr verdorben wird.

Man kann zwar ſchwerlich behaupten, daß das Bette des Ganges in irgend einem Theile ſeines Laufs durch Bengalen dauerhaft ſey. Doch giebt es einige Orte, wo wegen Lokalurſachen, der Hauptkanal und

die größte Waſſertiefe wahrſcheinlich immer bleiben wird, als bei Monghir, Sultangunge, Pattergatta, Pointy, Sicrigully und Rajemahl. Bei allen dieſen Orten ſpringen Felſenſpitzen in den Strom hervor und es ſind einige Strecken des Flußbettes ſteinigt oder ſeine Ufer beſtehen aus Konker. (M. ſ. oben.)

Von den kleinen Flüſſen und den Armen des Ganges.

Die Flüſſe, welche in den Ganges fallen und die zahlreichen Kanäle, durch welche er ſein Waſſer in das Meer ergießt, ſind einander um ſo ähnlicher, je näher ihr Verhältniß zu der Größe des Hauptſtroms mit einander übereinſtimmt. Unter den erſtern ſind der Gogra, der Soane und der Coosa die breiteſten, und bei der flüchtigſten Anſicht der Charten findet man, daß ihr Lauf weit gerader, als der Lauf der benachbarten kleinern Flüſſe iſt. Von letztern ſind der Coſſimbazar und der Jellinghy, die vereint den Hoogly bilden, der Comer oder Iſſamutty, welcher zum Jabopna wird, der Gorroy und der Chandnah die vornehmſten. Doch ſind von dieſen nur die beiden letztern in der trocknen Jahreszeit durchaus fahrbar. *)

*) Doch ſind alle dieſe Flüſſe, ihren Veränderungen gemäß, während der trockenen Jahreszeit zu Zeiten offen. Ehemals war der Jellinghy während dem ganzen oder größten Theile des Jahres gewöhnlich ſchiffbar. Im J. 1796 konnte man den Coſſimbazar in der trockenen Zeit befahren, und eben ſo den Iſſamutty mehrere Jahre nach einander. Aber die Erfahrung hat gelehrt, daß man ſich darauf nicht für immer verlaſſen kann.

Die ſchmalſten von dieſen Flüſſen ſind ihrer mehrern Krümmungen wegen merkwürdig, und unterſcheiden ſich in dieſer Hinſicht weſentlich von den breitern, die durchaus eine gerade Richtung zu nehmen ſuchen.

Folgende Tabelle zeigt eine Vergleichung des verhältnißmäßigen Unterſchieds ihres Laufs für gegebene Längen.

Flüſſe	Mittlere Breite des Hauptſtroms	Grade Entfernung	Länge des Laufs	Betrag der Krümmungen
	Engliſche Meilen			
Ganges von Poinby bis Bauleah	1	100	125	25
Goggra oder Dewah aufwärts von ſ. Mündung.	1	100	112	12
Hoogly von Kalkutta bis Nuddea	$\frac{3}{4}$	60	76	16
Gbomty aufwärts von ſeiner Mündung	$\frac{1}{4}$	100	175	75
Iſamutty und Saboona von Dewangunge bis Bauſetülla	$\frac{1}{4}$	100	217	117

Bei dem letztern zeigt ſich, daß die Krümmungen die Entfernung über das Doppelte hinaufbringen, und ich könnte noch mehrere Beiſpiele anführen, um zu

zeigen, wie ſehr die ſchmälern Flüſſe die breiten in dieſer Rückſicht hier übertreffen.

Da nun alle erwähnten Flüſſe durch dieſelbe flache Gegend und mehrentheils in parallelen Richtungen mit einander fließen, ſo müſſen ſie in gleichen Entfernungen faſt gleichen Abhang der Flußbetten haben. Man kann daher ſchließen, daß der gewaltige Unterſchied in der Geſtalt ihrer Betten einem unveränderlichen Naturgeſetze zuzuſchreiben iſt, nach welchem größere Waſſermaſſen die geradeſten Abzüge aufſuchen, inzwiſchen die ſchmälern und waſſerärmern Flüßchen ſich in verſchiedenen mäandriſchen Biegungen herumwinden, um Fruchtbarkeit zu verbreiten, und die Ebenen mit ihrer Feuchtigkeit zu erquicken. Auch hierin ſehen wir die Güte des Schöpfers! Denn ſollten große Ströme ſolche Windungen wie kleine Bäche machen, ſo würden ſie zu viel Land wegnehmen, inzwiſchen ihr beträchtlich verzögerter Lauf ſie häufiger zum Austreten über die Ufer veranlaſſen und während den Ueberſchwemmungen ſie unfähiger, die Gewäſſer der kleinen Flüſſe und die Untiefen mit ſich wegzuführen, machen würde. Wäre im Gegentheile der Lauf der einfallenden Flüſſe und der Nebenarme gerader, ſo würden ſie mit ſolcher Heftigkeit aus ihren Behältern ſtrömen, daß wegen der dadurch aus den erſtern erhaltenen größern Waſſermenge die Hauptſtröme häufiger plötzlichen Ueberſchwemmungen unterworfen ſeyn müßten, inzwiſchen die Arme derſelben am Ausfluſſe zwar wegen ihrer größern Geradheit das Waſſer leichter ins Meer führen, aber für

die Schiffahrt und die Bequemlichkeit der Menſchen minder geſchickt ſeyn würden.

Was ich über die ſchmälern Flüſſe zu ſagen habe, bezieht ſich eigentlich beſonders nur auf den Baugrutty und Iſſamutty, die ich aufgenommen habe; kann aber gewiſſermaaßen auf alle Flüſſe in der Bengaliſchen Ebne angewandt werden.

Es iſt oben gezeigt, daß die Einbrüche des Ganges in ſeine Ufer, welche Biegungen in ſeinem Laufe hervorbringen, endlich durch die Bildung von Inſeln wieder gefüllt werden, und daß dieſe, indem ſie ſich mit dem Ufer verbinden, eine Tendenz haben, das Bette wieder in etwas gerade zu machen. Die kleinen Flüſſe machen ähnliche Einriſſe in ihre Ufer. Da nun aber in ihnen nicht Platz genug iſt, wo ſich Inſeln von einiger Größe bilden könnten, ſo iſt die Wirkung gewöhnlich ſehr von obiger verſchieden. Denn der Strom ſetzt ſeine Verwüſtungen auf der ſteilen Seite fort, lagert Erde und Sand gegenüber ab und verurſacht am Ende eine beträchtliche, zuweilen unglaubliche Krümmung. Ich will hier einige der außerordentlichſten Fälle dieſer Art, die ich antraf, genauer beſchreiben.

Die Entfernung von Bulliah bis Serampour, zwei Dörfern auf dem weſtlichen Ufer des Iſſamutty, iſt etwas kleiner als 1½ Engl. (0,375 geogr.) M. Zu Waſſer betrug im J. 1795 dieſelbe 9 Engl. (an 2 geogr.) M., ſo daß nach dem gewöhnlichen Durchſchnitte der

Fahrt auf Schiffen, die gezogen werden, und welche ſelten mehr als zwei Meilen in der Stunde machen, man 4½ Stunden brauchen würde, um von einem Orte zu dem andern zu kommen. Der Fluß hat in dieſem Raume 7 beſtimmte Wendungen, von denen zwei beträchtlich lang ſind. Zwiſchen drei andern, die faſt ein Dreieck bilden, war die Landenge, welche die beiden nächſten trennte nur 14 Yards (gegen 40 Par. Fuß) breit, inzwiſchen der Weg zu Waſſer von einem zum andern über 3 Engl. (0,65 geogr.) Meilen betrug. *) (M. ſ. Fig. 1. auf der beiliegenden Charte.)

Den Strom weiter aufwärts liegt das Dorf Simnautpour, dicht an einem ſchmalen Iſthmus, deſſen Breite wenig über ⅛ Engl. Meile beträgt, und da dies Dorf faſt den ganzen Platz einnimmt, ſo gehen die Boote an der einen Seite deſſelben viel früher vorbei, als an der andern. Denn die Entfernung zu Waſſer trägt 6 Engl. (an 1¼ geogr.) Meilen. (M. ſ. Fig. 2.)

Aber die ſeltſamſte Krümmung, welche ich getroffen habe, war bei Sibnibas, wo der Fluß ſich ſechsmal beſtimmt auf einer Fläche von 1 Engl. Quadratmeile (an

*) Im Januar 1797 fand ich dieſen ſchmalen Iſthmus vom Fluſſe durchbrochen und beim Sondiren genau auf der Stelle, wo er geweſen war, und wo vorher ein an 20 Fuß hohes Ufer geſtanden hatte, nun eine Waſſertiefe von 18 Fuß. Dieſe Aenderung im Laufe des Iſſamutty ſpart dem Reiſenden einen Umweg von über 3 Engl. (0,65 geograph.) Meilen.

$\frac{1}{10}$ geogr.) wendet und eine Art von Labyrinth, deſſen Geſtalt dem menſchlichen Ohre etwas ähnlich iſt, bildet. Hier giebt es drei Landengen, von denen die breiteſte wenig über $\frac{1}{4}$ Engl. Meile beträgt. (M. ſ. Fig. 3.)

Wer zu Waſſer in die oberen Provinzen gereiſet iſt, wird ſich auf den krummen Lauf des Baugrutty im Ganzen, vorzüglich aber auf ſeine außerordentliche Windung bei Plaſſey, ſo wie bei Rungamutty (m. ſ. Fig. 4 und 5.) und zwiſchen Coſſimbazar und der Stadt Moorſhudabad beſinnen. Einige dieſer Windungen hat man mittelſt Durchſtechungen der ſchmalen Landengen weggeſchafft, welche der Strom beträchtlich erweitert und vertieft und ſo jetzt zu ſeinem wirklichen Bette gebildet hat, da der alte Kanal in ſolchen Fällen gar bald mit Sand verſchwemmt und häufig ſeiner ganzen Breite nach mit einer feſten Bank gefüllt wird. Doch gewähren ſolche Durchſchnitte keinen weitern Vortheil, als Abkürzung des Wegs zu Waſſer. Denn in andern Rückſichten leiden die Anwohner ſolcher Ufer manche Nachtheile von der Entfernung des Fluſſes und man ſollte dergleichen bloß zur Erhaltung von Gebäuden oder Ländereien von Werth unternehmen. Auch verdient die Frage Berückſichtigung, ob man nicht durch Verkürzung des Laufs der Flüſſe, ſie weniger ſchiffbar macht. Denn je ſtärker die Windungen derſelben ſind, deſto langſamer wird ihr Lauf ſeyn und ihr Gewäſſer wird folglich nicht ſo geſchwind abfließen. *) Eine an-

*) M. ſ. Mann's Treatise on Rivers and Canals, in den Philosoph. Transact. für das J. 1779.

dere Wirkung der Abkürzung des Laufs wäre vielleicht auch, daß wegen der größern Heftigkeit des Stroms auf die Ufer er in einem lockern Boden ſein Bett zu ſehr erweiterte, welches eine verhältnißmäßige Seichtigkeit in der Mitte des Stroms verurſachen würde. *) Ich kann zwar nicht ſagen, daß dies bei den bishergemachten Durchſchnitten der Fall war. Aber es iſt nicht unwahrſcheinlich, daß die größere Geſchwindigkeit, welche der Fluß dadurch im Ganzen erhält, an andern Orten dieſe Wirkung hervorbringen könnte.

Den Zweck ſolcher Durchſtechungen erreicht die Natur ſehr oft von ſelbſt. Denn der enge Iſthmus zwiſchen den entgegengeſetzten Wendungen wird nach und nach durch den Fluß, der das Ufer an beiden Seiten wegſpült, immer ſchmaler und mit der Zeit zu ſchwach, um dem Drucke des Waſſers in der naſſen Jahreszeit zu widerſtehen. Er bricht durch. **) So wie dies geſchieht, erweitert der Strom die Lücke und bald iſt ſie groß genug, um ſeine ganze Waſſermenge durchzulaſſen. In dieſem Fall wird der alte krumme Kanal verlaſſen, und bald an beiden Enden auf oben erwähnte Art verſchüttet und bildet nun eine ſtehende Lache, ein Jeel. Ich habe mehrere von dieſen Jeels auf den Ufern des Coſſimbazar und Iſſamutty geſehen, von denen einige lange Jahre gedauert zu haben ſchienen, da ſie nicht ſo

*) Die Haupturſache der Seichtigkeit des Coſſimbazar bei Moorſhunbabad iſt ſeine zu groſse Breite daſelbſt.

**) M. ſ. Fig. 1. und die Anmerkung, oben S. 285.

leicht, als die verlaſſenen Krümmungen des Ganges ausgefüllt werden, deſſen Waſſer in der naſſen Jahreszeit weit mehr Sand und Schlamm mit ſich führt. Da nun zumal in einem heißen Klima die Ausdünſtungen ſtehender Gewäſſer die Luft verpeſten *), ſo ſollte dieſer Grund ſchon allein uns zurückhalten, der Natur in einer Operation vorzugreifen, die mit ſo augenſcheinlichen Nachtheilen verbunden iſt und keinen weitern Vortheil, als die Abkürzung der Waſſerfahrt um einige Meilen gewährt.

Aber nicht überall in ihrem Laufe ſind die kleinen Flüſſe gleich ſtark gewunden und der Veränderung unterworfen; — denn einige laufen mehrere Meilen ziemlich gerade. An ſolchen Orten ſcheinen ſie ſeit langer Zeit ihr Bette beſtändig gehabt zu haben und wahrſcheinlich werden ſie es hier auch immer behalten. Denn der Strom fließt hier langſam, gleichförmig und mit ſeinen Ufern parallel und bricht in dieſelben, die mehrentheils abhängig und feſt ſind, nicht ein. An ſolchen Stellen hat man mehrere Hauptorte und Dörfer gebaut, wie Moorſhudabad, Churkah, Chowragatchy Mutyaree, Dyahaut und andere am Baugrutty und Bun-

*) Der Montijil-See war ſonſt eine Krümmung des Coſſimbazar. M. ſ. Maj. Rennel's Memoirs. — Eine andere ſolche Lache, welche wahrſcheinlich ein Theil dieſes Fluſſes in einer früheren Periode geweſen ſeyn mag, iſt jetzt bei Burrampour. Neulich machte man den, wiewohl nicht gelungenen Verſuch, ſie wegen ihrer ſchädlichen Ausdünſtungen auszutrocknen.

gouny, Marole und Talbahy am Iſſamutty. Solche Strecken gewähren den reizendſten Anblick, vorzüglich wenn dichte Bäume die Ufer beſchatten und Tempel, Gauts und andere Gebäude ſie ſchmücken, oder wenn ein grüner Teppich ſie bis zur Waſſerfläche bekleidet.

An den verſchiedenen Wendungspunkten findet man häufig große Buchten, in denen das Waſſer beträchtlich tiefer und wo auch der Kanal viel breiter als an andern Orten iſt. (M. ſ. Fig. 6 und 7.) Ich denke, daß dieſe ihre Entſtehung nicht durchaus dem Fluſſe danken, ſondern zuweilen ſich aus Niederungen oder ſchmalen Seen bildeten, die ſchon vorhanden waren, ehe der Strom durch Zerſtörung ſeines Ufers ſich einen Weg zu ihnen bahnte. Man findet vorzüglich bei einigen ein flaches oder abhängiges Ufer an der concaven oder Landſeite der Bucht, inzwiſchen der gegenüberſtehende Winkel eine ſteile überhängende Spitze bildet, ganz das Gegentheil von der natürlichen Wirkung der Flüſſe. Denn an andern Stellen findet man gewöhnlich am ſteilſten Ufer das tiefſte Waſſer, mithin die größte Geſchwindigkeit des Stroms an der concaven Seite ſeines Ufers, inzwiſchen die entgegengeſetzte Seite abhängig und an ihr das Waſſer oft ſo ſeicht iſt, daß man mit Kähnen nicht landen kann.

Längs der Ufer des Iſſamutty und an einigen Punkten des Baugrutty ſind die ſanft ablaufenden Vorſprünge an den Wendungspunkten mit dichtem, ho-

hem Graſe (jungle) bedeckt, dem gewöhnlichen Aufenthalte von Tiegern, wilden Büffeln u. dergl. Häufiger iſt dies aber längs dem erſtern Fluſſe der Fall, der durch eine weniger kultivirte Gegend geht und zugleich wegen ſeiner verwickelten Windungen den wilden Thieren gröſſeren Spielraum gewährt. *)

Das tiefſte Waſſer in dieſen Flüſſen findet man mehrentheils an den ſteilſten Ufern und in den Winkeln der verſchiedenen Wendungspunkte. Aber wo der Fluß gerade ausfließt, mäßig breit iſt und ſeine Ufer abhängig ſind, iſt die größte Tiefe jederzeit in der Mitte des Kanals. Ich habe oft im Iſſamutty über 30 Fuß Tiefe gefunden, was aber wenig nützt, da dieſe große Tiefe nicht überall iſt. Denn an andern Stellen, wo ſich der Fluß in einem breiten, ſandigen Bette ausdehnt, oder wo die Fiſcher Bambuspfähle hineintreiben und ihre Netze quer über den Kanal ziehen, also der Strom gehemmt und eine beträchtliche Anhäufung von Sand verurſacht wird, hat das Waſſer oft nur zwei Fuß und weniger Tiefe. Dieſelben Urſachen machen den Jellinghy und Baugrutty in der trocknen Jahreszeit, doch wegen der größeren Breite ihres Bettes unſchiffbar.

*) Auf ſolchen Stellen ſind Haſen, Rebhüner und anderes Wild im Ueberfluſſe. Aber es iſt ſchwer und gefährlich es ohne Elephanten aufzujagen. Man hat das auch nicht nöthig, da der Jäger hier nur Wild für ſeinen Tiſch verlangt, was er in der Nähe der Pflanzungen und längs dem Rande der Gras-Dickigte genug, ohne Gefahr einen Tieger zu treffen, finden kann.

Nach dieſer allgemeinen Beſchreibung der kleinen Flüſſe und der Arme des Ganges, will ich noch einige Blicke auf die Möglichkeit oder Ausführbarkeit, letztere zu jeder Jahreszeit ſchiffbar zu machen, werfen, da die Wichtigkeit der Sache, wenn ſie ins Werk zu richten wäre, in die Augen fällt.

Die vornehmſten Urſachen, welche die Schiffahrt auf dieſen Flüſſen hindern, ſind folgende drei. Die erſte iſt der Sand, den der Ganges gelegentlich in ihre Betten wirft; die zweite die zu große Breite des Kanals an manchen Stellen, mit verhältnißmäßig zu geringer Tiefe, und die dritte veranlaſſen die zufälligen Dämmungen des Stroms durch die Fiſcher. Die erſtere kann, wie man leicht ſieht, nie gehoben werden. Aber ſo lange dieſe Flüſſe die Abzüge des Ganges ſind und einen großen Theil ſeines Waſſers abführen, werden ſie immer das ganze Jahr hindurch, wenn gleich an mancher Stelle nur wenig, aber doch Waſſer haben. Wenigſtens iſt mir kein Fall bekannt, daß ſie in irgend einem Punkte ihres Bettes ganz trocken geworden wären, den Jellinghy ausgenommen, deſſen ehemaliger Einfluß, wie ich oben erwähnt habe, gänzlich verſchüttet worden iſt, der aber demohngeachtet aus dem Calcullia Waſſer erhält und durch dieſen Kanal mit dem Ganges in Verbindung bleibt.

Da die von erwähnten Urſachen entſtehenden Untiefen nur ſtellenweiſe in den Flußbetten vorkommen und nur in einem unbeträchtlichen Verhältniſſe zu der ganzen

Länge der letztern ſtehen, ſo könnte man ihnen vielleicht durch eine gleichförmigere Vertheilung des Waſſers entgegenwirken und da die Tiefe für mäßig beladene Boote nicht groß zu ſeyn braucht, ſo würde dazu wohl weniger Kraft und Zeitaufwand erfordert, als man dem erſten Anſcheine nach, denken ſollte.

Ich ward auf dieſe Idee dadurch geleitet, daß ich vielmals bloß durch das Ziehen eines Boots oder Budgerows durch eine ſeichte Stelle ſich den Kanal vertiefen ſah, indem dadurch der Sand auf die Seite geſchafft ward, Können nun Boote mit rundem oder plattem Boden dies bewirken, wie viel mehr würde nicht eine für dieſe Abſicht taugliche Maſchine leiſten, die man durch die Untiefe ſo lange hin und her ziehen müßte, bis das Waſſer für Boote tief genug wäre? Wenn ſolche Maſchinen, die etwa die Geſtalt eines großen eiſernen Rechens haben und auf Rädern gehen könnten, in den Orten oder Städten unfern der Untiefen aufgeſtellt würden, ſo ſchafften die Zemindars für eine mäßige Entſchädigung wohl Arbeiter oder Pferde herbei, um die Maſchine, wo es nöthig wäre, in Bewegung zu ſetzen. *)

Was die zu große Breite des Kanals betrifft, ſo kann man hier nicht ſo leicht abhelfen. Da aber der aus dieſer Urſache herrührenden Untiefen nur wenige ſind und

*) Seit ich dieſes niederſchrieb, habe ich der Regierung den Vorſchlag gethan, den Jellinghy oder Coſſimbazar während der trockenen Jahreszeit offen zu halten.

man ſie nur in einigen der langen, graden Strecken, wie bei Moorſhudabad und Bulleah findet, ſo wäre es des Verſuchs werth, wie weit man durch Ausfüllung eines Theils des Kanals die Ausbreitung des Stroms hindern und durch Einſchränkung deſſelben in beſtimmte Gränzen ihn beſchleunigen und vertiefen könnte.

Die letzte Urſache der Sandanhäufungen und Untiefen läßt ſich dadurch heben, daß man den Anwohnern verbietet, Pfähle des Fiſchfangs wegen quer über den Fluß einzurammeln, da ſie ſo manche andere Mittel haben, um Fiſche zu fangen, ohne dadurch die Schiffahrt auf dieſen Strömen zu hindern.

IV.

Ueber Singhala oder Ceylon und das Budhiſten-Syſtem.

Aus den Schriften der Singhaleſen zuſammengetragen vom Kapitän Mahony.

Nach den Meinungen der Singhaleſen und ſo viel aus ihren Schriften erhellet, iſt die Welt bereits zehnmal zu Grunde gegangen, und eben ſo oft durch eine wundervolle Veranſtaltung der Natur von neuem hervorgebracht worden. Während dieſer verſchiedenen Zeitperioden ſtand die Welt unter der Herrſchaft von zwei und zwanzig Budhas, von welchen in jeder Periode eine gewiſſe verhältnißmäßige Anzahl regierte. Nebſtdem

verſichern die Singhaleſen, ſie wüßten aus ſchriftlichen Nachrichten, daß die gänzliche Zerſtörung und Wiedererſchaffung des Univerſums noch mehrmals bevorſtehe; die Handſchriften ſelbſt aber, welche dieſe Wahrheit verbürgt hätten, wären nirgends mehr aufzufinden.

Was die Regierung des dermalen exiſtirenden Weltalls betrifft, welches mit unter obiger Anzahl begriffen seyn ſoll, ſo eignen ſie dieſelbe fünf verſchiedenen Budhas zu. Vier derſelben, nämlich Kakuſandeh Budha, Konagammeh Budha, Kaſerjappeh Budha und Gautemeh Budha, ſollen bereits erſchienen ſeyn; der fünfte hingegen Maitren Budha, wird noch erwartet, und ſoll von der Frau eines Braminen geboren werden. Wiewohl nun jetzt die Stelle eines Budha in der Welt erledigt iſt, ſo giebt es doch einen gewiſſen Sahampattu Maha Brachma, oder allerhöchſten Gott, welcher ſie unter ſeine beſondere Aufſicht genommen hat. Der letzte unter den vier oben erwähnten Budhas (Gautemeh B—), iſt der einzige, welchem heutzutage in Ceylon göttliche Ehre widerfährt, und nur von dieſem werde ich hier einige Nachrichten mittheilen.

Das Wort Budha (Bhoodbha), bedeutet ſowohl in der Pali-Sprache, als in jener der Singhaleſen, ſo viel als Univerſalwiſſenſchaft, oder Heiligkeit; ingleichen einen Heiligen, der höher iſt als alle andern Heiligen, ſelbſt den Gott Maha Brachma nicht

ausgenommen. In allen dieſen Bedeutungen wird es von den Bewohnern der Inſel Ceylon gebraucht.

Die Budhiſten ſagen, es gäbe ſechs und zwanzig Himmel, welche ſie auf folgende Art eintheilen:

Der erſte heißt Deveh Loke, und beſteht aus ſechs Himmeln. Der zweite, Brachmah-Loke, beſteht aus ſechszehn, und fünf derſelben werden die Himmel der Triumphirenden genannt. Der dritte, Aroopeh Loke, beſteht nur aus vier Himmeln. „Die Tugendhaften, ſagen ſie, werden nicht eher für ihre guten „Thaten belohnt, bis ſie mehrmals geſtorben und eben „ſo oft in den ſechs erſten Himmeln erſchienen ſind, wel„che Deveh Loke genannt werden. Alsdann kom„men ſie wieder durch eine neue Geburt auf die Welt, „gelangen hierzu großem Reichthum und Anſehen, und „wenn ſie endlich in den eilf unteren Brachmah Lo„kes einen Vorſchmack der Seligkeit genoſſen haben, „erheben ſie ſich in die fünf oberen Brachmah Lokes, „d. i. in die Himmel der Triumphirenden. Hier hören „ihre Wanderungen auf, und ſie genießen von nun an „die reinſte Wonne und vollkommenſte Glückſeligkeit.“

Budha war, ehe er Menſchengeſtalt annahm, ein Gott, und zwar der höchſte unter allen Göttern. Auf wiederholtes Bitten mehrerer anderen Götter ließ er ſich zur Erde nieder, wo er mehrmals als Menſch geboren wurde, ſich einer ganz außerordentlichen Selbſtverläugnung und Gottesfurcht befleißigte, und es in allen mög-

lichen Tugenden zur Vollkommenheit brachte. Zuletzt ward er noch von der Mahamaya Devee*) geboren, nachdem dieſelbe zehn volle Monate mit ihm ſchwanger gegangen war, und ſein Vater hieß Sooddodéneh Rajah. Er führte während eines Zeitraums von ein und dreißig Jahren, mit ſeiner Königin Yaſſodéra, und vierzig Tauſend Kebsweibern, ein ſehr vergnügtes und glückliches Leben. In den ſechs nächſtfolgenden hielt er ſich in Einöden auf, um hier die Eigenſchaften eines Budha zu erlangen. Als dieſe Zeit um war, wurde der Welt ſein Beruf kund, und nun beſorgte er fünf und vierzig Jahre lang die Verrichtungen eines Budha. Endlich ſtarb er zu Cooſeemarapooree, am Hofe des Malleleh Raja, und zwar, Donnerstags den fünfzehnten Mai. Von ſeinem Todestage datirt ſich die Budha Warooſeh, oder die Zeitrechnung der Budhiſten, welche dermalen im Jahr Chriſti 1797) aus zweitauſend dreihundert und neun und dreißig Jahren beſteht.

Budha wird eigentlich nicht als ein Gott betrachtet: ſondern als ein Weſen, das eben ſo wie andere Menſchen geboren wurde, ſich aber am Ende ſeiner Laufbahn, vermittelſt ſeiner Tugenden und vortrefflichen Eigenſchaften zu der Würde eines Budha emporſchwang. Der Titel Budha ward ihm keineswegs von

*) In dem Königreiche, oder Lande, welches Dumba Deevá, Madda Deſe genannt wird, und zwar in der Stadt Kimbool wat pooree.

einer höhern Macht beigelegt; er nahm ihn bloß aus freiem uneingeſchränktem Willen an, ſo wie er auf eben dieſe Art Menſch geworden war; und jenes wie dieſes hatte man ſchon mehrere Jahrhunderte zuvor von ihm geweiſſagt. Budha fuhr nach ſeinem Abſterben hinauf in den Saal der Herrlichkeit, Mooktzu, oder auch Nirgoowané genannt; einen Ort, welcher ſich über dem ſechs und zwanzigſten Himmel befindet, und denſelben an Pracht und Herrlichkeit weit übertrifft. Hier lebt er nun zu ewigen Zeiten im Genuſſe himmliſcher Glückſeligkeit und unvergänglichen Weſens, und wird nie wieder in die Welt kommen, wo nun ſeine Lehre verbreitet iſt, und ſich, zu Folge ſeiner eigenen Weiſſagung fünf tauſend Jahre lang in ihrer urſprünglichen Lauterkeit erhalten wird. Lange nachher, wann dieſe fünftauſend Jahre vorüber ſind, wird wieder ein anderer Budha, Namens Maitree Budha, geboren werden; die Oberaufſicht oder Viceregentſchaft des Maha Brachma, der als der oberſte unter den Göttern, das Weltall unmittelbar in Schutz genommen hat, wird alsdann, jedoch erſt nach Verlauf einer langen Reihe von mehreren Jahrhunderten, aufhören und die jetzt vorhandene Welt wird gänzlich zu Grunde gerichtet werden, damit wieder eine andere an deren Stelle treten kann. Maha Brachma wird alsdann nach und nach durch die ſiebzehn Himmel emporſteigen, welche ſich über den neun andern befinden, und in deren oberſtem er dermalen nur ſo lange ſich aufhält, bis er alle die Eigenſchaften angenommen hat, welche er nothwendig beſitzen muß, um ein Budha zu werden.

Die Gelehrten unter den Singhaleſen, erwähnen in ihren Schriften nichts von einem höchſten Weſen, das die Welt erſchaffen hat und ſie erhält. Sie richten ihr Augenmerk bloß auf einen gewiſſen Sahampatti Maha Brachma, welchen ſie für den erſten und oberſten unter den Göttern halten. Sie ſagen, ſowohl dieſer, als die ganze Schaar der Untergötter und derer, von welchen ſie ſich bedienen laſſen, habe weder Fleiſch noch Bein, oder ſonſt eine Art feſter Körper, ob es gleich ſcheine, als hätten ſie Haare auf dem Haupte und Zähne im Munde, und wiewohl übrigens ihre Haut einen hellen Glanz von ſich ſtrahle. — Sie geben zwar zu, daß eine Erſte Urſache alles Erſchaffenen exiſtire, nennen aber ſelbige ſehr unbeſtimmt die Natur.

Um zu beweiſſen, daß es kein höchſtes Weſen gebe, das Himmel und Erde erſchaffen hat, führen ſie unter andern den Grund an, wenn wirklich ein ſolcher Schöpfer exiſtire, ſo würde er die Welt gewiß nicht zu Grunde gehen laſſen, und ſie vernichten, ſondern vielmehr dafür ſorgen, daß ſie fortdaure und unvergänglich ſey.

Die Götter und Menſchen entſtehen, nach der Lehre der Budhiſten, auf einerlei Art. Letztere kommen nach ihrem Tode in die ſechs unterſten Himmel, woraus der Deveh Loke beſteht. In einem derſelben, Pavenirm Mittewaſſeh warteyeh genannt, werden ſie von einem Gotte der niedrigſten Klaſſe, Namens Yammeh Raja, nach Beſchaffenheit ihrer Thaten gerichtet, worauf ſie, es ſey nun als Menſchen oder

Thiere, wieder zur Welt gebracht werden. Dieſe Regeneration dauert ſo lange fort, bis ſie in den Brachmah Loke, die Himmel der obern Götter, kommen. Von da gelangen ſie nach und nach in die Himmel der Triumphirenden, bis ſie endlich den oberſten Arroopee Loke erreichen. Eigentlich müſſen nur jene wieder in irdiſche Körper zurückkehren, welche noch nicht weiter gekommen ſind, als bis in den Deveh Loke.

In dem öffentlichen Lehrſyſteme der Budhiſten wird von erſchaffenen Seelen gar nichts erwähnt. Die Gelehrten reden bloß von einem im Menſchen befindlichen Lebenshauche, welchen ſie mit einem Blutigel vergleichen, der ſich mit dem vordern Theile ſeines Körpers erſt anhängt, ehe er dasjenige, was er mit dem hinteren Theile gefaßt hat, losläßt. Dies iſt die Urſache, ſagen ſie, warum der Körper nicht eher mit Tode abgehet, als bis dieſer Lebenshauch in einen anderen Körper übergegangen iſt, es ſey nun, daß er vorher weiß, er werde in den Himmel aufgenommen werden, oder er müſſe zur Hölle wandern, um daſelbſt, wo nicht ewig, doch wenigſtens eine Zeitlang, für ſeine Sünden zu büßen. Das was ſie den Lebenshauch nennen, halten ſie für unſterblich.

Die Singhaleſen können von dem, was ſie unter dem Ausdrucke Paradies verſtehen, keine weitere Erklärung geben, als daß es ein für die Auserwählten beſtimmter Ort ſey, wo nicht mehr geſündiget werde, und wo ewige Freude, Ruhe und Seligkeit regiere. Sie

nennen daſſelbe, wie wir bereits aus dem Vorhergehenden wiſſen, den Saal der Herrlichkeit, und verſetzen es über den alleroberſten oder ſechs und zwanzigſten Himmel, Neweh Sanja Sattene genannt. Die Hölle hingegen ſoll ſich unter dem äußerſten Ende der Erde befinden, und unter derſelben, ſagen ſie, wären Gewäſſer, auf welchen unaufhörlich die fürchterlichſten Stürme tobten.

Der Erdball, oder die Welt, Manooſpeh Loke genannt, und der unterſte Himmel, Katoormaha Rajee Keyeh, ſtehen beide unter der Subdirektion des Gottes Sakkereh,*) welcher ſeine Geſchäfte wieder unter vier andere, ihm unmittelbar unterworfene, Götter vertheilt, welche die vier Himmelsgegenden, oder vielmehr die vier Theile, in welche die Singhaleſen, nach ihrem Syſteme, die Welt eintheilen, bewachen müſſen. Dirteh Raſhtereh hat die Aufſicht über den öſtlichen Theil, genannt Poorweh Weedeſéyeh; Weeroodhé, über den ſüdlichen, Namens Jamboodweepeeh; Weerdopaak Serreh, über den weſtlichen, Appereh godáneh; und Wayſerreh Wenneh, über den nördlichen, Dotoorookooroo Dewehinneh. Nur die Götter, und ſonſt Niemand, können aus einer dieſer Welten, oder vielmehr Weltabtheilungen in die andere gelangen. Die eine begreift unſere bekannte, aus Europa, Aſien, Afrika und Ame-

*) Oft wird er auch Sekkereho, Sekkereha, Sekkereh Dewee Raja genannt.

rika beſtehende Welt, welche die Budhiſten Jamboodweepeh nennen. Sie glauben, daß jede dieſer Weltabtheilungen, vermittelſt eines im Himmel befindlichen Edelſteins reflektirt werde, durch deſſen Medium die Sonne und der Mond ihren Glanz verbreiten. Der unſrigen haben ſie den blauen Sapphyr zugeeignet; den weißen Sapphyr hingegen, den Rubin und Topas, den drei andern. Den vorerwähnten Göttern liegt hauptſächlich die Pflicht ob, ihren Obern, den Sakkereh, vor den Nachſtellungen ſeines ärgſten und mächtigſten Feindes, des Gottes Wepechittee Aſſooreendrehya zu bewahren, der ſich in einer Unterwelt, Aſſoorehloke genannt, unter einem See aufhält. Hiernächſt haben ſie für jene Weltabtheilungen zu ſorgen, die ihrer Aufſicht anvertraut ſind. So oft der Neumond, das erſte Viertel und der Vollmond eintritt, erkundigen ſie ſich allemal durch ihre Diener, ihre Söhne, und endlich in eigener Perſon, nach dem Lebenswandel der Menſchen, und ſtatten hierüber in der großen Rathsverſammlung des Sakkereh, welche aus zwei und dreißig Mitgliedern (untergeordneten Gottheiten) beſteht, ihren Bericht ab. Je nachdem nun dieſe Verſammlung von dem Betragen der Menſchen außerordentlich gute oder ſchlechte Nachrichten erhält, äußert ſie entweder die größte Betrübniß, oder ſie weiß ſich vor Freude gar nicht zu faſſen.

Die Singhaleſen verſichern, Budha ſelbſt habe ihnen offenbaret, die Anzahl der Untergötter, welche ſich in den unteren Himmeln und auf Erden aufhiel-

ten, belaufe ſich auf 120,535, und nebſt dieſen gäbe es noch eine unzählbare Menge Kombaendeyos, oder Engel; aber ſowohl jene, als dieſe, ſtänden unter der Aufſicht der höheren Götter. Sie klaſſifiziren die Perſonen, welche in ihrer Mythologie vorkommen, auf folgende Art:

1) Budha.
2) Maha Brahma.
3) Sakkereh.
4) Sakkerehs 32 Rathgeber.
5) Die vier Schutzgötter der vier Weltgegenden.
6) Die Untergötter in den untern Himmeln.
7) Die Kombaendeyos, oder Engel.
8) Die Götter, welche ſich auf unſerer Erde aufhalten, und deren Diener.

Diepankereh Budha war einer von den zwei und zwanzig Budhas, deren wir weiter oben erwähnten, und ſtand unter denſelben oben an. Sein Name kömmt häufig in den Schriften vor, welche noch heutiges Tages unter den Singhaleſen vorhanden ſind, und ſie haben ihre guten Gründe, weswegen ſie ihn ganz beſonders in Ehren halten. Er war vorzüglich wegen ſeiner ſchönen Geſtalt berühmt, und die Anhänger der reinen und unverfälſchten Lehre, waren zu ſeiner Zeit viel zahlreicher, als unter der Regierung der andern Budhas, die in jenen fernen Zeitaltern lebten.

Gautemeh Budha iſt nach dem einſtimmigen

Zeugniſſe der Singhaleſen, dieſelbe heilige Perſon, welche von den Siamern Sommonokodom und Pootiſat genannt wird. Jene behaupten aber, die richtige Schreibart dieſes Namens ſey eigentlich Sommono Gautemeh. Sommono bedeutet in der Paliſprache einen berühmten Heiligen, deſſen Charakter aus ſeinem ganzen Betragen und aus allen ſeinen Handlungen hervorleuchtet. Mitunter bedeutet dieſes Wort ſo viel wie Budha. Gatuimeh, oder Gantimo (wie ich es zuweilen ausſprechen hörte) iſt eine eigene Benennung, welche man Jemanden beizulegen pflegt, der von einer alten vornehmen Familie entſproſſen iſt. Bhgodiſat, oder Poodiſatweyo iſt ſein Ehrentitel, welcher nur denen zukömmt, die ſich im Himmel befinden, und dazu beſtimmt ſind, Budhas zu werden.

Die Paliſprache iſt diejenige, in welcher Budha ſeine Lehre verkündigt und ſein Geſetz abgefaßt haben ſoll. Die Gelehrten unter den Singhaleſen, nennen ſie auch Magedee und Moola Baſha. Baſha heißt auf Singhaleſiſch ſo viel als Sprache. Das vornehmſte und heiligſte Geſetzbuch der Singhaleſen, welches man mit Recht ihre Bibel nennen könnte, mag wohl das Abidarmeh Pitékeh Sattappré Karranee ſeyn. Dieſes Buch iſt in der eben erwähnten Sprache geſchrieben, und in der Hauptſtadt von Kandia zu bekommen; wenigſtens befindet es ſich im Beſitz der daſigen Gelehrten. Ich erkundigte mich einſt bei einem Prieſter, welcher ſich zur Religion des Budha bekennte, was es ei-

gentlich mit den Vedas und Pooraans der Hindus für eine Bewandniß habe, und ob das Buch, deſſen ich ſo eben gedachte, vielleicht einigen Bezug auf dieſelben hätte. Er antwortete: „die Vedas ſind Bücher, welche ſich in den Händen der Braminen befinden, und worauf ſich ihre Glaubenslehre ſtützt. Sie „enthalten die Grundſätze jeder Wiſſenſchaft, aber von „Theologie kömmt nichts darin vor. Wir beſitzen in der „Paliſprache mehrere Bücher, die in gleicher Abſicht geſchrieben ſind, und eben ſo tiefes Nachdenken erfordern. „Einige derſelben ſind ins Singhaleſiſche überſetzt. Die „Poorans kennen wir nicht.“

Ich gab ihm hierauf zu verſtehen, daß mir der eigentliche Inhalt der Vedas bekannt ſey, daß darin metaphyſiſche Betrachtungen vorkämen, und Abhandlungen über das Weſen und die Eigenſchaften Gottes, und endlich, daß man ſie für Bücher halte, die von Gott unmittelbar eingegeben wären. In Betreff der Poorans fügte ich hinzu, ſie enthielten allerlei mythologiſche Erzählungen, welche auf die Erſchaffung und Verkörperung des Budha Bezug hätten.

Der Prieſter blieb dabei, daß ihm von dieſen Büchern, außer demjenigen, was ich bereits angeführt habe, weiter gar nichts bekannt ſey. Was aber die vorgebliche Verkörperung des Budha betrifft, ſo erklärte er ſich hierüber folgendermaaßen: „Die Hindus müſſen hie„von wenig oder gar keine Kenntniß haben, wenn ſie nur „einer einzigen ſolchen Verkörperung erwähnen. Bu-

„dha, wenn ſie anders den Budha Dherma Raja
„meynen, iſt lange zuvor, ehe er ſich zu einem Budha
„qualifizirte, zu wiederholten malen Menſch geworden,
„und als ſolcher in die Welt gekommen. Dieſe mannich-
„fachen Verkörperungen hatten nur in ſo fern ſtatt, als
„ſie auf ſeinem freien uneingeſchränkten Willen und
„Wohlgefallen beruhten, und in Gemäßheit ſeiner er-
„habenen Verdienſte und Eigenſchaften. Ich vermuthe
„daher, daß die Hindus, welche auf dieſe Art von der
„Menſchwerdung Budha's reden, wohl ſchwerlich
„auf denjenigen anſpielen können, deſſen Religionsſy-
„ſtem und Geſetz ich verkündige, und welcher nunmehro
„im Saale der Herrlichkeit, hoch über dem ſechs und
„zwanzigſten Himmel ſeinen Wohnſitz hat.“

Die Tempel des Budha werden eigentlich Budbeſtaneh, Siddeſtaneh und Maleegàwa genannt. Man pflegt aber von dieſen Beiwörtern, wenn von dergleichen Gotteshäuſern die Rede iſt, ſelten Gebrauch zu machen; ſondern man nennet ſie faſt allgemein Vihare, oder Viharagee, eine Benennung, die bloß den Wohnungen der Prieſter zukömmt, welche gewöhnlich dicht neben den Tempeln ſtehen, die dem Budha gewidmet ſind.

Das Religionsſyſtem der Budhiſten, in ſo weit ich Gelegenheit hatte, daſſelbe kennen zu lernen, ſcheint auf eine ganz einfache und ſanfte Moral gegründet zu ſeyn. Die Grundſätze, welche ſich Budha zu eigen gemacht

hatte, waren, Weisheit, Gerechtigkeit und Güte. *) Aus dieſen Grundſätzen entſtanden zehen Gebote, nach welchen ſeine Anhänger, als der einzigen und ächten Vorſchrift, alle ihre Handlungen abmeſſen. Er brachte dieſelben unter drei Hauptſtücke, nämlich: Gedanken, Worte und Werke. **) Es iſt nicht zu läugnen, daß aus denſelben ein gewiſſer Geiſt der Milde athmet, der ganz dem Charakter des Mannes entſpricht, welchen der Anblick blutiger Opfer empörte, und der ſie daher abſchaffte. Dieſe zehen Gebote enthalten dasjenige, was die Budhiſten unter dem Moralgeſetz verſtehen, welches alle Budhas, ohne Ausnahme, in verſchiedenen Ländern bekannt gemacht haben, beſonders aber der letzte, Gautemeh Budha genannt, im Reiche des Rajah Saha Roowereh. Sie ſtehen in einem Geſetzbuche, welches in der Paliſprache geſchrieben und Dikſangeeyeh betittelt iſt.

Die Budhiſten ſind im Beſitz gewiſſer, auf beſondere Umſtände eingerichteter Gebete, wovon ſie theils in der Stille Gebrauch machen, wenn ſie ſich in ihren Wohnungen befinden, theils öffentlich in den Verſammlungen der Glaubigen. Dieſe Gebete wurden zuerſt vom Könige Watteh Gemmoonoo Abeyenajeh niedergeſchrieben, und zwar genau ſo, wie ſie vom Bu-

*) Auf Singhaleſiſch: Budha, Dermah, Sangeh.

**) Auf Singhaleſiſch: Hittenema, Keeyenema, Kerrenema. — In der Paliſprache: Maneſhet, Waak, Kayeh.

dha, in jenen Zeitaltern, wo man ſich noch nicht aufs Schreiben verſtand, durch mündliche Ueberlieferung fortgepflanzt waren. Die Budhiſten müſſen dreimal des Tages ihr Gebet verrichten; nämlich früh um fünf Uhr, des Mittags, und Abends. Ihre Andachtsübungen ſind dem Budha und ſeinen Rahatoons (Apoſteln) gewidmet, wobei ſie zugleich für ſein Geſetzbuch und ſeine Reliquien, ſo wie für die der Rahatoons, überaus viele Ehrfurcht bezeugen. Dieſe Achtung für dergleichen Reliquien gründet ſich jedoch bloß auf die Erinnerung derer, welchen ſie angehörten, und ſie ſchreiben denſelben keinesweges eine übernatürliche Kraft zu. Vier Tage in jedem Monate ſind der öffentlichen Gottesverehrung gewidmet; nämlich die vier erſten Tage des Mondwechſels; wo ſich ſodann alle die, welche ausgehen können, in den Tempeln einfinden müſſen. Außer dieſen giebt es auch noch andere öffentliche Feſt- und Bettage; übrigens ſteht es jedem frei, beſondere Tage zu beſtimmen, die er durch Faſten und Beten heiligt, und an welchen er ſich durch allerlei geiſtliche Betrachtungen in dem Vorſatze beſtärkt, einen gottgefälligen Wandel zu führen.

Die Andächtigen, welche die öffentlichen Gotteshäuſer regelmäßiger als andere beſuchen, pflegen gewöhnlich eine oder die andere Gabe auf dem Altar zum Opfer darzubringen. Bis um eilf Uhr Vormittags, iſt ihnen geſtattet, zubereitete Eßwaaren zu opfern; ſo bald aber dieſe Stunde vorüber iſt, wird nichts mehr angenommen, als Blumen. Die Eßwaaren werden

gewöhnlich von den Prieſtern oder ihren Aufwärtern verzehrt, und machen einen weſentlichen Theil ihres Unterhalts aus.

An der Spitze der Geiſtlichkeit ſteht ein Mann, der ſowohl in Anſehung ſeines Titels, als ſeiner Amtsverrichtungen über alle andere erhaben iſt. Man nennet ihn Dammah Candeh Maha Nayekeh.

Während der Regierung der Portugieſen auf der Inſel Ceylon, hatte die Religion des Budha ſo viele Verfolgungen auszuhalten, daß ſie nach und nach ganz in Verfall gerieth, und die Kenntniß derſelben ſogar für ihre Anhänger verloren gieng. Als nun aber die Holländer dieſe Inſel eroberten, und den Verehrern des Budha ein wenig mehr Freiheit ließen, giengen den Prieſtern allmählich die Augen wieder auf, und da ihnen einige Gelehrte, welche von Siam hierher geſchickt waren, thätige Beihülfe leiſteten, ſo wurde die Religion nach und nach wieder in Aufnahme gebracht. Der damalige Oberprieſter war ein Mann von ausgebreiteten Kenntniſſen, und überaus frommem Lebenswandel. In Anſehung des erſteren Punktes übertraf er ſogar die, welche man aus Siam in der Abſicht hieher geſchickt hatte, daß ſie ihn unterrichten ſollten. Seiner ſeltenen Talente wegen, erhielt er den Titel Sreeheankereh Sanga Raja, den ihm der König von Siam und deſſen Oberprieſter gemeinſchaftlich beilegten, und welchen der König von Candia beſtätigte. Seit dem Ableben des Sanga Raja iſt Niemand wieder zu dieſer Stelle be-

fördert worden, weil unter den Prieſtern ſich keiner fand, der die dazu erforderliche Gelehrſamkeit beſaß. Die Ordination eines Prieſters, geſchieht in einer feierlichen Verſammlung, die aus dem Oberprieſter, dreißig anderen Gelehrten, und den beiden Staatsminiſtern beſteht. Der, welcher ordinirt werden ſoll, wird zuerſt geprüft, und wenn es ſich findet, daß er die zu einem Prieſter erforderlichen Eigenſchaften beſitzet, in die Verſammlung eingeführt, wo man ihn fragt, ob er alle die Pflichten, welche man ihm auflegen werde, zu erfüllen gedenke, ob es wirklich ſein ernſtlicher Wunſch ſey, in den heiligen Orden aufgenommen zu werden. Wenn er dieſe Fragen bejahet, ſo werden ihm die Kleider ausgezogen, womit er bei ſeinem Eintritt angethan war, und er empfängt dagegen aus den Händen zweier Prieſter die Kleidungsſtücke, welche er nun, vermöge ſeines neu angenommenen Charakters zu tragen verbunden iſt. Vorher hatte er zwar den untergeordneten Rang, und die Gerechtſame, die jeder erlangt, der bei irgend einem Tempel angeſtellt wird; allein zum Prieſter, oder Terrunaſſeh, konnte er ſonſt nirgends gemacht werden, als nur in dieſer Verſammlung. Der Kandidat darf an ſeinem Körper durchaus keinen Fehler haben, und nicht unter zwanzig Jahr alt ſeyn; wenn er nun noch überdies einen guten Lebenswandel geführt hat, und es ihm nicht an Gelehrſamkeit fehlt, ſo beſitzt er Alles, was dazu erforderlich iſt, um zum Prieſterthum zu gelangen. Die Prieſter müſſen im eheloſen Stande leben; wenn aber einer oder der andere aus dem Orden treten will, ſo ſteht es ihm frei, demſelben zu entſagen; doch muß ſolches in einer Verſamm-

lung der Prieſter ſeines Bezirks geſchehen, dergleichen alle Monate, und zwar an dem Tage, wo der Neumond oder der Vollmond eintritt, oder an dem einen wie an dem andern, gehalten wird. Auf dieſe Art kann einer aus dem Orden treten, ohne daß es ihm im mindeſten zum Nachtheile gereicht; ſo wie man es hingegen für die größte Schande hält, wenn Jemand wegen übler Aufführung aus dem Orden geſtoßen wird. Dieſe Strafe kann ſich ein Prieſter gar leicht, und zwar auf mancherlei Art zuziehen; z. B. wenn er ein Thier tödtet, geſetzt auch, es wäre nur eine Fliege; wenn er mit Weibesperſonen in Verbindung ſteht, oder nur den Wunſch darnach äußert; wenn er ſtarkes Getränk zu ſich nimmt; wenn er Jemanden etwas, es ſey auch noch ſo unbedeutend, entwendet, oder ſich eine Lüge zu Schulden kommen läßt. Ein Prieſter darf des Tages ein auch zweimal eſſen, je nachdem er ſich hiezu bei ſeiner Einweihung verpflichtet hat; doch muß ſolches jeder Zeit zwiſchen Sonnenaufgang und Mittags eilf Uhr geſchehen. Sobald dieſe Stunde vorüber iſt, darf kein Prieſter die mindeſte Speiſe zu ſich nehmen, wohl aber trinken. Die Prieſter des Budha leben von Allmoſen, und es iſt ihnen, nach ihren Geſetzen, erlaubt, Alles zu genießen, was ihnen auf dieſe Art zu Theil wird. Wenn aber ein Prieſter in ein Haus kömmt, und man ſchlachtet um ſeinetwillen ein Stück Geflügel, ſo verfällt er diesfalls in Strafe; denn es iſt im Geſetz des Budha ausdrücklich verboten ein Thier zu tödten. Die Buddhiſten auf der Inſel Ceylon eſſen kein Rindfleiſch; dieſes Verbot aber, wenn anders ein ſolches exiſtirt, gehört nicht zu den Lehrſätzen ihres

dergleichen man Geeramool Tabbeh *) zu nennen pflegt, und worin ein Zweig voll reifer Piſangfrüchte (Kehelken) nebſt allerlei Victualien enthalten iſt; eine Schachtel, um Betel (Boolat payeh, und eine dergleichen, um Chunam (Keeloté) hineinzuthun; eine Art Scheere (Geeré) um den Betel klein zu ſchneiden, und die erforderliche Quantität Chunam.

Wenn nun alle dieſe Waarenartikel in die Wohnung der Braut abgeſchickt ſind, ſo finden ſich, erwähnter maaßen, die bei der Sache intereſſirten Parteien daſelbſt ebenfalls ein. In der Mitte des Zimmers ſteht ein groſſer Tiſch, welcher mit einem weißen Tuche, Magool poroowеh genannt, bedeckt iſt, und die beiden Enden des Zimmers ſind ebenfalls mit dergleichen Tüchern geſchmückt. Sobald die Geſellſchaft, welche bloß aus den nächſten Anverwandten beſteht, im Zimmer beiſammen iſt, gehen die Verlobten von beiden Enden deſſelben einander entgegen. Die Braut hat einen ihrer jüngern Brüder bei ſich, und in deſſen Ermangelung muß ein Anverwandter, der jünger iſt als ſie, deſſen Stelle vertreten. Wenn nun Braut und Bräutigam in der Mitte des Zimmers beiſammen ſind, ſo wäſcht der Bruder oder Anverwandte, welcher die Braut begleitete, dem Bräutigam den rechten Fuß, und dieſer ſteckt nachher einen goldenen Ring an den einen Finger der Hand, die

*) Geeramol heißt ſo viel als vorzüglich gut, oder von der beſten Art. Tabbeh iſt die Benennung einer Bürde, an welcher zwei bis vier Mann zu tragen haben.

ihn gewaſchen hat. Wenn dies geſchehen iſt, ſo binden die beiden Oheime oder die zwei nächſten Anverwandten der kontrahirenden Theile, denſelben einen Faden um den kleinen Finger der rechten Hand, zum Zeichen, daß ſie nunmehro mit einander vereint ſind, worauf ſodann die Neuvermählte die Kleider anlegt, die ihr von dem Bräutigam überſchickt worden ſind.

Der Braut Vater und Mutter verehren dem Bräutigam ſieben Geſchenke; nämlich ein Oberkleid, von den Singhaleſen Jouan hettee *) genannt; eine Mütze **); einen Ring (Moobehirrooweh); ein Unterkleid (Ginbangetoopottieh); ein Feuerſchloß (Tooakobweh; zwei und zwanzig Rockknöpfe (Bottams); und eine goldene oder ſilberne Haarnadel (Dolkatoopihieh) an deren einem Ende ein kleines Meſſer angebracht iſt.

*) Das Oberkleid der Candianer hat weite Aermel, welche bis an die Ellbogen gehen, und das daran befindliche Leibſtück reicht bis an den Nabel.

**) Dieſes Wort iſt allem Anſehen nach aus dem Portugieſiſchen entlehnt.

Auszug aus dem Maha Raja Wallieh; einem Singhaleſiſchen Hiſtorienbuche.

Sechſtes Kapitel.

Zur Rechten des Baumes Bogaha*) liegt ein Land, welches Kallenagoo Rattehgooratteh genannt wird, und wo vor Zeiten ein König, Namens Kallingoo Raje regierte. Dieſer König hatte eine Tochter, die er an den Kaiſer von Waggooratteh vermälte, welcher ſich den Titel Waggoo Raje bei-

*) Dies iſt derſelbe Baum, welchen die Siameſen Praſi Maha Pout nennen. Dieſe ſowohl, als die Singhaleſen, halten ihn für heilig. Leztere nennen ihn vorzugsweiſe Sree Maha Bodee Wahangſé. An einen Baum dieſer Art lehnte ſich Budha, als er ſich zum erſtenmale in einen Gott verwandelte. Ein Zweig dieſes nämlichen Baums ſoll durch ein Wunder nach Ceylon gebracht, und zu Anoorabhepooreh Roowereh gepflanzt worden ſeyn. Gewiß iſt, daß hier die Einwohner noch heutiges Tages einen Baum dieſer Art verehren, und demſelben ganz auſſerordentliche Eigenſchaften zuſchreiben. Der Bogaha, oder Baum des Budha, iſt meines Erachtens derſelbe, den die Bewohner von Hindoſtan Peepul (Ficus religiosa) nennen; eine Art des Banienbaums, mit herzähnlichen ſpizigen Blättern. Wenn die Singhaleſen die Lage verſchiedener Länder angeben wollen, mit deren Kenntniß ſie prahlen, ſo nehmen ſie dieſen Baum zum Mittelpunkte an, um ſich hiernach zu orientiren.

gelegt hatte. Als nun die Kaiſerin, ſeine Gemalin, mit einer Tochter nieder kam, ließ er die Sterndeuter zuſammen berufen, und befahl ihnen, dem neugebornen Kinde das Horoſkop zu ſtellen. Sie alle ſagten einſtimmig aus, wenn einſt die Tochter des Kaiſers das mannbare Alter erreiche, ſo werde ſie ihm von einem Löwen entriſſen werden, wenn er es ſich auch noch ſo angelegen ſeyn laſſe, dies zu verhindern.

Der Kaiſer, welcher ſich dies ſehr zu Gemüthe zog, ließ in der Geſchwindigkeit alle nur erdenkliche Veranſtaltungen treffen, ſeine Tochter in Sicherheit zu bringen. Er hielt eine außerordentliche Menge Leute zu ihrer Bedienung, die auf ſie Acht geben mußten, und die Zimmer, worin ſie erzogen wurde, waren ringsum mit Wachen beſetzt.

Einſt nahm aber die Prinzeſſin bei nächtlicher Weile, als ihre Aufwärterinnen im tiefſten Schlafe lagen, die Gelegenheit wahr, ſich ganz in der Stille ihrer Aufſicht zu entziehen. Sie that dies, indem ſie die Zimmerthüre öffnete, ſich auf eine Terraſſe ſchlich, und von da hinab auf die Straße ſprang. Da ſich beſtändig in dieſer Straße eine Menge Kaufleute verſammelten, ſo fiel ſie zufälliger Weiſe einigen dieſer Leute in die Hände, welche ſo eben im Begriffe waren, in ein weit entlegenes Land zu reiſen, und mit welchen ſie ſich auf den Weg machte. Schon hatten ſie das Land Ladeh Deſey erreicht, und befanden ſich mitten in einem dicht verwachſenen Walde, als ein Löwe aus dem Gebüſche ſprang,

bei deſſen Erblickung die ganze Reiſegeſellſchaft die Flucht ergriff, ausgenommen die Prinzeſſin, welche nicht im Stande war, ſich von der Stelle zu bewegen. Der Löwe ergriff ſie, und nahm ſie mit fort, bis an das äußerſte Ende des Waldes, wo er ſich mit ihr begattete und in der Folge zwei Kinder zeugte, wovon das erſte ein Sohn und das zweite eine Tochter war.

Als dieſe beiden Kinder zu Verſtande kamen, hatten ſie zum öftern ihre Betrachtungen darüber, was wohl die Urſache ſeyn möge, daß ihr Vater ganz anders ausſähe, als ſie und ihre Mutter. Endlich erkundigten ſie ſich desfalls bey ihrer Mutter, und dieſe eröffnete ihnen, daß ihr Vater ein Löwe ſey. Als ſie dieſelbe nun ferner befragten, woher es denn komme, daß ſie einen Löwen zum Vater hätten, ſo erzählte ſie ihnen Alles, was ſich mit ihr ereignet hatte. Kaum war ſie mit ihrer Erzählung zu Ende, als der Sohn ſogleich anfieng, auf Mittel und Wege zu denken, wie er ſich am ſicherſten von dieſem Orte entfernen, und ſowohl ſeine Mutter als Schweſter mitnehmen könne. Mit dieſem Gedanken beſchäftigt, ſchlich er eines Tages ſeinem Vater nach, um zu ſehen, wo er ſich hinbegäbe, und was er wohl vornehmen möge. Da ſah er denn, daß derſelbe ſehr große Sprünge machte, und eine Reiſe von wenigſtens anderthalb hundert Meilen unternahm. Als daher ſein Vater wieder eine ähnliche Wanderung antrat, ſo gelang es ihm, ſeine Mutter und Schweſter glücklich zu entführen. Alle drei flüchteten in das Land, aus welchem ſeine Mutter gebürtig war, deren Bruder indeſſen nach Abſterben

ſeines Vaters, die Regierung angetreten hatte, und von welchem ſie unter groſſen Freudensbezeugungen aufgenommen wurden.

Als der Löwe wieder nach Hauſe kam, war er über den Verluſt ſeiner Frau und Kinder äuſſerſt betrübt, und wurde bald nachher wütend. Er witterte den Weg, auf welchem ſie entronnen waren, und da er demſelben folgte, ſo gelangte er bald darauf bis in die Nähe des Orts, in welchem ſie ſich aufhielten, wo er nun Alles, was ihm in den Weg kam, anfiel und umbrachte. Die Bewohner des Orts machten daher gemeinſchaftliche Sache und beſchwerten ſich bei dem Könige, daſs ein Löwe die ganze Gegend unſicher mache, und alle diejenigen tödte, die er irgendwo habhaft werde. Dem zu Folge gab der König Befehl, eine Menge Menſchen auszuſenden, die den Löwen verfolgen ſollten; ſie gaben ſich aber vergèbliche Mühe; denn ſein fürchterliches Brüllen benahm allen, die ſich ihm zu nähern gedachten, den Muth, und diejenigen, welche er erwiſchen konnte zerriſs er augenblicklich in Stücken.

Der König lieſs alſo öffentlich bekannt machen, daſs er ſein Reich, und alle ſeine Schätze mit demjenigen theilen wolle, welcher den Löwen umbringen würde. Hierauf meldete ſich der leibliche Sohn des Löwen, als Mitbewerber um die Belohnung, und machte ſich anheiſchig, ihn zu tödten. Mit Bogen und Pfeilen bewaffnet, begab er ſich an die Stelle, wo der Löwe ſich aufhielt. Sobald er ihn anſichtig wurde, drückte er einen

Pfeil ab, der ihm in den rechten Vorderfuß fuhr; da aber der Löwe zur nämlichen Zeit die Stimme ſeines Sohnes vernahm, ſo that er, als ob er des Schmerzens nicht achte. Allein ein zweiter Pfeil, welcher ihm den linken Fuß durchbohrte, machte ſeine Wuth rege, und eben war er im Begriff, ſie auszulaſſen, als ein dritter Pfeil ſeinen Kopf traf, und ihn zu Boden ſtreckte. Indem er fiel, ſchrie er: ach mein Sohn! und bat ihn, ſich ihm zu nähern. Als der Sohn dies gethan hatte, legte er ſeinen Kopf auf deſſen Kniee, und unterhielt ſich mit ihm, bis zu ſeinem letzten Lebenshauche, in den zärtlichſten Ausdrücken von ſeiner Gattin und ſeiner Tochter, wobei er ſeinem Sohne zugleich den Auftrag ertheilte, ihnen ſolches zu hinterbringen. Nun ſtarb er.

Der Sohn hieb ihm den Kopf ab, nahm ihn mit in den Palaſt, und überreichte ihn dem Könige, der, ſeinem Verſprechen gemäß, die Hälfte ſeines Reichs und ſeiner Schätze mit ihm theilte.

In einem Theile des Landes, welches ihm zufiel, lag unter andern die Provinz Lade Deſéh, wo ehedem ſeine Mutter vom Löwen entführt worden war. Hier baute er einen prächtigen Palaſt, und nannte nachher das Ganze ſeiner Beſitzungen Singhéba Nooweréh; und als er König geworden war, ließ er ſich Singhéba *) Rajaroowo nennen, und ſeiner

*) Singheba heißt ein geſchwänzter Löwe, Singhalai, ein vertilgter Löwe; die Endſylbe lai bedeutet auf Singhaleſiſch Blut.

Schweſter, die er verheurathete, gab er den Namen Singhé Wallee Comaree.

Dieſe Königin kam ſechzehnmal in die Wochen, und gebar jedesmal vier Söhne. Als ſie den erſten zur Welt brachte, regierte der Planet Mooweh Sreeſeh Neketeh; ſeine Geburtsſtunde wurde Gooregh Horaweh genannt, und er bekam den Namen Bijee Singhéba Commaroo. An eben dem Tage wurden im Königreiche Singhéba Noowereh ſiebenhundert Kinder männlichen Geſchlechts geboren. Als dieſe Kinder heranwuchſen und das männliche Alter erreichten, hatte ſie Bijee Singheba Commaroo beſtändig als ſeine Gefährten bei ſich, und ſie trieben, in Verbindung mit ihm, allerlei Unfug im Lande. Die Einwohner machten daher gemeinſchaftliche Sache, und beklagten ſich bei dem Könige über das ungebührliche Betragen ſeines Sohnes, welches die Folge hatte, daß der junge Prinz in Ungnade fiel, und ſein Vater ſo aufgebracht wurde, daß er ihm befahl, ſeine Staaten zu räumen.

Bijee Singhéba Commaroo ließ hierauf ſeine ſiebenhundert Gefährten zuſammen berufen, und nachdem er ihnen die Willensmeinung ſeines Vaters eröffnet hatte, beſchloſſen ſie einmüthig, ihn in ein fernes Land zu begleiten, und ſein Schickſal zu theilen. Dem zu Folge giengen ſie ſammt und ſonders zur See, und zwar in einem Schiffe, welches ihnen der König zu dieſem Behufe auszurüſten geſtattete.

Nachdem ſie geraume Zeit zur See geweſen wären, entdeckten ſie endlich das Hochland von Ceylon, welches Sammanalleh Sree Padé*) genannt wird, und da ſie vermutheten, daß unterhalb deſſelben eine große und fruchtbare Ebene läge, ſo beſchloſſen ſie, darauf los zu ſteuern. Bald darauf giengen ſie vor Anker, und ländeten an einem Platze, welchen ſie Tammeneh Totteh**) nannten. Hier fanden ſie einen Baum, genannt Noogeh gaha, unter welchem ſie ſich lagerten und ausruhten.

Vor Buhdas Geburt hieß die Inſel Ceylon Sree Lankaweh. In frühern Zeiten war hier ein fürchterlicher Krieg ausgebrochen, der unter der Benennung Rawena Joobdé bekannt iſt. Nach deſſen Beendigung blieb die Inſel 1845 Jahre lang von Einwohnern entblößt, und diente bloß einer Menge böſer Geiſter zum Aufenthalte. Jetzt wurde Budha geboren, der in der Folge ſeinen heiligen Charakter annahm. Er wohnte damals im Königreiche Raja Gaha Nowereh, nicht weit von dem Tempel Weloo Wama Ramée. Von dort aus nahm er mit Leidweſen wahr, daß die Dämonen und böſen Geiſter in dieſem ſo ſchönen Lande ihr Unweſen trieben, und faßte den Vorſatz, es davon zu befreien. Es war an einem Donnerſtage (Brahaſpotinda) im Monat Januar (Doorootoo) in einer Stunde, wo der Planet Roſſée Nekéteh regierte, als

*) Den Adams Pik.

**) Heut zu Tage Mentott genannt, unweit Manaar.

er, in der Abſicht dieſes Vorhaben auszuführen, auf der gedachten Inſel ankam, und einen Platz, Namens Ma-yan Gannee, zum Wohnort wählte.

(Hier folgt nun eine ausführliche Beſchreibung der heiligen Arbeiten, deren ſich Budha, während ſeines dreimaligen Aufenthalts auf der Inſel Ceylon unterzogen haben ſoll, und welche den Erfolg hatten, daß er die böſen Geiſter, welche die mehr erwähnte Inſel im Beſitze hatten, faſt gänzlich vertilgte, oder in ferne Gegenden verbannte. Ich ſage faſt; denn aus der Erzählung ergiebt ſich, daß Vijee Singhéba, als er ſich zum erſtenmale verheurathete, einen weiblichen Dämon zur Frau nahm, mit deren Beihülfe er die wenigen böſen Geiſter vertilgte, welche noch auf der Inſel vorhanden waren, nachdem bereits Budha dieſelben beſiegt hatte. Ich will hier noch einige Umſtände anführen, die den letzten Beſuch betreffen, welchen Budha auf der Inſel Ceylon abſtattete.)

Budha fand ſich zum drittenmal auf der Inſel Ceylon ein, als nach ſeinem erſten Beſuche bereits fünfzehn Jahre verfloſſen waren. Dies geſchah am Tage des Vollmonds im Monat Eſſéleh (Julius) unter der Regierung des Planeten Dotra Saleh Nekkéting. In Zeit einer Garda (Minute) hatte er nicht weniger als ſechzehn verſchiedene Ortſchaften in Augenſchein genommen; dann ſetzte er ſeinen Fuß auf den Sammanelleh Sree Padé, und ſtieg von da in den Himmel, wo er die Engel und Apoſtel unterrichtete, und ihnen

eröffnete, daß ſeine Lehre, oder ſein Geſetz, fünftauſend fünfhundert Jahre *) in der Welt Beſtand haben werde. Da nun, ehe er die böſen Geiſter vertilgt hatte, bereits die Lehrſätze dreier andern Budhas auf der Inſel Ceylon eingeführt waren, ſo fand die ſeinige deſto leichter daſelbſt Eingang.

Budha wendete ſich nachher an den Sekkereh Devee Endrya und ſprach: „Ich trete dir die Inſel „Ceylon ab. Ein Prinz, Namens Vijee Singhéba „Commaroo, wird mit ſieben hundert ſeiner Gefähr„ten daſelbſt ankommen. Beſprenge ſie alle mit dieſem „Waſſer, und binde dem Prinzen dieſen Faden um den „Hals.“ Mit dieſen Worten überreichte er dem Sekkereh ein wenig Weihwaſſer und den eben erwähnten Faden. Hierauf rief er einen Apoſtel, Namens Mihendoo Terroonaſſee herbei, und ſagte zu ihm: „Du biſt der Mann, der mein Geſetz auf der Inſel Ceylon verkündigen ſoll!“

(Vijee Singhéba, heißt es ferner, habe mit Beihülfe des Fadens, welcher ihm auf Befehl des Budha um den Hals gebunden wurde, gleich in den erſten Tagen nach ſeiner Ankunft ganz außerordentliche Thaten verrichtet, und unter anderen den weiblichen Dämon, Cowénee Jackinee, mit welchem er ſich damals ver-

*) In allen anderen Urkunden, die mir zu Geſicht gekommen ſind, wird dieſe Periode nur auf fünftauſend Jahre feſtgeſetzt.

heurathet hatte, in einen Felſen verwandelt, um ſich nachher mit der Prinzeſſin Tochter des Königs von Pandoowas ratteh *) zu vermählen, welche hierauf mit ſieben hundert ihrer Geſpielinnen eintraf, die ſich ſodann mit den ſieben hundert jungen Leuten, welche den Prinzen nach Ceylon begleitet hatten, verheurathete.)

Vijee Singhéba Commaroo wurde, nachdem er ſeine Vermählung mit der Tochter des Königs von Pandoowas ratteh vollzogen hatte, unter dem Titel Vijee Singhéba Raja Koowo, gekrönt, und nannte ſein Reich Tammenam noowereh. Dies war die erſte Niederlaſſung auf Ceylon, nach Verlauf der oberwähnten 1845 Jahre, in welchen die böſen Geiſter dieſelbe im Beſitze hatten.

Dewehneepetiſſeh Raja war der erſte König auf Ceylon, welcher ſich zur Religion des Budha bekannte. Nachdem er in derſelben eingeweiht und vollkommen unterrichtet war, empfieng er, im Beiſeyn des Apoſtels Mihendoo, die Taufe des Budha, und den Namen Savaneh Sieleh.

(Deweneepetiſſeh Raja, war der neunte König nach Vijee Raja. Die Ankunft dieſes letzteren auf Ceylon, ſoll, wie einige behaupten, am ſiebenten Tage nach der Himmelfahrt des Budha erfolgt

*) Dieſes Land ſoll auf der Küſte von Koromandel liegen.

ſeyn. Andere hingegen, und namentlich die Holländer, verſichern, daß ſolches dreihundert Jahre nach der Geburt unſers Heilandes geſchehen ſey. Noch andere, und zwar Chriſten, die aus der Inſel Ceylon gebürtig ſind, geben vor, Vijee Raja ſey im ſiebzigſten Jahre nach der Geburt unſers Heilandes gekrönt worden. Vergebens würde man ſich beſtreben, dieſe verſchiedenen Meinungen mit einander zu vereinigen; auch müßte man, um nur den Verſuch zu wagen, alle hieher gehörige Schriften kennen, und hinlängliche Sprachkenntniß beſitzen, um jede im Originale zu verſtehen. Jene, die den Budha betreffen, ſind wahrſcheinlich die einzigen, wonach ſich die allgemeine Chronologie mit einiger Wahrſcheinlichkeit berichtigen läßt; aber auch dann bleibt es noch immer zweifelhaft, ob und in wiefern dieſer Budha derſelbe iſt, welchen die Hindus verehren. Die Singhaleſer haben zwei verſchiedene Zeitrechnungen; einmal die des Budha, deren bereits weiter oben gedacht worden iſt; und zweitens die des Sokkeh, oder Sakerajeh Warooſeh, welche mit einer gewiſſen Zeitperiode von ſechshundert und drei und zwanzig Jahren nach der Himmelfahrt des Budha ihren Anfang nimmt, und nach welcher man dermalen 1718 zählt. Alle öffentliche Verordnungen, welche der Hof von Kandi ergehen läßt, ſind gewöhnlich nach dieſen beiden Zeitrechnungen zugleich datirt. Die Sakeh Warooſeh ſoll ſich von einer Hungersnoth herſchreiben, von welcher einſtmals die Inſel Ceylon heimgeſucht wurde. Die Schriftſteller des damaligen Zeitalters waren der Meinung, ſie ſey durch die Ruchloſigkeit des Kaiſers

Kooba Wälleh Gamba Raja Roowo veranlaßt worden, welcher, wie im Maha Raja Wallieh erzählt wird, gegen die Religion des Buddha eine offenbare Verachtung an den Tag legte. Ein ähnliches Ereigniß ſoll auch zur nämlichen Zeit auf dem feſten Lande von Indien, und zwar deswegen ſtatt gehabt haben, weil ein König, Namens Sagel Nowereh Raja, einen Braminen ermordet hatte.

Beawawa, welches auf der öſtlichen Seite von Ceylon liegt, verſorgte vormals, während einer langen Reihe von Jahren, einen großen Theil der Provinz Kandi mit Salz; und nie erhielten weder die Portugieſen noch die Holländer, wenn ſie die Kandianer in dieſer Gegend angriffen, von Seiten der Einwohner die mindeſte Unterſtützung, wiewohl ſich ihre Landsleute bei anderen Gelegenheiten nie auf ſie verlaſſen konnten, da ihnen das Wohl ihres Vaterlandes ganz und gar nicht am Herzen lag. Jene ſeltene Treue gründete ſich bloß auf ihre Verehrung und Furcht vor dem Gotte von Kaddea Gamma, deſſen Tempel in der Gegend bei Leawawa ſtand.

Die Singhaleſer nennen dieſen Gott Kandekoomareyo, ſagen er habe ſechs Köpfe, zwölf Hände u. ſ. w und führe allerlei Inſtrumente, welche ſie der Reihe nach beſchreiben. Bald ſieht man ihn in aufrechter Stellung abgebildet, bald auf einem Pfau reutend, welcher die Flügel ausbreitet, als ob er ihn durch die Luft trüge. Sie erzählen, als Buddha einſt auf ein

Paar Minuten in der Pagode zu Kabbergama erſchienen ſey, habe ſich ihm Kande Koomareyo zu Füßen geworfen, und von demſelben ganz außerordentliche Gaben erhalten; unter andern auch die, alle Kranken, inſonderheit ſolche, die zur königlichen Familie gehörten, geſund zu machen, und ſonſt noch allerlei Wunder zu wirken. Zur nämlichen Zeit gebot aber Budha, man ſolle ihm keine göttliche Ehrenbezeugungen erweiſen, und wenn ſolches heut zu Tage in ſeinem Tempel geſchieht, ſo hat ſich dies nach und nach und bloß deswegen ſo eingeſchlichen, weil er gleich anfänglich die Herzen ſeiner Verehrer an ſich gezogen hatte. Sie haben ihm in der Hauptſtadt von Kandi einen Tempel erbaut, welcher aber dem oben erwähnten weit nachſteht. Es ſind an demſelben mehrere Civilbeamte angeſtellt, jedoch keine Prieſter. Es wird hier jährlich ein großes Feſt veranſtaltet, und zwar im Julius am Tage des Neumonds. Es endigt ſich allemal mit einer großen Prozeſſion (während welcher gewöhnlich einige Wunder geſchehen ſollen) und wenn dieſe vorbei iſt, werden eine Menge koſtbarer Geſchenke geopfert, wovon der König von Kandi ſeinen Antheil erhält. Ich werde künftig Gelegenheit nehmen, die Feier dieſes Feſtes, und die dabei üblichen Ceremonien ausführlich zu beſchreiben. Bemerkenswerth iſt es, daß ſich bei allen öffentlichen Feierlichkeiten in dieſem Tempel, außer den Budhiſten, auch Muſelmänner, Braminen und Hindus, von allerlei Klaſſen und Ständen einfinden. Die vornehmſten Beamten ſind der Mahaditmeh rakehammee, Kopdabitmeh rakehammee, und Baſnaikee

ralehammee. Auf dieſe folgt ſodann der Maha Kapooraleh und Koodah Kapooraleh.

Einige gelehrte Hindus, die ich unlängſt in Ceylon ſprach, waren ſo eifrige Verehrer des Kande Koomareyo, daß ſie mir ihren Unwillen über die obererwähnten Ceremonien, noch mehr aber darüber, daß die Budhiſten dem gedachten Gotte einen geringern Charakter beilegen, in den ſtärkſten Ausdrücken zu erkennen gaben. Die Hindus, ſagten ſie, wären der Meinung, daß dieſer Tempel dem mehrerwähnten Gotte unter allen der liebſte ſey, und eben darum würde er von ihnen ſo zahlreich beſucht. Vom Kande Koomareyo ſelbſt, theilten ſie mir folgende Nachricht mit:

„Scand Coomaura (denn dies allein iſt die „richtige Schreibart dieſes Worts, ſo wie ſie in der „Samſcreda vorkömmt) bezeichnet in der Mythologie „der Hindus den zweiten Sohn des Seva, der aus „der Vereinigung der Strahlen entſtanden ſeyn ſoll, „welche die Augen dieſes Gottes von ſich gaben, als er, „der ſeinem Weſen nach, immateriell und unſterblich iſt, „in ſichtbarer leiblicher Geſtalt auf der Spitze ſeines Pa„radieſes und Silbergebirges, Kylauſum, erſchien, „um den himmliſchen Heerſcharen ſeinen Segen zu er„theilen. Seva hatte ſich durch die Bitten der Engel „bewogen gefunden, dieſen Sohn aus ſeinen göttlichen „Strahlen zu bilden, weil ihre Vettern, die drei Aſ„ſooras, oder Rieſen, Soorapadma, Tarahna, „und Simha Vartra, in ihren Städten, welche in

„der Mitte großer Meere liegen, gefangen hielten.
„Dieſe Aſſooras hatten ſich bei dem Seva, durch
„Abtödtung und Opfer, beſonders aber dadurch, daß
„ſie feſt an ihn glaubten, und ihr ganzes Vertrauen auf
„ihn ſetzten, ſo beliebt gemacht, daß er ihnen ganz auſ-
„ſerordentliche Segnungen ertheilte, und ihnen die
„Macht verlieh, über die tauſend und acht Bram-
„haundas *) oder Macrocosmos zu herrſchen,
„deren jeder aus vierzehn himmliſchen und irdiſchen Re-
„gionen beſteht. Auch ſchenkte er ihnen den Wagen der
„Wünſche, Indra yannam genannt, durch deſſen
„Beihülfe ſie in Stand geſetzt wurden, das ganze Uni-
„verſum in einem Tage zu bereiſen. Um nun dieſe Rie-
„ſen, die ihre Gewalt gemißbraucht und ſich durch ihre
„Tyrannei verhaßt gemacht hatten, zu vertilgen, ſchoſ-
„ſen dem Seva jene Strahlen aus den Augen, die,
„wie geſagt, ein Weſen bildeten, welches ſechs Köpfe
„und zwölf Hände hatte. Scanda, oder Scandu
„Comaura, bedeutet ein Kind, das aus den Strah-
„len entſtanden iſt, welche das höchſte Weſen von ſich
„giebt.

„Dieſer Gott hat außerdem auch noch mehrere an-
„dere Namen; z. B. Soobramhanya, Gooha
„Coomaura u. ſ. w. die auf ſeine wundervollen Tha-
„ten Bezug haben. Er unterzog ſich auf Befehl des

*) Bramhaunda bedeutet buchſtäblich das große Ey, wird aber ſtatt des Worts Macrocosmus (die große Welt, das Univerſum) gebraucht.

„Seva, einer Unternehmung gegen die Städte der ob„erwähnten Rieſen, und vertilgte, nachdem er ſie be„ſiegt hatte, ihr ganzes Geſchlecht. Kurz, der älteſte „dieſer Rieſen mußte ſeine monſtröſe Geſtalt ablegen; „und zertheilte ſich in zwei Hälften. Aus der einen „ward ein Pfau, und aus der anderen ein Vogel (fowl). „Scanda Coomaura bediente ſich des erſteren, um „darauf zu reuten, und des letzteren als ſeiner Fahne. „Daher kömmt es, daß ihm dieſe beiden Vögel geheiligt „ſind. Als er aus den Königreichen der Rieſen zurück„kehrte, ward er vom Visbnu (Wishnoo) und eini„gen anderen Göttern, die ihn begleitet hatten, erſucht, „auf dem Gipfel eines gewiſſen Berges Halt zu machen, „und ſich auf einen aus Edelſteinen beſtehenden Thron „zu ſetzen. Als er dies gethan hatte, berührte er mit „dem einen ſeiner göttlichen Füße den Erdboden. Dies „iſt die Urſache, warum man dieſen Berg für heilig hält „und ihn Cabeer Caumam genannt hat, welches „einen Berg bedeutet, der von Edelſteinen ſtrahlt, der„gleichen hier ehedem in einer Quelle gefunden wurden.“

Da ich, nach demjenigen zu urtheilen, was ich zeither vom Budha geleſen oder gehört hatte, nicht anders glauben konnte, als daß derſelbe einer der neun Avataurams ſey, und da er, ungeachtet ſeine Lehrſätze mit jenen der Hindus, in einigen der weſentlichſten Punkte, in offenbarem Widerſpruche ſtanden, von einigen Braminen, die zur vornehmſten Klaſſe gehörten, gerühmt worden war: ſo nahm ich um ſo weniger An-

ſtand, dieſer ſeiner Würde gegen die obgedachten Perſonen zu erwähnen. Deſto größer war daher meine Verwunderung, als ich hörte, daß er nicht mit unter den neun Avataurams begriffen ſey. Ihre Namen waren dieſe: Varanha, Naurasinha, Coorma, Matſya, Baumana, Paraſoo-Raama, Daſarabha-Raama, Bala-Raama und Krishna. Mit der Menſchwerdung des Budha, ſagten ſie ferner, habe es folgende Bewandniß:

„Es waren einmal drei Rieſen, welche man Trepooras nannte (und denen man dieſe Benennung „deswegen beigelegt hatte, weil ihre Städte von Eiſen, „Kupfer und Gold waren, Flügel hatten, und immer „ihre Stelle veränderten). Dieſe Rieſen waren erklärte „Anhänger des Seva, und beteten deſſen heiliges Sinnbild, den Lingam an, ſo daß ſie unüberwindlich waren. Die öfteren und mannichfaltigen Bedrückungen, „welche die Götter von ihnen zu erdulden hatten, bewogen endlich den Vishnu, unter dem Namen Budha, in menſchlicher Geſtalt zu erſcheinen, in den Städten umherzugehen, Wunder zu wirken, und ſeine verführeriſche Lehre den Einwohnern zu predigen, die folglich ſeine Religion annahmen, und in jedem Betrachte „ſeine Proſelyten wurden. Vermittelſt dieſer Liſt fielen „endlich die Treporas dem Budha in die Hände, „und wurden nachher vom Seva vertilgt. (Die näheren Umſtände dieſer Erzählung, ſollen im Scanda „pooraunа enthalten ſeyn). Dies iſt die Urſache, „weswegen die Hindus den Budha für den Stifter

„einer heterodoxen Religion erklären. Sie halten ſeine
„Anhänger für Unglaubige, und rechnen ſein Syſtem,
„ſo empfehlenswerth es übrigens in Anſehung der Moral
„iſt, zu den dreyhundert und neun und dreißig Sekten,
„oder Zweigen, des Schisma, welches unter den Hin-
„dus entſtanden iſt.“

V.

Ueber die Bazeegurs, oder Nuts; eine Hindoſtaniſche Sekte.

Vom Kapitán David Richardſon.

Grellmann's Abhandlung über die Europäiſchen Zigeuner, worin der Verfaſſer die Vermuthung äußert, daß vielleicht Hindoſtán das Vaterland dieſer überall herumziehenden Menſchenraſſe ſey, brachte mich zuerſt auf den Gedanken, die Sitten und Gebräuche eines in Hindoſtan befindlichen Volkes zu unterſuchen, welches man Nuts zu nennen pflegt, und deſſen Lebensweiſe mit jener der Zigeuner einige Aehnlichkeit hat. Mit ihrem urſprünglich Perſiſchen Namen heißen dieſe Leute eigentlich Bazeegur, und dieſes Wort bedeutet ſo viel als Gaukler, oder Poſſenreißer; man hat aber einigen ihrer Stämme die Benennung Nut beigelegt, und ſelbige nachher auch noch auf mehrere ausgedehnt, deren jeder einen eigenen Zweig,

oder eine beſondere Abtheilung ausmacht, die ihre eigenen Gebräuche und Erwerbsmitttel hat, je nachdem ſie durch den Drang der Umſtände, oder gewiſſe Lokalverhältniſſe veranlaßt wurde, dieſes oder jenes Handwerk zu erlernen, und eine eigene Art von Berufsarbeit zu ergreifen.

Die Bazeegurs werden in ſieben verſchiedene Kaſten eingetheilt; nämlich in Charee; At,hb,hy,ee,az Bynſa; Purbuttee; Kalkoor; Dorkinee, und Gungwar. Dieſe Verſchiedenheit erſtreckt ſich jedoch nicht weiter als auf den Namen; denn ſie leben auf eben die Art beiſammen, und verheurathen ſich mit einander wie ein gemeinſchaftliches Volk. Ihrer eigenen Verſicherung zu Folge, ſtammen ſie von vier Brüdern ab, die nur eine Familie ausmachten.

Sie behaupten Muſelmänner*) zu ſeyn; das iſt, ſie laſſen ſich beſchneiden, und ſowohl bei ihren Hochzei-

*) Wer die morgenländiſchen Sprachen verſteht, kann oftmals ſogleich errathen, zu welchem Volke dieſer oder jener Profeſſioniſt gehört, ſobald er nur vernimmt, wie man ihn nach ſeinem Metier nennt. Wenn z. B. ein Sonar, Goldarbeiter, Zurgur oder Sadu-kar genannt wird, ſo iſt er gewöhnlich ein Muſelmann. Eben ſo verhält es ſich auch mit Joolaha, Mochoe, Durzee, Hujam, Quiſſukhan, Mooſuwwir, Mee, anjee, ſtatt der Hindoſtaniſchen Benennungen Cantee, Chumar, Soojee, Na, ee, Kuthuk, Pande und Chiteba, die, der Reihe nach, Weber, Schuhmacher, Schneider, Barbier,

ten als Begräbniſſen, muß jederzeit ein Quazee oder Moolla zugegen ſeyn, der die bei dergleichen Feierlichkeiten gebräuchlichen Gebete herlieſt. Aber auch nur in ſo weit und nicht weiter, ſind ſie Muſelmänner. Von ihrem Propheten haben ſie wenig oder gar keine Kenntniß, und ob ſie gleich in ihrem Glaubensbekenntniſſe,

Mährchenerzähler, Schulmeiſter und Maler bedeuten. Das Wort Hulalkhor, worunter man einen Gaſſenkehrer verſteht, bezeichnet auf eben die Art den Muſelmann, wie B,hungee den Hindoo; eine Wahrheit, welche dieſe beiden Völker äußerſt ungern eingeſtehen. Der Grund hiervon liegt offenbar darin, daß ſie auf ihre Kaſte ſtolzieren, und ſolches einander nur zu oft entgelten laſſen. In vorliegendem Falle werden ſie die eben angeführte Thatſache geradezu läugnen; es müßte denn ſeyn, daß der, welcher ſie dieſerhalb befragt, der Sprache kündig genug wäre, um einen Holkar, vorausgeſetzt, daß er es mit Muſelmännern zu thun hat, herbeizurufen, und ihn in deren Gegenwart ſein Glaubensbekenntniß u. ſ. w. herſagen zu laſſen. In dieſen und anderen Vorſchriften des Islamismus ſind ſie oftmals ſo unerfahren, daß man die vorgeblichen Muſelmänner eben ſo wenig für Mahomedaner, als die B,hungees für ächte Hindoos erklären kann. Alles, was ſich hierüber mit Gewißheit ſagen läßt, iſt dies, daß ſie ſich mehr auf die Seite der einen Religion, als auf die der andern neigen, wie ſich aus obigem Texte, ſobald wir auf die Geſchichte der Nuts kommen, das Mehrere ergeben wird. Sonderbar genug iſt es, daß ſich die Muſelmänner gewiſſe Beſchäftigungen ausſchließlich angemaßt haben, und unter denen, die dergleichen beſorgen, verdienen vorzüglich die Bihiſtees oder Saqqas, welche Waſſer tragen, und die Su,ees, oder Hausknechte genannt zu werden.

welches einige unter ihnen ſo ziemlich auswendig gelernt haben, ſeine Titel herbeten, ſo wiſſen ſie doch, wenn man die Sache genauer unterſucht, weiter nichts von ihm zu ſagen, als daß er ein Peer oder Heiliger war. Sie glauben an Gott und wenden ſich im Gebete an ihn, wenn und ſo oft ihnen etwas Gutes oder Böſes bevorſtehet, ausgenommen wenn es eine Sache betrifft, die in das Departement Tanſyns, eines berühmten Muſikers, gehört, der, wenn ich nicht irre, zu den Zeiten des Ukbur lebte. Dieſen halten ſie für ihren Schutzgott; weswegen ſie ihn denn auch bei allen ihren Berufsgeſchäften um Glück und Beiſtand anflehen. Dieſe beſtehen hauptſächlich darin, daß ſie verſchiedene Inſtrumente ſpielen, ſingen, tanzen, gaukeln, u. ſ. w. In den zwei letztern Künſten thun ſich beſonders die zu dieſer Sekte gehörigen Frauensperſonen hervor. Ihre Religionsbegriffe und den Glauben an die Fortdauer der Seele nach dem Tode, ſchöpft dieſe allenthalben herumziehende Menſchengattung aus ihren Liedern und Geſängen, die eben ſo einfach als ſchön ſind, und einen berühmten Dichter, Namens Kubeer, zum Verfaſſer haben, der, eben dieſer Dichtungen wegen, genauer gekannt zu ſeyn verdiente.*) So oft ihnen ein zweifelhaf-

*) Er war ſeines Handwerks ein Weber, und lebte unter der Regierung des Sher Shah, der in der Indiſchen Geſchichte die Rolle eines Cromwell ſpielte. Zur Zeit iſt jedoch ſolches noch nicht mit völliger Gewißheit erwieſen, denn einige verſetzen ihn in das Zeitalter des Ukbur. Alle kommen aber darin überein, daß er ein Soofee oder Deiſt war, der durch ſeine erhabenen Geſinnungen

ter Fall vorkömmt, wiſſen ſie ſich ſogleich dadurch zu helfen, daß ſie aus dieſem ihren Lieblingsdichter eine oder die andere Stelle anführen. So beantworteten ſie

vor andern ſich auszeichnete, und den Menſchen bei jeder Gelegenheit Gutes erzeigte. Er zog ſowohl die Hindus, als auch die Muſelmänner, wegen ihrer Intoleranz und ihres Aberglaubens, ſtark durch die Hechel, that ſolches aber auf eine ſo feine, ungekünſtelt witzige Art, mit ſo vieler Laune und geſunder Vernunft, daß ſich dieſe beiden Völkerſchaften noch bis auf den heutigen Tag um die Ehre ſeiner Geburt ſtreiten. Er gab eine Sammlung Gedichte heraus, die noch dermalen ſehr geſchätzt werden, weil ſie die reinſte Moral enthalten, und die Menſchen antreiben, ſich gegenſeitig, mit gänzlicher Hintanſetzung jeder andern Rückſicht, alle Liebe und Gaſtfreundſchaft zu erweiſen. Die darin enthaltenen, eben ſo uneigennützigen, als anziehenden Lehren, haben in Hindoſtan die Entſtehung einer eigenen Sekte veranlaßt, die ſich Kubeer-punt-hee nennt, und wegen ihrer Tugenden, insonderheit aber wegen ihrer Wahrheitsliebe, ſowohl bei den Hindus als Muſelmännern im größten Anſehen ſteht. Man könnte ſie gewiſſermaßen die Quaker jenes Erdſtrichs nennen, denn ſie haben mit dieſem achtungswerthen Korps, ſowohl was die Reinlichkeit der Kleidung, als die Simplicität der Sitten betrifft, eine auffallende Aehnlichkeit. Letztere ſind eigentlich weder Muhamedaniſch noch Hindoſtaniſch, ſondern vielmehr von der Art, daß ſie zwiſchen beiden das Mittel halten. Eine Ueberſetzung von Kubeers Werken, nebſt einer Lebensbeſchreibung dieſes Weiſen, und einer ausführlichen Nachricht von ſeinen Anhängern, ihren Lehren und Vergeſellſchaftungen, gehört noch immer unter die Lücken, welche in der Indiſchen Geſchichte vorkommen, und Ergänzung bedürfen. Eben ſo wenig läßt ſich mit einiger Wahrſcheinlichkeit an-

3. Wi meine Frage über den Zuſtand der Seele nach dem Tode, mit folgender Stanze:

Mun moo, a nu ma, e, a moo, ee mur mur qu,
e sureer;
Asa tishna nu moo, ee Kuh gu, e das Kubeer.

Nach einer richtigern Schreibart, die in den Wer-

geben, wenn und woran Kubeer ſtarb, und wo er begraben liegt. Man erzählt zwar, er habe geraume Zeit zu Kaſee, unweit Gy,a gewohnt, und ſich nachher auch zu Jagurnath aufgehalten, wo er durch ſeinen Lebenswandel und ſeine toleranten Grundſätze, unter den Braminen viel Aegerniß verurſacht habe. Als er ein ſehr hohes Alter erreicht gehabt, ſey er unter großem Zulauf ſeiner Schüler, worunter ſich ſowohl Muhamedaner als Hindus befunden hätten, verſchieden. Dieſe hätten ſich über die Beerdigung ſeines Leichnams nicht mit einander vereinigen können, und mittlerweile ſey derſelbe bis nach ausgemachter Sache in ein anderes Zimmer geſchafft worden. Die Muſelmänner, ſagt man, hätten die Oberhand behalten, und ihn folglich nach ihrer Weiſe zur Erde beſtattet. Die Hindus hingegen verſichern, der Leichnam ſey verſchwunden, und an deſſen Stelle habe man eine Lotosblume vorgefunden, welche ſorgfältig aufbewahrt worden ſey. Gewiß iſt, daß der Name dieſes Mannes, ſo ſehr übrigens jene verſchiedenen Religionsverwandten in ihren Grundſätzen von einander abweichen, außerordentlich in Ehren gehalten wird. Die Sekte der Kubeer-bunt-hee ſcheint jedoch, ihrer inneren Verfaſſung nach, mehr Aehnlichkeit mit den Hindus, als mit den Muſelmännern zu haben, und inſofern ſcheint ſich die Wahrheit bei Entſcheidung obiger Streitfrage mehr auf ihre Seite zu neigen.

ken des eben genannten Philoſophen vorkömmt, ſollen dieſe Zeilen alſo lauten:

Ma, e, a muree nu mun mura mur mur gy, a
sureer,
Asa tisna na mitee yon kut,h gu, e Kubeer.

Man könnte dies folgendermaßen überſetzen:

Wenn gleich der Leib in Staub zerfällt,
Stirbt doch der Geiſt, die Liebe, nicht;
Sie kehret heim zur beſſern Welt,
Wie das Kubeer, der Dichter, ſpricht.

Dieſe Leute glauben nämlich, daß Ein Geiſt die ganze Natur durchdringe, und daß ihre Seele eine Partikel dieſes allgemeinen Weltgeiſtes ſey, folglich ſich wieder mit demſelben vereinige, ſobald ſie die irdiſche Hülle, an welche ſie gefeſſelt iſt, von ſich abgeſchüttelt habe.

Bei allen ihren Gaſtereien, und dieſe veranſtalten ſie ſo oft, als es ihre Vermögensumſtände zulaſſen, pflegen ſich alle Anweſende, ſelbſt Weiber und Kinder nicht ausgenommen, zu berauſchen. Starke Getränke ſind ihnen das liebſte auf der Welt, und jedes Vergehen kann wieder gut gemacht werden, wenn man denen, die dabei intereſſirt ſind, nur genug und ſatt zu trinken giebt. Dies hat natürlicher Weiſe die Folge, daß jeder, der einiges Vermögen erwirbt, nicht lange nachher als ein Ver-

brecher behandelt und vor einem Punchayet *) förmlich verklagt wird, wo ſich alsdann die ganze Geſchichte gewöhnlich damit endigt, daß er der Brüderſchaft, zu welcher er gehört, ſo lange zu trinken geben muß, bis ihnen Hören und Sehen vergeht. Genau ſo verhielt es ſich mit zwei Männern, die bei mir in Dienſten ſtanden, und denen ich ein unbedeutendes Geſchenk gemacht hatte. Man beſchuldigte ſie, mir etwas entdeckt zu haben, das durchaus hätte verborgen bleiben ſollen, und ſie mußten dafür nicht nur auf die gewöhnliche Art büßen, ſondern ſich auch noch überdies der ſonderbaren Strafe unterwerfen, daß man ihre Naſen auf der Erde derb abrieb.

Ob ſie ſich gleich zum Islami bekennen, ſo gebrau-

*) Die Abſtammung dieſes Worts von Panch, fünf, dienet nicht nur dazu, einen von Alters her üblichen Brauch, ſondern zugleich auch den Umſtand, daß bei allen gerichtlichen Verſammlungen, die aus einer beſtimmten Anzahl von Mitgliedern beſtehen, eine gewiſſe Stimmenmehrheit, oder Majorität nothwendig iſt, ſehr deutlich ins Licht zu ſetzen. Aus dieſen und unzähligen anderen Fällen erhellet, wie nöthig es iſt, daß jeder beobachtende Reiſende und einſichtsvolle Schriftſteller ſich mit der Landesſprache bekannt mache. Wenn alle die, welche über Indiſche Gegenſtände geſchrieben haben, ſie mit den Augen eines Eton betrachtet hätten, ſo würden wir nicht, wie ſolches heutzutage faſt bei allen Dingen von einiger Wichtigkeit wirklich der Fall iſt, ſo Vieles wieder vergeſſen müſſen. Wer das Werk dieſes vortrefflichen Schriftſtellers über die Türkei lieſt, der wird ſich von der Nothwendigkeit dieſer Bemerkung ſattſam überzeugen, und ſie gehörig anzuwenden wiſſen.

chen ſie doch, ſo oft es darauf ankömmt, ihren Kindern beſtimmte Namen beilegen zu laſſen, einen Bramin, der in dem Rufe ſteht, ein groſſer Aſtrolog zu ſeyn. Die Mütter ſäugen ihre Kinder gewöhnlich bis in das fünfte oder ſechſte Jahr. Oft ſieht man daher vier bis fünf ſolcher armſeligen Geſchöpfe ſich feſt an ihre Mütter klammern, und einander die dürftige Nahrung ſtreitig machen, die, nach dem äußern Anſehen des Weibes zu urtheilen, kaum hinlänglich iſt, ein einziges geſundes Kind zu ſättigen. Dieſe üble Gewohnheit, die gewaltſamen Leibesübungen, wozu dieſe Frauensperſonen in ihren jüngern Jahren angehalten werden, und der unmäßige Genuß hitziger Getränke, dies Alles trägt vereint dazu bei, die Lebensdauer dieſer Unglücklichen vor der Zeit abzukürzen. Ihre Verheurathung bleibt gemeiniglich weit länger ausgeſetzt, als ſolches unter dem daſigen heißen Himmelsſtriche gebräuchlich iſt. Dies rührt davon her, daß die Mädchen durch die Ausübung ihrer erlernten Kunſtſtücke ihre Aeltern ernähren müſſen. Die, welche man bloß im Tanzen und Singen unterrichtet, ſind eben ſo wenig in Anſehung ihres Lebenswandels an eine ſtrenge moraliſche Vorſchrift gebunden, wie die feilen Dirnen, welche man in Hindoſtan Nach nennt. Jene Mädchen hingegen, welche die Rolle der Gauklerinnen ſpielen, müſſen ſich ſchlechterdings eines untadelhaften Betragens befleißigen, bis endlich ihre Stelle durch andere, die jünger als ſie ſind, erſetzt wird. Wenn dieſer Fall eintritt, ſo können ſich die ältern, welche zeither das Publikum durch ihre Künſte beluſtigten, unbedenklich zu den Tänzerinnen geſellen, die, wenn ſie auch

gleich wegen ihrer Ausſchweifungen noch ſo ſehr berüchtigt ſind, demungeachtet Männer bekommen. Sobald ſich dieſelben verheurathet haben, treten ſie nicht mehr als Tänzerinnen auf; im Gegentheil erwartet man nun eine ganz andere Aufführung von ihnen, welche denn auch, ſo viel mir wenigſtens von der Sache bekannt iſt, gewöhnlich erfolgt. Um dieſes einigermaßen erklärbar zu finden, muß ich des Umſtandes erwähnen, daß hier die Frauensperſonen, ganz gegen den Gebrauch, der in andern Theilen von Indien eingeführt iſt, das Recht haben, eine freie Wahl zu treffen, und daß man nicht eher Anſtalt zu ihrer Verehelichung macht, bis ſolches mit ihrer Einwilligung geſchieht; es müßte denn ſeyn, daß ſie ſich Jemand ſchon vorläufig zu ihrem Ehegatten auserſehen hätten.

In und bei Kalkutta giebt es fünf verſchiedene Gattungen dieſer Leute, und jede beſteht aus zwanzig bis dreißig Perſonen, die Kinder nicht mitgerechnet. Jede ſteht unter der Aufſicht eines Surdar, und einer von dieſen bekleidet die Stelle als Nardar Boutah, oder Häuptling. Der, welcher jetzt an ihrer Spitze ſteht, wird Mundhungee *) genannt; ein Wort, das man füglich durch Bon-Vivant, oder luſtige

*) Die Hanfpflanze, deren ſich die Einwohner von Hindoſtan als eines Mittels bedienen, ſich zu berauſchen, wird Bhung, nach einer unrichtigen Ausſprache Bang genannt. Wahrſcheinlich iſt dies daſſelbe Wort, wovon Bhungee abſtammt, welches man, wie die Benennung Saufaus oder alberner Kerl, denjenigen vorwürfsweiſe beizule-

Seele, überſetzen könnte. Allem Vermuthen nach hat er der vorzüglichen Eigenſchaft, das Publikum durch ſeine Schwänke zu beluſtigen, ſowohl ſeinen erhabenen Poſten als ſeinen Titel zu danken. Letzterer ſcheint nicht ſowohl unter den Muſelmännern, als vielmehr unter den Hindus gebräuchlich zu ſeyn.

Die außerordentliche Behendigkeit und Gelenkſamkeit, womit dieſe Frauensperſonen das Publikum beluſtigen, iſt ſo allgemein bekannt, daß es dieſerhalb keiner ausführlichen Beſchreibung bedarf. Sie haben keine regelmäßigen Wohnungen, ſondern halten ſich in temporären Hütten auf, die ſie aus Matten von Hoogla *)

gen pflegt, welche ſich in dem höchſt ſchädlichen Getränke, das unter dem Namen Subzee, Ganja, Churus u. ſ. w. bekannt iſt, von Sinnen trinken. Mun hat dieſelbe Bedeutung, wie das Lateiniſche Wort Mens, die Seele, und iſt ein Stammwort, wovon mehrere andre Hindoſtanſche Wörter derivirt werden. Daher unter andern der Name des berühmten Geſetzgebers Munoo (Menu), welches ſo viel bedeutet als: das Weſen, die Intelligenz u. ſ. f. Oftmals gebraucht man es als Liebkoſung gegen Kinder, Affen u. ſ. w. wie das Wort Hänschen.

*) Dies ſcheint eine Art Schwertel (flag) oder Binſen zu ſeyn, die überaus gut zu leichten Umzäunungen zu gebrauchen ſind; ingleichen auch als Fütterung unter die Stroh- und Ziegeldächer; denn das Hoogla mildert nicht nur die Sonnenhitze, ſondern giebt auch dem Inneren ein hübſches Anſehen. Da in allen Theilen von Indien ſo häufige Feuersbrünſte entſtehen, ſo bergen ſich die armen Einwohner, die dergleichen Unglücksfällen ausgeſetzt ſind, gewöhnlich in

oder Sirkee verfertigen, ſo daß es ihnen, wie leicht zu erachten, wenig oder gar keine Mühe macht, ihren Wohnplatz zu verändern, da ein einziger Menſch hinlänglich iſt, eine ſolche Wohnung nebſt den darin befindlichen Geräthſchaften von einem Orte zum andern zu tragen.

Jede dieſer Truppen wird, wie unſere Schauſpieler, von einem Surdar oder Directeur einer ſolchen Geſellſchaft, auf beſtimmte Zeit, die gewöhnlich ein Jahr dauert, in Sold genommen; worauf es ſodann

Hütten von Hoogla oder Sirkee, um wenigſtens vor Wind und Wetter geſichert zu ſeyn. Es iſt immer möglich, daß der weit und breit berühmte Haven Hooglee ſeine Benennung daher erhalten hat, daß die Ufer des Fluſſes (welchen wir eben ſo zu nennen pflegen) ehemals in jener Gegend überall mit dieſer Pflanze bedeckt waren, die in den inneren oder höheren Theilen von Hindoſtan ſehr ſelten oder gar nicht zu finden iſt. Dieſe Vermuthung wird noch überdies dadurch beſtätigt, daß zu Hijlee, demſelben Orte, welchen wir ganz unrichtig Ingellee nennen, ein gewiſſer Baum wächſt, welcher Hijul genannt wird; ein Wort, das aus Hee, Leben, und Jul, Waſſer, zuſammengeſetzt iſt, und in der Abſicht erfunden wurde, den Ort zu bezeichnen, wo jener Baum emporſchießt. Das Sirkee hingegen wächſet häufig in den oberen Provinzen, und ſcheint eine Art Riedgras zu ſeyn. Man bedienet ſich deſſen auf dieſelbe Art wie des Hoogla, wiewohl es eigentlich nicht, wie dieſes, zu den Waſſerpflanzen gehört, ſondern bloß in Niederungen wächſet. Als Fütterung der Bungla-Dächer fällt es nicht nur viel beſſer in die Augen, ſondern iſt auch weit dauerhafter.

jedem Mitgliede frei ſteht, wieder zu einer andern Truppe zu gehen. Niemand darf eine ſolche Truppe errichten, er habe denn zuerſt die Einwilligung des Nardar Boutah erhalten, der, wenn ich nicht irre, ein Chout *) von dem Gelde bekömmt, was die Truppe verdienet; auch muß ihm noch überdies jedes bei ſeiner Truppe befindliche Mädchen zwei Rupien zahlen, ſo oft es die Aufmerkſamkeit ſolcher Perſonen auf ſich ziehet, die nicht zu ſeiner Kaſte gehören. Nach ihrer Lebensart zu urtheilen, muß dieſe Abgabe eine beträchtliche Summe ausmachen. Wenn nun die verſchiedenen Parteien von ihren Streifzügen wieder nach Hauſe kommen, wird dieſes Geld dem Nardar Boutah behändiget, der ſodann ſeine Leute zu ſich einladet, und ihnen ſo lange zu eſſen und zu trinken vorſetzt, bis die ganze Einnahme verzehrt iſt. Wenn ein oder der andere Surdar in Verdacht kömmt, daß er den Ertrag des Gewinnes nicht richtig angegeben habe, ſo wird ein Punchaet gehalten, vor welchem er erſcheinen und ſich der Feuerprobe unterwerfen muß. Zu dem Ende hält man

*) Den vierten Theil, und die berüchtigte Abgabe, welche die Mahratten ſchon ſo oft, wiewohl immer vergebens, von unſern Einkünften verlangt haben. Man betrachtet dieſe Summe zugleich als das regelmäßige Quantum des öffentlichen oder heimlichen Geldunterſchleifs, wodurch ſich die Eingebornen keinen ſonderlichen Haß zuziehen, unter welchen überhaupt die Denkart herrſcht, daß es einem treuen Diener wohl vergönnt ſey, ſich lieber mit dem vierten Theile des ſeinem Herrn zugehörigen Eigenthums zu begnügen, als auf das Ganze Jagd zu machen.

ihm ein glühendes Eiſen an die Zunge, und wenn ihn dies brennt, ſo wird er für ſchuldig erkläret. Zur Strafe muß er hierauf ſtarkes Getränk herbeiſchaffen, deſſen Quantität, allem Vermuthen nach, nicht ſowohl nach der Wichtigkeit des Verbrechens, als vielmehr nach der unerſättlichen Begierde des Puncha, et beſtimmt wird. Von einem Gericht, mit welchem es dieſe Beſchaffenheit hat, läßt ſich der Ausſpruch „Nicht ſchuldig“ wohl ſchwerlich erwarten. Wenn der Verbrecher das ſtarke Getränk nicht ſogleich herbeiſchaffen kann, ſo wird er aus der Geſellſchaft geſtoßen, und überall, wo er ſich nur blicken läßt, verwünſcht und verſpottet. Sogar ſeine eigene Frau und Kinder wollen nichts mehr mit ihm zu thun haben. In dieſer äußerſten Verlegenheit wendet er ſich als Supplikant an den Narbar Bourah, erkennet, um eine Ausſöhnung zu Stande zu bringen, den richterlichen Ausſpruch für gültig, und erbietet ſich, demſelben ſchuldige Folge zu leiſten. Hat er kein Geld, und können ihm ſeine Freunde keines verſchaffen, ſo muß er ſehen, wo er welches auftreibt, und es iſt nicht unwahrſcheinlich, daß ſie ſich, zu Erreichung dieſes Zwecks, im Fall der Noth ſolcher Mittel bedienen, die eben nicht mit den ſtrengſten Grundſätzen der Rechtſchaffenheit übereinſtimmen. Zur Steuer der Wahrheit darf ich jedoch nicht unbemerkt laſſen, daß das Landvolk ſie durchgehends für rechtliche und unbeſcholtene Leute hält. Unter ſich ſelbſt befleißigen ſie ſich der ſtrengſten Rechtſchaffenheit und Wahrheitsliebe; auch verſichern ſie hoch und theuer, daß es nie einem Bazeegur in den Sinn komme, bei Entrichtung des Chout einigen

Betrug zu verüben, ſo ſehr übrigens der Umſtand wegen der Feuerprobe das Gegentheil zu beweiſen ſcheint. Wenn dieſe Verſicherung wirklich mit der Wahrheit übereinſtimmt, ſo iſt es um ſo mehr zu bedauern, daß man die ganze Sache, eben wegen dieſer ſo äußerſt ſeltenen Ehrlichkeit, billig bezweifeln muß, beſonders da ſelbige unter einem Volke ſtatt finden ſoll, das wegen ſeiner moraliſchen Grundſätze ſonſt nicht in dem beſten Rufe ſteht, wenn man anders berechtiget iſt, nach Maaßgabe des Abſtammungsworts Nutk, hut, welches auf Hindoſtaniſch ſo viel als Schelm oder Bube bedeutet, eine nachtheilige Meinung von ihm zu hegen. Der Wahrheit gemäß müſſen wir jedoch anmerken, daß unter dem Worte Nutk, hut nicht ſowohl wirkliche, als vielmehr imaginäre Schelmereien zu verſtehen ſind, und daß ſolches bloß zum Scherz in vertraulichen oder zärtlichen Geſprächen gebraucht wird.

Wie ſtark die Anzahl dieſer Leute in Bengalen ſeyn mag, kann ich nicht genau wiſſen. In manchen Orten beſitzen ſie Ländereien, die ſie aber niemals ſelbſt anbauen. Die meiſten halten ſich wahrſcheinlich in Burdwan auf. In der erſten Zeit, wo ich mich nach ihnen erkundigte, verſicherte man mich, ihr Häuptling wohne zu Chundurkona, und alle in ganz Bengalen befindliche Banden, ſtänden dermalen unter der Aufſicht einer Frau Namens Toota, die mit dem letztverſtorbenen Nardar Boutah, welcher Jooqkhan geheiſſen habe, verheurathet geweſen ſey. In der Folge ſagte mir jedoch Mund, hungee, der Nardar Boutah

in Kalkutta, ich ſey unrecht berichtet worden; denn er und ſeine Leute wären von Chundurkona ganz und gar nicht abhängig. Die, von welchen jene Nachricht herrühre, hätten mir aus Furcht ſeinen Namen verhehlt. Alle Bazeegurs in den Purgunnás Jus, hur, oder Jusut, Hoogley u. ſ. w. ſtünden einzig und allein unter ſeiner Aufſicht, und von der Geſchichte ſeiner Vorfahren hätten ſich durch mündliche Ueberlieferung folgende Nachrichten erhalten:

In den Landſchaften Ghazeepoor, Ullahabad u. ſ. w. lebten vor ungefähr zwei hundert Jahren vier Brüder, Namens Sa, Summoola, Ghoondra, Moolla, die, da die Anzahl ihrer Nachfolger immer ſtärker zunahm, in der daſigen Gegend keinen hinlänglichen Unterhalt mehr fanden, mithin den Entſchluß faßten, ſich zu trennen, und in allen vier Weltgegenden ihr Fortkommen zu ſuchen. Dem zu Folge zog Sa gen Oſten, Summoolla gen Weſten, Ghoondra gen Norden, und Moolla gen Süden. Sa kam nach Bengalen und wählte Hooglee zu ſeinem Aufenthaltsorte. Als er hier mehrere Jahre in Ruhe und Friede regiert hatte, gieng er zu Unwurpoor, unweit Baraſut, mit Tode ab, wo ſeine frommen Nachkommen noch heutiges Tages für das Wohl ſeiner armen Seele beten. Er hinterließ drei Söhne, die ihm nach der Reihe ſuccedirten; der erſte hieß Lukhun, der zweite Momeen, und der dritte Ghazee Khan. Nach deren Abſterben fiel die Succeſſion regelmäßig auf den Gholamee Khan, Duladee Khan, Sadee-

Khan, Urub Khan, Moonuwur Khan, Misree, Sundul Khan, und Rujbee Khan, Vater des dermaligen Häuptlings Mund, hungee. Dieſer ſtellte keinesweges in Abrede, daß die Familie des Nardar Boutah zu Chundurkona von demſelben Stamm entſproſſen ſey; daß ſich die Gränzen dieſes Departements bis nach Medneepoor *), Burdwan und Moorshidabad erſtrecken; und daß keiner von jenen Leuten, in der Abſicht durch Tanzen Geld zu verdienen, oder mit Betteln ſich durchzuhelfen, ſeine Diſtrikte betreten dürfe, ohne zuvor ſeine Erlaubniß erhalten zu haben und dafür die gehörige Abgabe zu entrichten. Eben ſo verhält es ſich auch mit ſeinen Untergebenen, die ſich in in jenem Departement nach Broderwerb umſehen. Alle, ſowohl männlichen als weiblichen Geſchlechts, welche zu keiner regelmäßigen Truppe gehören, ziehen von einem Orte zum andern, leben vom

*) Beſſer iſt uns dieſer Ort unter der korrumpirten Benennung Midnapore bekannt. Dieſe Namensverdrehung iſt, in Vergleichung mit anderen, welche ſich die Europäer zu Schulden kommen laſſen, und deren Menge nicht zu zählen iſt, als eine Kleinigkeit zu betrachten. Ueber kurz oder lang wird dies die Folge haben, daß man keinen Ort mehr von dem andern unterſcheiden kann, und daß die Geographen am Ende nicht mehr wiſſen werden, ob Jeſſore, Ingellee, Serampore u. ſ. w. wirklich dieſelben Plätze ſind, welche die Ureinwohner nach der genuinen Ausſprache Jus, hur oder Jusur, Hijlee, Sreerampoor u. ſ. w. nennen, oder ob hierunter ganz andere Orte zu verſtehen ſind.

Betteln und Treiben zugleich eine Art Handel mit kurzer Waare *), die ſie entweder ſelbſt verfertigen, oder zu Kalkutta einkaufen.

Da die Bazeegurs wenigſtens für Muſelmänner angeſehen ſeyn wollen, wenn ſie gleich nichts von ihren Religionslehren verſtehen, ſo befleißigen ſie ſich eines viel anſtändigern Betragens, als andere herumziehende Horden. In Anſehung der Nahrungsmittel und der Kleidungstracht, kommen ſie völlig mit den Muſelmännern überein. Es ſoll, wie man mich verſichert hat, ſehr ſchöne Frauensperſonen unter ihnen geben, die eben darum, nach der im Morgenlande eingeführten Sitte, als Buhlerinnen viel Beifall finden; ich muß aber offenherzig geſtehen, daß mir nicht eine einzige zu Geſicht gekommen iſt, die ſich durch ihre Schönheit ſonderlich ausgezeichnet hätte.

Ich wüßte mich nicht zu erinnern, daß ich je unter dieſen Leuten eine eigene Art von Phyſiognomie wahrge-

*) Ein gewiſſer Volksſtamm, Biſatee genannt, macht es ſich zum eigenen Geſchäft mit dergleichen kurzer Waare zu handeln, ſie auf Meſſen und Jahrmärkten zum öffentlichen Verkauf auszubieten, und damit auf eben die Art wie unſere Hauſirer, überall im Lande umher zu ziehen. Man nennet die Tändeleien, welche dieſe Leute feil bieten, Bazarchu und Khilouna, d. i. Spielſachen. Die von Zinn werden größtentheils von den herumziehenden Zigeunern oder Gauklern verfertigt, welche man Buhroopeea zu nennen pflegt, weil ſie die Geſchicklichkeit beſitzen, allerlei Grimaſſen zu machen; denn Buh heißt mancherlei, und Roop ein Geſicht, oder eine Geſtalt.

kommen hätte, woran man erkennen könnte, daß ſie eine beſondere Menſchenraſſe ausmachen.

Vor jenem Zeitpunkte, wo die Brittiſche Regierung in Bengalen eingeführt wurde, hatte der Surdar einen Beamten angeſtellt, welchen man Dam-Dar *), oder Steuereinnehmer nannte, und deſſen Verrichtung

*) Dieſes Wort ſtammt offenbar von Dam, eine kleine Münze, und Dar, ein Bewahrer, ab. Wer weiß, ob nicht dieſes Wort bereits unſeren Vorfahren bekannt war. Vielleicht entſprach es dem Ausdrucke „keine Feige werth“, vielleicht ſagte man auch geradezu ein Dam. Dies iſt um ſo wahrſcheinlicher, wenn man erwägt, daß noch heutiges Tages Ba-dams, d. i. Mandeln, in einigen Gegenden Indiens als kleine Münzen kurſiren. Könnte man ſich nicht in älteren Zeiten auf eben die Art getrockneter Feigen bedient haben? Dies iſt aus dem Grunde nicht unwahrſcheinlich, da das Arabiſche Wort Fooloos nicht nur einen Dreier (Halfpenny) ſondern auch eine Caſſiabohne bedeutet, und unter dem Stammworte Fuls eine Fiſchſchuppe zu verſtehen iſt. Nach dem bekannten Spruche: alles Fleiſch hat ſeinen Weg verkehrt, ſind die Menſchen ſo geneigt, die Bedeutungen der Worte zu verdrehen, daß es eben nicht zu verwundern wäre, wenn man ſich in der alltäglichen Sprache, ſtatt des Ausdrucks Dam, des Wörtchens Curſe bedient hätte. Die Muſcheln, welche unter der Benennung Kauris bekannt ſind, und anſtatt baaren Geldes kurſiren, werden auf Hindoſtaniſch oft Feigen, Dams, Farthings genannt. Zuweilen ſagt man auch wohl Phootee Kuaree, ein baarer halber Kreuzer (split farthing). Zehn Kauries machen ein Cumree, welches wahrſcheinlich von Dam herkömmt.

darin beſtand, daß er ſowohl über dieſe als alle andere umherziehende Banden gleicher Art, ein Verzeichniß hielt, und die von ihnen zu entrichtenden Abgaben erhob. Nach Einigen ſoll ſich die Anzahl der Banden, welche man unter der allgemeinen Benennung Nut begreift, auf achtzehn, nach Andern auf zwei und dreißig, erſtrecken. Da jedoch keine öffentlichen Urkunden vorhanden ſind, die man in Betreff dieſer Angaben zu Rathe ziehen kann, ſo muß ich es dabei bewenden laſſen, die Traditionen und Meinungen dieſer Leute bloß anzuführen.

Die Beſorgniß, daß man vielleicht mit dem Vorhaben umgehen möge, dieſen Beamten wieder in ſeine Stelle einzuſetzen, erregte Anfangs viel Aufſehen unter ihnen, und trug nicht wenig dazu bei, meinen Nachforſchungen große Hinderniſſe in den Weg zu legen. Sie ſind von dem lebhaften, ſo ganz natürlichen Wunſche beſeelt, Ländereien zu beſitzen; jedoch in keiner andern Abſicht, als ſelbige anzubauen. In einigen Provinzen hat man ihnen denſelben gewährt. Sie reden zwei verſchiedene Mundarten; der einen bedienen ſich bloß ihre Matadors; die andere iſt unter Männern, Weibern und Kindern, allgemein üblich. Von beiden macht das Hindoſtanſche die Baſis aus. Die eine beſteht in einer Verſetzung der Sylben; die andere gründet ſich offenbar auf eine ſyſtematiſche Veränderung gewiſſer Buchſtaben. Zur nähern Erläuterung mag folgende Probe dienen:

Hindoſtaniſch.	Erſter Dialekt der Ruts.	Zweiter Dialekt.	Teutſch.
Ag.	Ea	Kag.	Feuer.
Bans.	Subak.	Nans.	Bambu.
Chilum.	Limchee.	Nilum.	Ein Ofen.
Dum.	Mudu.	Num.	Athem.
Ee,ad.	Da,ee.	Ke,ad.	Gedächtniß.
Fuqeer.	Keeqeeſu.	Nuqeer.	Ein Bettler.
G,hur.	Rug,hu.	K,hur.	Ein Haus.
Hindooſtan.	Dooſeenatuh.	Kindooſtan.	Indien.
Id,hur.	D,huri.	Kid,hur.	Hier.
Jub.	Buju.	Nub.	Wann.
Kon.	Onk.	Kon.	Wer.
Lumba.	Balum.	Kumba.	Lang.
Mas.	Samu.	Nas.	Monat.
Nut.	Tunu.	Kut.	Eine Volksſekte.
Omr.	Muroo.	Komr.	Alter.
Peer.	Reezu.	Cheer.	Ein Heiliger.
Quella.	Laqeh.	Kulla.	Ein Fort.
Rooburoo.	Buroo Roo.	Kooburoo.	Gegen über.
Sona.	Na=ſo.	Nona.	Gold.

Tulash.	Lashtu.	Nulash.	Eine Unterſuchung.
Unbuna,o.	Nunbeh.	Kunbuna,o.	Miſhelligkeit.
Wariſ.	Nuswa.	Quariſ.	Ein Erbe.

In Colebrooke's Claſſification der Hindus findet man dieſe Leute in der ſechſten Claſſe unter der Rubrik Nata, Bazeegurs u. ſ. w. aufgeführt; und in Sir William Jones's Ueberſetzung der Verordnungen des Menu, oder Munoo, und zwar im zehnten Kapitel, Artikel 20, 21, 22 und 23, wird der Urſprung derſelben mit klaren und deutlichen Worten gezeigt, wie aus folgendem Auszuge des Mehreren zu erſehen iſt:

„20. — Jene, welche die Zweit-älteſten, mit Weibern von eben derſelben Claſſe zeugen, bey deren Verheirathung aber die herkömmlichen Ceremonieen, z. B. die Annahme des Fadens und dergleichen, unterlaſſen wurden, werden von den Leuten Pratyas genannt, oder Ausgeſchloſſene von den Gayatri.

„21. — Von einem auf dieſe Art ausgeſchloſſenen Bramin entſpringt ein Sohn ſündlicher Natur, der in einigen Gegenden ein Bhurjacantaca, in andern ein Avantya, ein Batadhana, ein Puſhpadha, und ein Saic, ha genannt wird.

„22. — Von einem auf dieſe Art ausgeſchloſſenen

Cſchatriya wird ein Sohn gezeugt, den die Leute einen Jhalla, einen Malla, einen Nich, hivi, einen Nata, einen Carana, einen C'haſa und einen Dravira nennen.

„23. — Von einem auf dieſe Art ausgeſchloſſenen Vaisya wird ein Sohn geboren, den man Sudhanwan, Charya, Viganman, Maitra und Satwata zu nennen pflegt."

Von dem eben erwähnten Worte Maitra, mag wohl die allgemeine Benennung herrühren, die man den Gaſſenkehrern und andern Leuten dieſer Art beizulegen pflegt; und es iſt leicht möglich, daß bey der zeitherigen Ableitung dieſes Worts von dem Perſiſchen Mihtur *) (Fürſt) ein Irrthum zum Grunde liegt. Ueb-

*) Das Wörtchen Muh oder Mih ſcheint mir ein wichtiges Stammwort zu ſeyn, das zugleich auch in anderen Sprachen, nur in veränderten Formen, als Ma, Mu, Mai, vorkömmt, welches vermittelſt der Wortverdrehung leicht zu erklären iſt. Muha, Muhta, Muhra, Mih, Mihtur u. ſ. f. ſind durchgehends Orientaliſche Wörter, die eine gewiſſe Superiorität, Größe, Gewalt u. ſ. w. ausdrücken, und zuweilen ganz gegen den eingeführten Sprachgebrauch auf geringfügige Gegenſtände angewendet werden, in der Abſicht ſie lächerlich zu machen, oder ihnen ein gewiſſes Gewicht beizulegen. Es iſt daher leicht möglich, daß es mit dem Worte Maitra oder Mihtur dieſelbe Bewandniß hat. Mah, wenn es auf den Mond angewendet, und ihm das Wörtchen Tab beigefügt wird, bedeutet ſo viel als das große Licht unter den kleineren Lichtern,

rigens darf ich nicht unbemerkt laſſen, daß ich bey der Angabe Hindoſtaniſcher Wörter Gilchriſts Ortographie ſo viel möglich beizubehalten ſuchte.

Da man auch die Panchpeeree *), oder Budee, a, als Leute betrachtet, die mit den Bazeegurs zu einer und derſelben Klaſſe gehören, und eben ſo wie dieſe Nuts genannt werden, ſo will ich doch auch von dieſen eine kurze Nachricht hier einſchalten.

Die Panchpeeree, oder Budee, a-Nuts, ſind in mehreren Stücken weſentlich von den Bazeegurs verſchieden, wiewohl ſie übrigens, in Anſehung ihrer Sitten und Gebräuche, weit mehr Aehnlichkeit mit den in Europa herumſtreichenden Zigeunern haben, als in Betreff jedes andern Punktes, der hiebei in Betracht kommen könnte.

den Sternen. Mihr wird ſowohl im Perſiſchen als auch im Sanskrit von der Sonne gebraucht, und will, meines Erachtens eben ſobiel ſagen, als die Große, wie jeder gut unterrichtete Orientaliſt, nach Maaßgabe der Etymologie von ſelbſt einſehen wird.

*) Dieſe Benennung hat vielleicht darauf Bezug, daß ſie in fünf verſchiedene Stämme, Häuſer oder Familien eingetheilt werden, da Peeree zuweilen in dieſer nämlichen Bedeutung gebraucht wird, wiewohl es außerdem auch noch auf andere Art erklärt werden kann. In vorliegendem Falle wird es auf dieſe Menſchen wahrſcheinlich inſofern angewendet, als ſich dieſelben nach jedem Religionsſyſteme fügen, das auf ihren Wanderungen durch ganz Hindoſtan eben an der Tagesordnung iſt.

Sie haben kein eignes Religionsſyſtem, ſondern richten ſich jedesmal nach dem, zu welchem ſich die Einwohner des Dorfs bekennen, in deſſen Nähe ſie ſich aufhalten. Indeß ſcheint es mir ſehr wahrſcheinlich, daß die Verehrung der Göttin Kali, in allen jenen Fällen, wo ſie ſich ſelbſt überlaſſen ſind, oder etwas Böſes befürchten, den Vorzug behält; wie ſich denn überhaupt der Einfluß dieſer Göttin auch auf die untern Volksklaſſen in Bengalen erſtreckt, gleichviel übrigens, ob ſie Hindus *) oder Muſelmänner ſind. Die Panchpeere **) ziehen eben ſo, wie die Bazeegurs im

*) Unſtreitig muß es dem aufmerkſamen Reiſenden äußerſt befremden, wenn er ſieht, daß die Muſelmänner, je nachdem ihre Stämme verſchieden ſind, ſo mancherlei gottesdienſtliche Gebräuche von den Hindus entlehnen, und umgekehrt. So ereignet ſich oft der Fall, daß man unter den Verehrern der Göttin Kali Leute antrifft, die zu dem ausgearteten Geſchlechte der Portugieſen gehören. So mächtig wirkt der Einfluß phyſiſcher und moraliſcher Urſachen durch die Länge der Zeit von den Beſiegten auf die Sieger, ſo ſehr ſich auch Bigoterie und Nationalvorurtheile dagegen ſträuben mögen.

**) In den oberen Provinzen Hindoſtans haben die kleinen Feldlager dieſer Leute zuweilen ein ſehr reguläres und niedliches Anſehen, weil ſie ihre Hütten bloß von Sirkey erbauen. Jede einzelne Abtheilung, wenn ſie gleich nicht größer als ein Hundeſtall iſt, hat ihre beſondere Einfaſſung, oder einen Hof, der auf eine ſolche Art angelegt iſt, daß er um das ganze tragbare Dörfchen eine Art von Circumvallation bildet. Bei deſſen Erblickung erinnert man ſich der Liliputer und der Feenmährchen, bis man endlich

Lande umher, und halten ſich — wenn ich mich anders dieſes Ausdrucks bedienen darf — in Hütten von gleicher Form und Beſchaffenheit auf.

Die Mannsperſonen haben einen ziemlich athletiſchen Körperbau, ſind aber zugleich ſehr flink und geſchickt in allerlei Taſchenſpielerkünſten, die ſie in ihrem ganzen Umfange treiben. Wenn ſie öffentlich als Gaukler auftreten, zeugen ihre Kunſtſtücke nicht nur von einer bewundernswürdigen Behendigkeit, ſondern zugleich auch von einer ganz auſſerordentlichen Leibesſtärke. In Calcutta beſitzen dieſe Leute, welche man in fünf Abtheilungen theilt, dermalen nicht weniger als hundert

die Einwohner zu ſehen bekömmt, und nun die Täuſchung gewahr wird. Selbſt dann ſcheint es noch immer unerklärbar, wie ſich ſo viele Männer, Weiber und Kinder, nebſt ihren Hausthieren, in einem ſo kleinen Bezirke zuſammendrängen, darin ſchlafen, und in ihren zerbrechlichen Hütten gegen Wind und Wetter Schutz finden können. Es lohnte ſich wohl der Mühe, eine ausführliche Beſchreibung des zu dieſer Menſchenklaſſe gehörigen Stammes herauszugeben, der ſich damit beſchäftigt, Schlangen zu beſchwören und zahm zu machen, und dieſerhalb Sumpera genannt wird. Hauptſächlich müßte man bei dieſer Gelegenheit in Erfahrung zu bringen ſuchen, ob ſowohl dieſe Leute, als auch die Mungoos, gewöhnlich Rewul genannt, wirklich ein ſpezifiſches Mittel gegen den Biß giftiger Schlangen beſitzen, oder ihnen die Fangzähne ausreißen, oder ihnen das Gift dadurch benehmen, daß ſie dieſelben ſo lange durch Vorhaltung anderer Gegenſtände reitzen, bis ſie die Giftflüſſigkeit von ſich gegeben haben.

Häuſer. Jede Abtheilung hat ihren eigenen Surdar; und dieſe zuſammen wählen, auf eben die Art wie bey den Bazeegurs, einen Häuptling, der das Ganze dirigirt. Das ſtarke Getränk, welches ſeine Untergebenen an ihn abliefern müſſen, macht den größten Theil ſeiner Einkünfte aus. Die Gränzen derer, welche ſich zu Calcutta und in der benachbarten Gegend niedergelaſſen haben, mögen wohl die nämlichen ſeyn, wie die der Baazeegurs; wiewohl ſich gewiſſe Korporationen dieſer Kaſte über ganz Bengalen verbreitet haben, und daſelbſt unter mancherlei Benennungen z. B. Geere-Mars, Sumperas, Bundur Nachwy,a, Qulundur, Dukyt u. ſ. w. vorkommen. Mehrere derſelben ſind Muſelmänner geworden, haben ſich hin und wieder in Dörfern angeſiedelt, und verſchaffen ſich ihren Lebensunterhalt dadurch, daß ſie Affen, Bären u. d. gl. zum Tanzen abrichten, oder Matten, Spielſachen, und andere dergleichen Dinge verfertigen. Andere ziehen als andächtige Leute im Lande umher, nennen ſich muhamedaniſche Fakirs und leben von den milden Gaben, die ihnen von den Verehrern des Phropheten gereicht werden. Sie haben traditionelle Nachrichten von vier Generationen, und betrachten ſich nicht als Fremdlinge in Bengalen, wie die Bazeegurs. Die eigentlich ſogenannten Nuts ſollen größtentheils aus Diebsgeſindel beſtehen, und man hat mich verſichert, daß nicht leicht ein Tag vorüber gehe, an welchem nicht einige dieſer Leute ihrer Diebereien wegen, beſtraft würden; auch ſoll ſich nicht ſelten der

Fall ereignen, daß welche, als ächte Dukyts *) an den Galgen kommen. Sie reden eine eigne Art Kauderwelſch, bey deſſen Bildung ſie von denſelben Grundſätzen ausgehen, wie die Bazeegurs. Dieſer Umſtand iſt eben nicht dazu geeignet, eine günſtige Meinung von ihnen zu erregen; denn man erinnert ſich hiebei der Spitzbuben, die ebenfalls ihre eigene Sprache reden, damit andere ehrliche Leute nicht ihre Gedanken errathen ſollen.

Sie beerdigen ihre Todten, beobachten aber bei dieſer Gelegenheit weiter keine Ceremonieen, als daß ſie ſich gleich nachher, zu Linderung ihres Leidweſens, toll und voll trinken.

Mehrere Unterabtheilungen dieſer Menſchenklaſſe halten nicht das mindeſte auf Reinlichkeit, ekeln ſich vor nichts, und verzehren verreckte Schakalls, Ochſen, Pferde, kurz Alles was ihnen vorkömmt. Auſſer ihrem gewöhnlichen Gewerbe, beſchäftigen ſich die Mannsperſonen unter andern auch damit, daß ſie offizinelle Kräuter einſammeln, und Mungus (mungooses) **),

*) Daka heiſt Raub, Diebſtahl. Daher das Wort Dukyt, ein Dieb. Die Dukyts oder Dekoits, waren eigentlich Seeräuber, die in den Nebenarmen des Gunga oder Ganges, Soonburbun genannt, viel Unheil anrichteten: Man beſchuldigt dieſe Dukyts, daß ſie der Göttin Kali von Zeit zu Zeit Menſchen opfern; aber die damit verbundenen Umſtände ſind ſo abſcheulich und grauſam, daß es beinahe nicht möglich iſt, ſie für wahr zu halten.

**) Lemur Mongoz — eine Art von Maki; eine Thiergattung, die mit den Meerkatzen verwandt iſt.

Eichhörnchen; insbeſonderheit aber einen gewiſſen Vögel fangen, welcher Daho genannt wird. Wenn ſie die zwei erſtgenannten Thierarten nicht verkaufen können, ſo bereiten ſie ſich aus denſelben ein leckeres Mahl; die Vögel hingegen werden getrocknet und als Arzeneimittel gebraucht. Die Frauensperſonen halten ſich nicht zu ihren Männern, wenn dieſe das Publikum mit ihren Gaukeleien und Taſchenſpielerkünſten beluſtigen, ſondern ſie treiben ihre eigenen Berufsgeſchäfte, welche darin beſtehen, daß ſie Kranke kuriren, Schröpfköpfe ſetzen, wahrſagen, Zahnkrankheiten heilen, und den Frauensperſonen der Hindus allerlei Figuren in die Haut ritzen. Dieſe leztere Operation wird Godna genannt. Gewöhnlich nehmen ſie alle Morgen ihre volle Ladung Kräuter und getrocknete Vögel, gehen damit von Haus zu Haus, und bieten ihre Waare zum Verkauf an. Dies erſtreckt ſich jedoch meiſtens nur auf Perſonen weiblichen Geſchlechts; da ſie, ihrem Vorgeben nach, eine beſondere Geſchicklichkeit beſitzen, alle Arten weiblicher Krankheiten zu heilen. Verſpäten ſie ſich ſo lange, daß ſie des Abends nicht eher nach Hauſe kommen, bis der Schackal bellt, ſo gerathen ſie bei ihren Ehemännern in Verdacht, die eheliche Treue verlezt zu haben, und werden ſtreng dafür gezüchtiget. Kann man ſie überführen, ſich wirklich auf dieſe Art mit Jemand vergangen zu haben, der nicht zu ihrer Kaſte gehört, ſo hält man ſolches für ein unverzeihliches Verbrechen.

Die Ceremonieen, welche bei ihren Heurathen beobachtet werden, ſind folgende: Sobald die Partheien

mit einander einverſtanden ſind, und der Hochzeittag anberaumt iſt, ſo verſammeln ſich die ſämmtlichen Anverwandten Abends zwiſchen neun und zehn Uhr vor dem Brauthauſe. Der Bräutigam, nebſt allen ſeinen Angehörigen, ſowohl männlichen als weiblichen Geſchlechts, ſtellt ſich vor die Thüre, bei welcher man vier Piſangbäume auf eine ſolche Art gepflanzt hat, daß ſie ein Viereck bilden, welches groß genug iſt, die ganze Geſellſchaft zu faſſen. Hier ruft er nun ſo laut als er kann: Gebt mir meine Braut! Vor der Thür ſteht der Bruder, oder ſonſt ein naher Anverwandter der Braut, der ihn durchaus nicht hinein läßt, oder ihn wohl gar etwas unſanft zurückſtößt. Der arme Bräutigam wird daher tüchtig ausgelacht, und jeder beeifert ſich um die Wette, ihm einen Poſſen zu ſpielen. Da es jedoch keinesweges in ſeinem Plane liegt, ſich auf dieſe Art abfertigen zu laſſen, ſo macht er noch zweimal den Verſuch, mit aller Gewalt in das Haus zu dringen, und ſchreit in einem fort: Gebt mir meine Braut heraus! Wenn er nun ſieht, daß Alles nichts hilft, ſo ſtellt er ſich äußerſt betrübt (denn das Ganze iſt ohnehin nur eine Farce) ſetzt ſich in der Mitte des Vierecks auf die Erde, und vergießt über ſein trauriges Schickſal die bitterſten Thränen. Sind nun die Anweſenden der Meinung, daß ſie die Geduld des Bräutigams lange genug auf die Probe geſtellt haben, ſo verwenden ſie ſich für ihn bey dem Thürhüter, welcher ſodann die Braut herausführt und ſie dem Bräutigam mit den Worten übergiebt: Hier haſt Du Deine Braut; betrage Dich freundlich gegen ſie! Auch ihr giebt er die

Sekte gehört; und wenn dieſe Streitigkeiten von ſolcher Wichtigkeit ſind, daß ein kleines Puncha,et die Sache nicht beylegen kann, ſo veranſtaltet der Nar bar Boutah eine Generalverſammlung, die aber nicht eher das mindeſte vornimmt, als bis ſie, ſowohl von Seiten des Klägers als des Beklagten, eine Quantität Branntwein erhalten hat, die mit der Wichtigkeit der Sache in gehörigem Verhältniſſe ſteht. Wer den Prozeß verliert, muß am Ende die Koſten tragen; es müßte denn ſeyn, daß, wie es nicht ſelten zu geſchehen pflegt (da während des Debattirens allen Anweſenden erlaubt iſt, ſo viel Branntwein zu ſich zu nehmen, als ſie nur wollen) die Richter, der Kläger und der Beklagte, den vorliegenden Fall ganz aus den Augen verlieren, und Alles, nur nicht das Trinken, vergäßen. Die Folge davon kann man ſich leicht vorſtellen. Das Puncha,et geht nach und nach aus einander, und wenn die prozeſſirenden Parteien ihren Rauſch ausgeſchlafen haben, bleibt ihnen gewöhnlich nichts anderes übrig, als ihre Thorheit zu bereuen.

In den oberen Provinzen von Hindoſtan, pflegt man dieſe Leute Kunjura zu nennen. Einer meiner Freunde, mit dem ich hierüber ſprach, war der Meinung, hievon ſtamme das Engliſche Wort Conjuror (ein Zauberer, Geiſterbeſchwörer) ab. Wenn uns nicht der berühmte Johnſon und mehrere andere Gelehrten im Wege ſtänden, die dieſes Wort von Conjuro *) her-

*) Hiervon ſtammt jedoch im Lateiniſchen kein Wort ab, das eine Perſon dieſer Art bezeichnet. Auch ſehe ich nicht ein,

leiten, ſo würde ich nicht ganz abgeneigt ſeyn, meinem Freunde beyzupflichten. Dies bei Seite geſezt, erinnere ich mich gleichwohl irgendwo geleſen zu haben, daß in der Gegend bey Konſtantinopel eine Menſchenklaſſe dieſer Art lebt, welche man Cingaris nennet, und deren Sprache keine andere als die Hindoſtanſche ſeyn ſoll. Wenn ſich dies wirklich ſo verhielte, ſo würde man obige Benennung, ohne der Etymologie ſonderliche Gewalt anzuthun, von Kunjura herleiten können. *)

Mit den Conjurors, oder Gauklern, die im dreizehnten Jahrhundert nach Europa kamen, und hier

warum man nicht von den Zigeunern, zu der Zeit, wo ſie als Conjurors u. ſ. f. nach Europa herüber wanderten, dieſes und mehrere andere Wörter angenommen, und in die neueren Europäiſchen Sprachen übertragen haben ſollte. Daß die Neueren Derivativa gebrauchen, wovon die Alten gar keinen Begriff hatten, kann man leicht zugeben, ohne daß dadurch obige Vermuthung nur das mindeſte von ihrer Wahrſcheinlichkeit verliert. Ueberhaupt iſt das Studium der Etymologie, als rationelle Wiſſenſchaft betrachtet, noch nicht ſo weit vorgerückt, daß ſelbiges für die haſtige Verwerfung beſonderer Meinungen, welche ſich auf die Derivation gewiſſer Wörter gründen, Gewähr leiſten kann; zumal da es leicht möglich iſt, daß ſich für einige dieſer Meinungen, ſo ſonderbar ſie uns dermalen vorkommen mögen, vielleicht in der Folge ein hinreichender Grund ausmitteln läßt. (!!!)

*) Die Cingaris ſind bekanntlich Zigeuner.

D. H.

zuerſt den Gebrauch der mit drey Saiten beſpannten Geige *) einführten, ſcheint es genau dieſelbe Bewandniß gehabt zu haben, wie heutiges Tages mit den Bazzegurs. Zu deſſen Beſtätigung dürfte wohl folgender Auszug aus Burney's Geſchichte der Muſik hier am rechten Orte ſtehen.

„Um das Jahr 1330 errichteten die Bänkelſänger (Minstrels) zu Paris eine Gilde, und erhielten ein Privilegium. Ihre lüderliche Lebensart machte der daſigen Polizey viel zu ſchaffen, und ſie wurden zum öftern dafür gezüchtigt. Philipp Auguſt jagte ſie gleich in ſeinem erſten Regierungsjahre aus dem Lande; unter ſeinen Nachfolgern wurden ſie aber zurückberufen, und unter der allgemeinen Benennung „die Spielleute“ (Minstrelsy) in eine Korporation vereint, die unter der beſondern Aufſicht eines Häuptlings ſtand, welchen man den König der Bänkelſänger nannte. Ludwig

*) Das Wort Guitarre kömmt wahrſcheinlich von Si-tar her; einer Art Geige, die heutzutage in Hindoſtan ſtark im Gebrauch iſt. Eigentlich iſt ſie, wie ſchon der Name zu erkennen giebt, ein dreiſaitiges Inſtrument, doch giebt es daſelbſt eine Menge Geigen, die mit vier, fünf, ſechs, ſogar ſieben Saiten beſpannt ſind. Die mit ſechs Saiten werden natürlicher Weiſe ch, chitar, kitar genannt, woraus endlich Gui-tar entſtanden iſt, wie man dieſes Wort heutiges Tages zu buchſtabiren pflegt. Die letzte Sylbe giebt deutlich genug zu erkennen, wovon es abſtammt; denn tar bedeutet auf Hindoſtaniſch einen Draht, eine Saite u. ſ. f. (Sehr weit her geſucht! Alſo Guitarre nicht von Cythara?)

der Neunte befreite ſie von allen Zollgebühren und Abgaben, die an der Barriere von Paris entrichtet werden müſſen, jedoch unter der ausdrücklichen Bedingung, daß ſie den Zollbeamten jedesmal ein Lied ſängen, oder ihre Affen u. d. gl. vor ihnen tanzen ließen.“

„Die aſſociirten Bänkelſänger bewohnten zu Paris „eine eigene Straße, welche noch heutiges Tages ihren „Namen führt. Hier waren immer Muſikanten zu ha„ben, wenn man deren bei Hochzeiten oder andern Luſt„barkeiten bedurfte. Da ſich jedoch bei dergleichen Ge„legenheiten immer mehrere einſtellten, als man ver„langt hatte, und alle auf einerlei Art bezahlt ſeyn woll„ten, ſo ließ Wilhelm de Girmont, damaliger „Prévot von Paris, im Jahr 1331 ein Verbot er„gehen, vermöge deſſen den Bänkelſängern und Bänkel„ſängerinnen (Jongleurs et Jonglerelles) bei ſchwerer „Strafe unterſagt wurde, ſich bei denen, zu welchen „ſie beſtellt würden, nie in größerer Anzahl einzufinden, „als es von ihnen verlangt werde. Im Jahr 1395 zogen „ſie ſich, wegen ihres ſchlechten und unmoraliſchen Be„tragens von Seiten der Regierung eine ſcharfe Ahn„dung zu, vermöge welcher ihnen auf das ſtrengſte an„befohlen wurde, ſich künftig bei ihren Vorſtellungen, „gleichviel übrigens, ob ſolche öffentlich oder in Privat„häuſern gegeben würden, in ihren Geſängen, Reden „und Geberden, alles deſſen zu enthalten, was züchti„gen Augen und Ohren zum Aergerniß gereichen könne, „und zwar unter keiner geringern Strafe, als zwei Mo„

„nate lang bei Waſſer und Brod ins Gefängniß geſetzt „zu werden.“

Laßt uns jedoch hören, was eine dieſer Poſſenſpielerinnen von ſich ſelbſt erzählt! Nachdem ſie die Gewalt der Muſik beſungen hat, fährt ſie folgendergeſtalt fort:

Liebespfänder ſchenkt man mir;
Blumenkränze flecht' ich Dir.
Ich verſteh die Kunſt, zu Zeiten
Liebesgürtel zu bereiten;
Kann den Mädchen Naſen drehn,
Und die Gecken hintergehn.
Kaum beginnt mein Mund zu ſingen,
Fängt der Klappſtuhl an zu ſpringen,
Tanzt der Schlägel raſch und friſch
Wie ein Kreiſel auf dem Tiſch.
Staunen ſollt ihr und euch freuen,
Ueber meine Zaubereien,
Wenn ich dieſem Knotenſtocke
Wunderſame Tön' entlocke;
Meſſer ſich von ſelbſt erheben,
Und frei in den Lüften ſchweben;
Stricke ſich in Knoten drehn,
Die ſchnell von einander gehn;
Kurz, wenn meine Zauberkraft
Immer neue Wunder ſchafft.

Ich will nun noch zu guter Letzt zwiſchen unſeren

Europäiſchen Zigeunern, und dem Volke, welches ich weiter oben beſchrieben habe, eine kurze Parallele ziehen.

Beide, ſowohl die Zigeuner, als die Nuts, ſind eine Art Landſtreicher, die ſelten einen beſtimmten Wohnplatz haben. Jene, wie dieſe, haben ihre eigene Sprache. Die der Zigeuner iſt zuverläſſig eine Art Hindoſtaniſch, und ſo auch jene der Nuts. Erſtere kann ohnehin in Europa Niemand verſtehen, letztere müſſen, um nicht verſtanden zu werden, die Buchſtaben verſetzen.

Die Zigeuner haben ihren König; die Nuts ihren Narbar Boutah. Beide ſind in einzelne Banden vertheilt, die ſich auf einerlei Art zu nähren ſuchen, nämlich: mit Tanzen, Singen, Muſiciren, Schröpfen, Quackſalberei, und dadurch, daß ſie Affen, Bären und Schlangen zum Tanzen abrichten. Die zwei letztern Erwerbsmittel, ſind zwar den Nuts ausſchließlich vorbehalten; dies hat jedoch ſeinen Grund bloß in Verhältniſſen des Lokals. Man hält jene wie dieſe für Diebe; wenigſtens diejenige Abtheilung der Nuts, deren Sitten und Gebräuche mit denen der Zigeuner die meiſte Aehnlichkeit haben. Was die Religion betrifft, ſo iſt ihnen dieſelbe ganz gleichgültig, und in Anſehung der Speiſen ſind weder die Zigeuner noch die Burdee, a Nuts, wie wir bereits weiter oben geſehen haben, ſehr ekel. Ich habe zwar nie mit Gewißheit in Erfahrung bringen können, ob ſie auch Menſchenfleiſch eſſen; indeß iſt es ſchwer, ſie in dieſer Hinſicht von allem Verdacht frei zu ſprechen; denn wer im Stande iſt, einen

halbverfaulten Schakall zu verzehren, der trägt gewiß kein Bedenken, alles andere, was ihm vor die Fauſt kömmt, ebenfalls zu ſich zu nehmen.

Grellmanns Theorie wird zwar in der Encyclopaedia Brittanica nur oberflächlich erwähnt, mit der Bemerkung, daß die Aehnlichkeit der Sprache bei weitem keinen hinlänglichen Grund abgeben könne, dieſelbe zu ſtützen; indeß getraue ich mir in vorliegendem Falle, und trotz der angeführten Autorität, allerdings zu behaupten, daß ſelbige als einer der weſentlichſten Grundpfeiler jener Theorie zu betrachten ſey. Es iſt hier keinesweges die Rede von der zufälligen Uebereinſtimmung einiger wenigen Worte, ſondern das ganze Wörterverzeichniß überhaupt, weicht von dem gemeinen Hindoſtanſchen bei weitem nicht ſo ſtark ab, wie ſolches bei den Provinzial-Dialekten eines und deſſelben Landes der Fall iſt. Hiezu kömmt noch, daß Grellmann, aus Unkunde der Hindoſtanſchen Sprache, oft die Gelegenheit aus der Acht ließ, das rechte Wort anzuführen, aus deſſen Vergleichung mit dem Zigeuneriſchen ſich die Aehnlichkeit deutlich genug ergeben haben würde.

Da der Beweisumſtand, in Betreff der Malabariſchen Gelehrten, aus dem Grunde nicht ſtatt finden ſoll, weil dieſe ſich, als Braminen, bloß mit dem Sanskrit *) beſchäftigten, und es folglich leicht mög-

*) Noch immer läßt ſich nicht mit Gewißheit behaupten, ob das Sanskrit eine in Indien wirklich eingeführte

lich wäre, daß ſie das gemeine Hindoſtanſche nicht verſtanden hätten; ſo kann Herr Grellmann, nach Maaßgabe dieſer Aeußerung, von ſelbſt den Schluß machen, was er ſich von einer Kritik dieſer Art zu verſprechen hat.

Nachſtehendes Wörterverzeichniß, das aus dem Annual-Regiſter von 1784 bis 85 entlehnt iſt, und in wel-

Sprache war. Die Anzahl der Braminen, welche daſſelbe heut zu Tage noch ſprechen können, iſt unbedeutend, und ſie pflegen in ihren häuslichen Angelegenheiten ſelten oder nie Gebrauch davon zu machen. Im Gegentheile bedienen ſie ſich des an ihrem Aufenthaltsorte gebräuchlichen Dialekts, und dieſer iſt meiſtens eine oder die andere Art des Hindoſtanſchen. Ueberhaupt wird man in der ganzen Halbinſel, welche wir Indien nennen, wenige von den Muhammedanern eroberte, oder auch nur ſtark beſuchte Städte, Flecken oder Dörfer antreffen, deren Bewohner ſich nicht auf dieſe im geſellſchaftlichen Leben ſchlechterdings unentbehrliche Sprache mehr oder weniger verſtehen ſollten. Es iſt daher wider alle Wahrſcheinlichkeit, daß die Anzahl der reiſenden Braminen, welche erſt Sanskrittaniſch lernen müſſen, ehe ſie Hindoſtaniſch verſtehen, beträchtlich ſeyn könne. Was übrigens den Einwurf betrifft, daß die Sprache der Zigeuner und jene der Hindoſtaner in Anſehung der Zahlen weſentlich von einander abweichen, ſo läßt ſich, geſetzt auch, daß dies wirklich der Fall ſey, hierauf antworten, daß dieſe willkührliche Einführung der Zählwörter auch in anderen Indiſchen Dialekten vorkömmt, die mit anderen Sprachen aus einerlei Quelle herzuleiten ſind, und in allen anderen Benennungen, nur die Zahlen ausgenommen, mit ihnen übereinſtimmen.

ches ich einige aus Grellmanns Sammlung aufgenommen habe, welchen er den gleichbedeutenden Hindostanſchen Ausdruck nicht beigefügt hat, wird hoffentlich zum Beweiſe dienen, daß die Zigeunerſprache und das Hindoſtanſche, wo nicht vollkommen einerlei ſind, doch wenigſtens mit einander in der engſten Verbindung ſtehen,

Zigeuneriſch,	Hindoſtaniſch, *)	Teutſch,
Apra,	Dopur,	Ueber.
Bebee,	Beebee,	Ameiſe; eine ehrerbietige Benennung des Weibes; von Baba, Vater.
Pownee,	Panee,	Ein Bach, Getränk, Waſſer, Thränen.
Cauliban,	Kala = burn,	Schwarz, eine ſchwarze Farbe.
Chericloe,	Chiree, a,	Vogel.
Per,	Peroo,	Der Bauch, Unterleib.
Jamoval eo panee,	Panee,	Bad; Waſſer zum Baden.
Drowei paneeja,e,	Jul,	Desgleichen.

*) Daß hier alle Wörter nach Engliſcher Ortographie geſchrieben ſind und folglich nach Engliſcher Ausſprache müſſen ausgeſprochen werden, verſteht ſich von ſelbſt. D. H.

Zigeuneriſch.	Hindoſtaniſch.	Teutſch.
Davies, devus,	Dewus,	Tag; heute.
Rattie,	Rat,	Dunkel; Nacht.
Peola,	Peena,	Trinken:
Can,	Kan,	Ohr.
Dad,	Dada,	Vater, Großvater.
Jag,	Ag,	Feuer.
Peroe,	Pyr,	Fuß.
Balashtee,	Bilisht,	Finger; eine Spanne.
Por,	Pōōr,	Voll.
Mutchee,	Muchee,	Fiſch.
Bootsee,	Buhotsee (im foeminino),	Groß; ein groß Theil.
Gur,	G, hur,	Haus.
Shing,	Seeng,	Horn.
Ballow,	Bal,	Haar.
Tattoo,	Tutta,	Hitze, heiß.
Yacorah,	Yek G, huree,	Eine Stunde.
Bocolee,	B, hook, ha,	hungrig.
Shunalee,	Suna, ee	hörend; Gehör.
Geoos,	Jee, oder Jee, oo, Jee, ooka,	Briefe; überhaupt alles Geſchriebene.
Riah,	Rae,	Herr.
Rriena,	Ra, enee, Ranee,	Mutter; Amme.
Maſſi,	Mas,	Fleiſch oder Speiſe; Fleiſchſpeiſe.

Zigeunerisch.	Hindostanisch.	Teutsch.
Tod,	Dood, h,	Milch.
Boot,	Buhot,	Viel; eine Menge.
Nack,	Näk,	Naſe.
Nir,	Nuh,	Nagel am Finger.
Nevo,	Ny, a, nou,	Neu.
Bouropanee,	Bura panee,	Weltmeer; See; Welle; das große Waſſer.
Rashee,	Rishee,	Prieſter; heiliger; heiliger Mann.
Briskinee,	Burk, ha, burushna,	Regen; regnen; vom Sanskritaniſchen Burshunnung.
Doriove,	Duree, a,	Fluß.
Lolo,	Lal,	Roth.
Bauro-chairee,	Bureee, ch, hooree,	Schwert; großes Meſſer.
Pan, und Pon,	Buhin.	Schweſter. — B wird im Hindoſtaniſchen oft mit P verwechſelt.
Roop,	Roopa,	Silber.
Starrie,	Sitara, tara,	Stern.
Sep und Sap,	Samp, ſurp,	Schlange.
Dicken,	Dak, nha,	Geſicht; ſehen.
Loon,	Loon, lon,	Salz.
Banaw,	Baloo,	Sand.

Zigeuneriſch.	Hindoſtaniſch.	Teutſch.
Chive,	Jeebb,	Zunge. — Ch wird oft mit J und V mit B ver-wechſelt.
Rook,	Rook, h,	Baum.
Dennam,	Dundan, dant,	Zahn.
Chalk,	Kaka oder Chucha,	Onkel.
Jaw,	Ana jana,	Gehen, kommen, ſpazieren.
Bouro Matchee,	Buree Muchee,	Wallfiſch; großer Fiſch.
Kalicoe,	Kul=ko,	Geſtern, mit dem Nachſatz.
*) Tober,	Tubl,	Eine Art.
Tſchor,	Chor,	Ein Dieb.
Dori,	Dori,	Ein Band, Strick.
Rajah,	Rahah,	Ein Häuptling; Herr.
Ranee,	Ranee,	Prinzeſſin.
Raz,	Raj,	Herrſchaft.
Banduk,	Bundoog,	Eine Muskete.
Gan Jagga,	Gawe, Juggah,	Ein Dorf, oder Ort.
Jommadar,	Jemmadar,	Ein Befehlshaber, Offizier.
Weſoh,	Maihſha,	Wald oder Wild.

*) Dieſe und alle folgende Wörter, ſind aus Grellmanns Verzeichniß entlehnt, folglich oft incorrekt.

Zigeuneriſch.	Hindoſtaniſch.	Teutſch.
Gour,	Gor,	Das Grab.
Mul,	Mool,	Wein.
Latcho,	Acho.	Gut.
Dur,	Dorr,	Weit.
Perdo,	Poordo,	Erfüllen, vollenden.
Cha, Chabben,	K,hana,Chabbna,	Eſſen.
Iſchummedele,	Chooma Dekee,	Sie küßt.
Junguſtri,	Ungooſhturi,	Ein Ring.
Aro,	Ard,	Mehl.
Paka,	Punk, h,	Ein Flügel.
Schut, Weineſſig,	Khutta,	Sauer.
Ker,	Ghur,	Haus.
Sapa,	Saboon,	Seife.
Aduſto,	Dotuh,	Doppelt.
Tatip,	Topna,	Wärmen.
Surgawa,	Sgonghna,	Riechen.
Gewawa,	Gana,	Singen.
Moegna,	Mongna,	Anhalten, erſuchen.
Pi,	Peena,	Trinken.
Meiſchana,	Puh, channa,	Wiſſen, Kennen,
Medikkaha,	Myn deekat, ha,	Ich ſah.

Außer obigen Worten würde man noch eine Menge anderer auswählen können, wenn es nöthig wäre, die Identität oder Verwandtſchaft der Hindoſtaniſchen mit der Zigeuner-Sprache darzuthun.

VI.

Ueber die Thomaschriſten auf der Küſte Malabar.

Von F. Wrede. Esquire.

Die unerwartete Entdeckung, daß auf der Küſte Malabar Chriſten exiſtirten, hatte zwar Anfangs die Folge, daß jene Portugieſiſchen Abentheurer, welche ſich zuerſt daſelbſt feſtſetzten, und eben ſo enthuſiaſtiſch darauf bedacht waren, ihre Eroberungen zu vergrößern, als unter den Unglaubigen in den fernſten Weltgegenden ihre Religion zu verbreiten, darüber äußerſt erſtaunten und für Freude ganz außer ſich waren; aber leider hatte dieſe Freude nicht lange Beſtand: denn, ſobald ſie in Erfahrung brachten, daß dieſe Chriſten den Lehrſätzen des Neſtorius zugethan waren, und ſtatt des Pabſtes, den Patriarchen jener Sekte, welcher ſich in Syrien aufhielt,

in Glaubensſachen für ihren Obern erkannten, ſo verabſcheuten ſie dieſelben weit ärger als die Heiden.

Zu Anfang des ſechzehnten Jahrhunderts, wo die Portugieſen zuerſt mit ihnen bekannt wurden, muß die Anzahl dieſer Chriſten ſehr beträchtlich geweſen ſeyn; denn ſie beſaßen damals in den Gegenden, welche heutiges Tages den Rajahs von Travankor und Kochin unterworfen ſind, nicht weniger als hundert und zehn Kirchen; auch beträgt ihre Anzahl noch jetzt, nach ſo mannichfachen Verfolgungen, Drangſalen und Revolutionen, wodurch beinahe die ganze Seeküſte entvölkert wurde, nicht weniger als hundert und funfzigtauſend Seelen.

Die frühern Portugieſiſchen Schriftſteller ſowohl, als auch die neuern katholiſchen Miſſionarien, nennen ſie ohne Unterſchied Thomaschriſten, Neſtorianer, Syrier, und Malabariſche Bergchriſten. Von den Hindus der daſigen Gegenden, werden ſie Nazaranee Mapila, noch öfter aber Syrier, oder Surianee Mapila, genannt.

Die Portugieſen ſuchten etwas Beſonderes darin, ſie Thomaschriſten zu nennen, wiewohl dieſe Benennung unter ihnen ſelbſt weder in ältern noch neuern Zeiten ſehr gewöhnlich war. Allem Vermuthen nach, rührt ſie von dem Oberhaupte her, der zuerſt auf der daſigen Küſte eine Kolonie anlegte, die aus Syriern beſtand, ihr erſter Biſchof war, in jener Gegend den Grund zur Verbreitung ihrer Religion legte, und ſich

Mar Thomas nannte. Dieſe Vermuthung wird unter andern durch den merkwürdigen Umſtand beſtätigt, daß ſie jeden ihrer Oberprieſter, oder Biſchöffe, Mar Thomas nennen, wenn er auch wirklich einen andern Namen führt, und z. B. Joſeph, oder Abraham heißt. Höchſt wahrſcheinlich geſchieht dies zu Ehren ihres erſten Biſchofs und Stifters, der bei ihnen noch immer im Rufe der Heiligkeit ſteht. Seine Ankunft und Niederlaſſung auf der Malabarküſte, mag wohl zu jener Zeit, oder doch kurz nachher, ſtatt gehabt haben, als unter Theodoſius dem Zweiten über die Neſtorianer eine heftige Verfolgung ausbrach; noch zur Zeit aber fehlt es an hiſtoriſchen Beweisthümern, um ſolches mit völliger Gewißheit darzuthun.

Die äußerſt bigotten Portugieſiſchen Miſſionarien benutzten jedoch die Aehnlichkeit der Namen, um von neuem das Mährchen in Umlanf zu bringen; als wenn der Apoſtel Thomas in Indien ſich aufgehalten, und hier die Märtyrerkrone errungen habe. Ihrem Vorgeben zufolge, hatte derſelbe auf der Küſte von Malabar, nachher aber auf der andern Seite von Indien bis in die Gegend von Malliapur, dem heutigen St. Thomas, eine Menge Götzendiener zum chriſtlichen Glauben bekehrt, und an dem eben genannten Orte den Märtyrertod erduldet. Da nun um dieſelbe Zeit auch in China Spuren des Chriſtenthums entdeckt worden waren, ſo gaben die gedachten Miſſionarien vor, derſelbe Apoſtel habe auch in jener entlegenen Weltgegend das Evangelium geprebigt; ja ſie entblöde-

ten ſich nicht, ſogar die alberne Sage zu verbreiten, als wenn er — Gott weiß wie! — Gelegenheit gehabt habe, ſich eine Zeitlang in Braſilien aufzuhalten *). Die Malabariſchen Chriſten, ſagen ſie, hätten während eines ziemlich langen Zeitraums weder Kirchenobere gehabt, noch mit andern chriſtlichen Gemeinden in Verbindung geſtanden, bis man ſie endlich von Moſul aus mit Biſchöffen verſehen habe, die aber Anhänger des Neſtorius geweſen wären, und deſſen abſcheuliche Irrlehre unter den Chriſten auf der Malabarküſte verbreitet hätten. Dieſes abgeſchmackte Mährchen, für welches ſich nicht der mindeſte hiſtoriſche Beweisgrund angeben läßt, ward offenbar von einigen bigotten katholiſchen Schriftſtellern in der Abſicht erfunden, um bey dem damaligen Zeitbedürfniß die Lehre des römiſchen Stuhls zu ſtützen, vermöge welcher derſelbe dreiſt behauptete, daß das Evangelium in aller Welt verkündigt worden ſey, und die er zu einer Zeit wiederholte, wo man neue Weltgegenden entdeckte, in welchen das Evangelium nicht verkündigt war, und andere, wo man Chriſten antraf, die die Suprematie des Pabſtes durchaus nicht anerkennen wollten, und in den weſentlichſten Glaubenslehren von den Katholicken abwichen. Demungeachtet wurde dieſe alberne Legende viele Jahre lang für entſchiedene Wahrheit gehalten, und ſogar von proteſtantiſchen Schriftſtellern, z. B. Baldäus und Valentyn, von neuem wieder aufgewärmt.

*) Vide Historiam ecclesiae Malabaricae et Synodi Diamperitanae pag. 345.

In Malabar ſtimmen alle ſowohl mündliche als ſchriftliche Nachrichten darin überein, daß die Syriſchen Chriſten, oder Nazaranee Mapilas, viel früher als die Araber und Juden daſelbſt bekannt und anſäßig waren.

Zufolge der allgemeinen Tradition, gegen welche ſelbſt die Portugieſiſchen Schriftſteller des ſechzehnten Jahrhunderts, vermuthlich weil ſich dieſelbe auf ſchriftliche Urkunden gründete, die in Syriſcher Sprache abgefaßt waren, nachher aber von dem berühmten Erzbiſchof De Menezes auf der Synode zu Odiamper ſammt und ſonders verbrannt wurden, nichts einzuwenden finden, hat es ſeine vollkommene Richtigkeit, daß Mar Thomas der erſte Stifter der chriſtlichen Religion auf der Malabarküſte war. Die Zeit ſeiner Ankunft daſelbſt fällt ungefähr in die Mitte des fünften Jahrhunderts, welches daraus erhellet, daß ſchon Cosmas Indikopleuſtes (S. 178 — 179) ausdrücklich von Chriſten ſpricht, welche ſich im Pfefferlande, oder Male, niedergelaſſen hätten, die ihre Biſchöfe aus Perſien erhielten, wo damals der Patriarch der Neſtorianer reſidirte, der in der Folge ſeinen Sitz von Seleucia nach Babylon und von da nach Moſul verlegte.

In den Malabariſchen Geſchichtsbüchern (Kerul Oolputtee) *) kömmt die erſte Nachricht von einer

*) Der Verfaſſer des vorliegenden Aufſatzes beſitzt von dieſem ſchätzbaren hiſtoriſchen Werke verſchiedene Abſchriften, und iſt geſonnen daſſelbe dereinſt in einer freien Ueberſetzung her-

aus Syriſchen Chriſten beſtehenden Kolonie unter der Regierung des Cocsorangon Perumal vor, der wahrſcheinlich im ſechſten Jahrhundert lebte. Dort wird nämlich geſagt, ein reicher Syriſcher Kaufmann, Namens Thomas Cannaneo ſey zu Cranganore gelandet, und von den Einwohnern überaus gut empfangen worden. Dies, und der Umſtand, daß ihm vom Perumal ſehr anſehnliche Privilegien bewilligt worden wären, habe ihn bewogen, ſich daſelbſt niederzulaſſen. Er habe ſich zweimal verheurathet; das erſtemal mit einer Nairin, das zweitemal aber mit einer Perſon von einer geringern Kaſte. Aus beiden Ehen wäre eine Menge Kinder entſproſſen, welche ſich nach dem Tode ihres Vaters um deſſen Hinterlaſſenſchaft gezankt hätten. Ihre gegenſeitige Erbitterung ſey endlich zu einem ſo hohen Grade geſtiegen, daß ſie gezwungen geweſen wären, ſich ganz von einander abzuſondern;

auszugeben. Die Benennung dieſer Malabariſchen Jahrbücher wird auf mancherlei Art geſchrieben und erklärt. Einige betitteln ſie Keralul padday, welches ſo viel bedeutet, als das Gemeinweſen von Malabar oder Kerala, wie dieſes Land in der Samſcredanſprache genannt wird. Andere ſchreiben Kerala wilpatty, und überſetzen dies: hiſtoriſche Nachricht oder Beſchreibung von Kerala, welches die urſprüngliche Benennung des niedrigen Landes iſt, die noch heutiges Tages im Samſcredaniſchen vorkömmt; denn das Bergland war ſchon lange zuvor unter der Benennung Mala, oder Malleam, bekannt; in der Folge ward aber bloß der Name Malleam beibehalten, worunter man ſowohl das bergige als auch das niedrige Land verſtand, und der Name Kerala ward nicht mehr gebraucht.

worauf ſich die Abkömmlinge der Nairin in den ſüdlichen Gegenden von Malabar niedergelaſſen hätten, und die von der zweiten Frau in den nördlichen. Aber auch da habe ihre gegenſeitige Feindſchaft noch lange Zeit fortgedauert, ſo daß ſie ſich um alles in der Welt nicht mit einander verheurathet hätten. Wirklich tragen ſich die Thomaschriſten bis auf den heutigen Tag mit der Sage, ſie ſtammten, wo nicht alle, doch wenigſtens die, welche Syriſcher Abkunft ſind, von vier Syriſchen Familien, welche ſich nach einander auf der daſigen Küſte angeſiedelt hätten.

Ferner wird erzählt, ungefähr hundert Jahre nach der Erbauung von Coilan, wären hier zwei Syriſche oder Chaldäiſche Biſchöfe, Namens Mar Sabro und Mar Brodt (richtiger Mar Sapor und Mar Peroſes) angekommen, die der Rajah überaus gut aufgenommen, und denen er ſogar erlaubt habe eine Kirche zu bauen, die zu der Zeit, wo Cabral zum erſtenmal Coilan beſuchte, noch exiſtirt haben ſoll. Die Privilegien und Immunitäten, welche der Rajah den gedachten zwei Biſchöfen bewilligte, waren auf kupferne Tafeln eingegraben, und wurden nach Verlauf mehrerer Jahrhunderte noch dem Erzbiſchof De Menezes zu Tevalcare (vielleicht Mavileare) gezeigt *).

*) Vide Historiam Synodi Diamperitanae pag. 8. Qui amplissimam obtennerunt aedificandarum Ecclesiarum in iis regionibus facultatem, proventibus etiam ad hec non exiguis attributis, cujus privilegii aliorumque

Wahrſcheinlich ſind es dieſelben, in deren Beſitz ſich noch dermalen die Juden zu Cochin befinden.

Wenn man nun noch, außer dieſen hiſtoriſchen Thatſachen, erwägt, daß ſich die Thomaschriſten noch bis auf den heutigen Tag Syrier nennen; daß ſie ganz andere Geſichtszüge und überhaupt ein etwas feineres Anſehen haben, als die übrigen Malabaren; daß ihre Häuſer, beſonders ihre Kirchen, in einem ganz andern Styl gebaut ſind; daß die Syriſche oder Chaldäiſche Sprache noch immer allgemein unter ihnen üblich iſt; daß ſie ſich derſelben bei allen ihren gottesdienſtlichen Verrichtungen bedienen, wie ſolches noch dermalen ſogar in jenen Gemeinden, welche die Römiſch-katholiſche Religion angenommen haben, wirklich der Fall iſt; und endlich, daß ſogar ihre Tauf- und Zunamen aus dem Syriſchen, oder vielmehr Chaldäiſchen, hergenommen ſind: wenn man, ſage ich, dies Alles erwägt, ſo bleibt nicht der mindeſte Zweifel mehr übrig, daß die Thomaschriſten urſprünglich von einer aus Neſtorianern beſtehenden Kolonie abſtammen, die aus dem Gebiete der Griechiſchen Kaiſer in jenem Zeitpunkte hieher flüchtete, als Theodoſius der Zweite den Anfang ge-

exemplar laminis aeneis insculptum, litteris non tantum Malabaricis, verum Canarinis, Tamulicis et Bisnagaricis exaratum ostensum fuit *Menezio* in *Trevalcare*, ubi inter pretiosiores Ecclesiae res in Cimeliarchio asservabatur.

macht hatte, die Anhänger dieſer Sekte zu verfolgen. *)

Kaum waren ſie hier angelangt, als ſie darauf ausgiengen, unter den Braminen und Nairen Proſelyten zu machen. Dieß hatte die Folge, daß ſie von den daſigen Fürſten und Regenten um ſo mehr reſpektirt wurden, und biß auf den heutigen Tag mit den eben erwähnten zwei Kaſten gleichen Rang behaupten. Ueberhaupt ſtehen ſie bei den Hindus weit mehr in Achtung als jene von den Portugieſen bekehrten Chriſten, die aus den niedrigſten Kaſten zuſammengerafft wurden. Der Pater Pavony, ein ſachkundiger Exjeſuit, wel-

*) Neſtorius war im Jahr Chriſti 428, unter der Regierung des Kaiſers Theodoſius II. zu Konſtantinopel Patriarch. Seine Irrlehren kamen zuerſt 429 an den Tag, und wurden auf dem erſten Epheſiniſchen Concilio 431 als offenbar ketzeriſch verworfen. Der Kaiſer war aber nicht eher dahin zu bringen, daß er den Neſtorius verbannte, bis im Jahr 435. Es verſtrichen folglich vier Jahre, bevor er nebſt ſeinen Anhängern förmlich in den Bann gethan wurde. Gibbon im 8ten Bande S. 297.

Gibbon beruft ſich jedoch (S. 346) auf das eigene Zeugniß des heiligen Hieronymus (Epistola ad Marcellam) daß der Indiſche Miſſionar St. Thomas noch zu ſeiner Zeit am Leben geweſen ſey. Da nun Hieronymus ſchon im Jahr 420 mit Tod abgieng, ſo folgt, daß jene von dem gedachten Thomas in Malabar etablirte Sekte, unmöglich aus Neſtorianern beſtehen konnte; ein Umſtand, den Gibbon ſelbſt überſehen hat.

Anm. des Secretärs der Aſiat. Societät.

cher ſich dermalen zu Palghautcherry aufhält, und geraume Zeit bei den Thomaschriſten als Miſſionar angeſtellt war, hat mich verſichert, ſie hätten, beſonders was die Reinlichkeit und die Enthaltung von Fleiſchſpeiſen betrifft, in ihren Sitten und Gebräuchen Vieles von den Braminen beibehalten, und er ſelbſt ſey genöthigt geweſen, dieſe Lebensweiſe zu befolgen, um ſich dadurch bei ihnen in Kredit zu ſetzen.

Was ihre frühern Sitten und Gebräuche, zugleich auch die Privilegien betrifft, deren ſie ſich in den damaligen Zeiten zu erfreuen hatten, ſo ertheilen die Portugieſiſchen Verfaſſer des Oriente Conquistato, ſo wie auch De Barros, hierüber folgende Auskunft.

Die Thomaschriſten hatten mehr als hundert Dörfer im Beſitze, die größtentheils in den gebirgigen Gegenden des ſüdlichen Theils von Malabar lagen. Ihre Wohnungen zeichneten ſich vor jenen der Hindus hauptſächlich dadurch aus, daß ſie viel dauerhafter gebaut, in ganze Dorfſchaften vereint, und nicht wie die der Braminen und Nairen hie und da zerſtreut waren. Sie ſtanden, ſowohl in geiſtlichen als weltlichen Dingen, unter der Gerichtsbarkeit eines Erzbiſchofs, und zahlten übrigens den Rajahs, in deren Gebiete ſie lebten, und die ſich wenig oder gar nicht in ihre Angelegenheiten miſchten, einen mäßigen Tribut. Wenn ſie bei ihrem Erzbiſchof in Betreff weltlicher Angelegenheiten verklagt wurden, ſo ernannte derſelbe Kommiſſarien oder Schiedsrichter, bei deren Ausſpruch es ſein Bewen-

den hatte; nie aber erkannten ſie Jemanden die Todesſtrafe zu, ſondern alle Verbrechen, ohne Ausnahme, wurden mit Geld abgebüßt. Die Geiſtlichkeit hatte zwar kein Recht den Zehnten zu erheben; wenn ſich aber ein Paar Perſonen mit einander verheuratheten, ſo bekam die Kirche allemal den zehnten Theil der Mitgabe. Ihre Hochzeiten wurden mit der größten Pracht gefeiert, und ſie ſchonten kein Geld, um bei dergleichen Gelegenheiten einen ganz außerordentlichen Aufwand zu machen. Hauptſächlich bedienten ſie ſich alsdann aller jener Vorrechte und Privilegien, die ihnen von den Perumals ertheilt worden waren. Dahin gehörte unter andern, daß Braut und Bräutigam auf Elephanten ſaßen, goldene Blumen in den Haaren trugen, ihren Zug unter dem Schall muſikaliſcher Inſtrumente fortſetzten, Fahnen von allerlei Farben vor ſich her tragen ließen u. ſ. w. Die Mannsperſonen, welche mit zum Brautgefolge gehörten, trugen ſammt und ſonders Schwerdter und Tartſchen; auch gab es welche darunter, die mit Flinten bewaffnet waren. Ueberhaupt waren die Thomaschriſten des damaligen Zeitalters treffliche Schützen, und ſchon in ihrem achtzehnten Jahre fanden ſie ſich bei allen öffentlichen Zuſammenkünften ein, wo man ſich im Schießen übte. Ihre Hauptbeſchäftigungen beſtanden im Handel und Ackerbau, und nächſt den Braminen waren ſie unter allen Einwohnern des Landes diejenigen, welche den Schiffen der Portugieſen die ſtärkſten Ladungen Pfeffer verſchafften.

Die Töchter der Thomaschriſten durften nie

ihre Aeltern beerben; ſelbſt dann nicht, wenn dieſe keine Söhne hinterließen. Im letztern Fall ſuccedirte jedesmal der nächſte Anverwandte von väterlicher Seite. Dieſes ſonderbare Geſetz, welches mit den Gebräuchen der Malabaren in offenbarem Widerſpruche ſteht, iſt unſtreitig Syriſchen Urſprungs, und dient zu einem anderweitigen Beweis, daß die Thomaschriſten als eine ächt Syriſche Kolonie hieher verſetzt wurden.

Was ihre Religionsgrundſätze betrifft, ſo war die Lehre des Neſtorius unter ihnen allgemein eingeführt.

Dem zufolge läugneten ſie die Gottheit Chriſti, und nannten die Jungfrau Maria nur die Mutter Chriſti, aber keineswegs die Mutter Gottes. Ferner behaupteten ſie, der heilige Geiſt gehe nur allein vom Vater aus, nicht aber vom Vater und Sohne zugleich.

In ihren Kirchen duldeten ſie keine Bilder der Heiligen, und überhaupt weiter nichts dieſer Art, als ein Kreuz.

Sie hatten nur drei Sakramente; nämlich: die Taufe, das heilige Abendmahl und die Prieſterweihe. Von der Tranſſubſtation, in dem Sinn wie die Römiſch-katholiſche Kirche ſie nimmt, wollten ſie durchaus nichts wiſſen. Sie glaubten kein Fegefeuer, und ſagten, die Seelen der Heiligen gelangten zwar nicht gleich zum ſeligen Anſchauen Gottes, blieben aber bis zum Tage des allgemeinen Weltgerichts an einem dritten Orte.

Es ſtand ihren Prieſtern frei, ſich wenigſtens ein-mal zu verehelichen. Ihre gottesdienſtlichen Gebräuche waren dieſelben, wie bei den Chaldäern und Syriern.

Sie verheuratheten ſich in Gegenwart ihrer Prie-ſter, welche Caſſanas genannt werden, und die ganze Ceremonie beſtand bloß darin, daß dieſe den Mäd-chen eine Schnur um den Hals banden, wie ſolches noch heut zu Tage bei allen Kaſten auf der Malabarküſte, ſo ver-ſchieden ſie übrigens ſeyn mögen, durchgehends üblich iſt.

Die Caſſanas durften ſich weder in der Kirche noch in den Schulen der Malabariſchen Sprache bedie-nen; ſondern ſie mußten die Jugend auf Chaldäiſch un-terrichten.

Ihre Sonntage fiengen ſich des Sonnabends nach der Veſper an, und daueten bis den Morgen nach dem Sonntage zu Sonnenaufgang, wo ſie alsdann wieder an die Arbeit giengen.

Dies war die glückliche Lage, worin ſich die Ne-ſtorianer, oder die Thomaschriſten, vor jenem Zeitpunkte befanden, in welchem die Portugieſen nach Indien kamen. Dieſe machten nun aber, wie es ſich denn nach dem Geiſte des damaligen Zeitalters, beſon-ders aber nach der Denkart einer ſo äußerſt bigotten Nation, nicht anders erwarten ließ, ſogleich den Anfang dieſe Ketzer zur allein ſeligmachenden Religion zu bekeh-ren. Zu dem Ende wandten ſie, beſonders unter der Regierung des Don Manuel, alle nur erdenklichen

Ränke und Kunſtgriffe an, um jene verirrten Schafe wieder in den Schoos der Römiſch=katholiſchen Kirche zurückzuführen. Alle gütliche Mittel und Vorſchläge blieben jedoch fruchtlos, obgleich die ſchlauen Jeſuiter den Weg zu einer Vereinigung bahnten, und die Bedingungen, unter welchen ſich die Thomaschriſten der Suprematie des Pabſtes unterwerfen ſollten, auf alle mögliche Art zu mildern ſuchten. In derſelben Abſicht ſtifteten ſie auch Seminarien, worin ſie die jungen Leute, welche ſich dem geiſtlichen Stande widmeten, in der Chaldäiſchen Sprache unterrichteten; hauptſächlich aber ſuchten ſie ihren Zweck dadurch zu erreichen, daß ſie das Meßbuch und den katholiſchen Katechismus in dieſe nämliche Sprache überſetzten, und das eine wie den andern unter die Syriſchen Chriſten vertheilten. Bei dem Allen beharrten aber die Thomaschriſten ſo hartnäckig bei ihren ketzeriſchen Lehrſätzen, daß die Katholiken ihren Endzweck gewiß nie erreicht haben würden, wenn ſie nicht endlich gewaltſame Maaßregeln ergriffen hätten.

Ein Syriſcher Prieſter, Namens Mar Joſeph, war damals Erzbiſchof zu Angamalee; und da ſich derſelbe weder durch Verſprechungen noch Drohungen bewegen ließ, die Suprematie des Pabſtes anzuerkennen, ſo ward er auf Befehl des Erzbiſchofs von Goa und des Vicekönigs in Verhaft genommen, und als Arreſtant nach Portugal geſchikt. Er wußte ſich aber bei der Königin Donna Katharina und der ganzen königlichen Familie, durch das ganz ungegründete Vor=

geben, als wenn er nun von der Wahrheit der katholiſchen Religion völlig überzeugt ſey, und bei ſeiner Rückkunft alles Mögliche anwenden werde, ſeine Heerde dem römiſchen Stuhl unterwürfig zu machen, ſo einzuſchmeicheln, daß man ihm im Jahr 1534 die Erlaubniß ertheilte, nach Malabar zurückzukehren, und zugleich dem damaligen Vicekönige Noronha den Befehl zuſchickte, ihn nicht nur wieder in ſein Erzbisthum einzuſetzen, ſondern ihm auch bei jeder Gelegenheit Hülfe und Beiſtand zu leiſten.

Mittlerweile hatten ſich die Thomaschriſten, als ſie in Erfahrung brachten, daß ihr Erzbiſchof verhaftet und nach Portugal geſchickt worden ſey, an den Patriarchen von Babylon gewendet, und ihn um einen neuen Metropolitan gebeten, den er ihnen auch bald darauf in der Perſon eines gewiſſen Mar Abraham zuſchickte. Kaum hatte jedoch derſelbe von ſeinem Erzbisthume Beſitz genommen, als Mar Joſeph aus Europa zurückkam, und ſeine von der Donna Katharina erhaltenen Creditive vorlegte. Dies hatte die unmittelbare Folge, daß unter den ſämmtlichen Malabariſchen Chriſten ein Schisma entſtand, vermöge deſſen ſich dieſelben in zwei Parteien theilten, wovon es die eine mit Mar Joſeph und die andere mit Mar Abraham hielt. Da jedoch Mar Joſeph die ganze Portugieſiſche Regierung auf ſeiner Seite hatte und von derſelben aus allen Kräften unterſtützt wurde, ſo gewann er natürlicher Weiſe die Oberhand über ſeinen Antagoniſten, der von den Rajahs von Cochin und Peroor

auf vorgängigen Befehl beim Kopf genommen und dem Commandanten von Cochin überliefert wurde, um ihn nach Europa zu ſenden. Es ereignete ſich aber, daß das Schiff, an deſſen Bord er gebracht worden war, zu Moſambique vor Anker gehen mußte, wo er dann glücklich entwichte und zu Lande nach Babylon reiſte. Anſtatt aber von da wieder nach Malabar zurückzukehren, entſchloß er ſich aus eigenem Antriebe nach Rom zu gehen, wo er der Irrlehre des Neſtorius feierlich entſagte, und ſich bei Pius IV., der über dieſen Widerruf eine innige Freude bezeigte, ſo beliebt zu machen wußte, daß ihn derſelbe von neuem ordinirte und zu den höchſten geiſtlichen Würden und Aemtern beförderte. In der Folge fand man jedoch unter ſeinen Papieren einen Aufſatz, worin er erklärte, daß er ſeinem frühern Glaubensſyſtem noch immer mit unerſchütterlicher Anhänglichkeit zugethan ſey, und daſſelbe bloß deßwegen abgeſchworen habe, weil er ſonſt nicht im Stande geweſen wäre, ſein Leben zu retten. Das Nämliche behauptete er auch in einigen nach Indien addreſſirten Briefen, die nachmals dem Erzbiſchof De Menezes in die Hände fielen.

Indeß war die Portugieſiſche Kleriſei mit dem Betragen des Mar Joſeph ebenfalls gar nicht zufrieden; denn, trotz alle dem, was er der Königin verſprochen, und ungeachtet der feierlichen Proteſtationen, die er ſowohl vor dem Erzbiſchof von Goa, als der ganzen Portugieſiſchen Regierung abgelegt hatte, fuhr er noch immer fort, ſeine Untergebenen in den Lehrſätzen des

Neſtorius zu beſtärken, und die Wiedervereinigung mit der Römiſch-katholiſchen Kirche mehr zu verhindern, als zu befördern, ſo daß im Jahr 1567 abermals der Befehl ergieng, ihn in gefängliche Haft zu bringen. Die Folge davon war, daß er zum zweitenmal fortgeſchafft und anfänglich nach Portugal, von dort aber nach Rom transportirt wurde, wo er ſich ebenfalls mit dem Pabſte wieder auszuſöhnen ſuchte. Ehe er aber die erfoderlichen Anſtalten treffen konnte, um von neuem nach Indien zu reiſen, ward er zu Rom vom Tode übereilt, und zwar den Abend zuvor, als er zum Kardinal creirt werden ſollte.

Von neuem in ſeiner Würde beſtätigt, und mit den päbſtlichen Bullen verſehen, kam mittlerweile Mar Abraham zu Goa an. Nachdem ihn aber der berühmte Erzbiſchof De Menezes examinirt hatte, ließ er ihn, unter dem Vorgeben, daß er Seine Päbſtliche Heiligkeit hinter das Licht geführt habe, eigenmächtig in ein Kloſter einſperren, aus welchem er aber entwiſchte. Hierauf fand er Mittel, ſich zu Lande nach Angamalee zu begeben, wo ihn die Thomaschriſten unter allgemeinen Freudensbezeugungen wieder aufnahmen. Durch traurige Erfahrung belehrt, ergriff er nun ſolche Maaßregeln, wodurch der Vicekönig außer Stand geſetzt wurde, ſich zum drittenmal ſeiner Perſon zu bemächtigen. Nachdem derſelbe in dieſer Hinſicht noch einige fruchtloſe Verſuche gemacht hatte, ließ er ihn zwar bis an ſein Ende im ruhigen Beſitze ſeines Erzbisthums, zugleich aber traf die Portugieſiſche Regierung die zweck-

mäßigſten Veranſtaltungen, damit in der Folge ſich nie wieder ein Syriſcher Prieſter unter den Malabariſchen Chriſten einſchleichen könnte. Da die Portugieſen ſich damals im Beſitze von Ormuz befanden, und auf dieſer Seite von Indien Meiſter zur See waren, ſo darf man ſich eben nicht wundern, daß ſie es dahin brachten, zwiſchen dem Neſtorianiſchen Patriarchen zu Babylon, und den Thomaschriſten zu Angamalee, allen Verkehr zu verhindern. Man beſchuldigt ſie ſogar, ſie hätten im Jahr 1644 einen neuerwählten Syriſchen Biſchof auf der Fahrt von Cochin im Meer erſäuft. Nun kamen wiederholte Befehle von Rom an, nach Mar Abrahams Tode durchaus nicht zu geſtatten, daß ein Prieſter von Syriſcher Abkunft zum Erzbiſchof ernannt und in dieſer Eigenſchaft auf der Malabarküſte anerkannt werde. Mar Abraham gieng im Jahr 1597 in einem ſehr hohen Alter mit Tode ab, und betheuerte bis zum letzten Augenblicke ſeines Lebens, daß er der Neſtorianiſchen Kirche eben ſo eifrig zugethan ſey, als er die Dogmen der Römiſch-katholiſchen Kirche verabſcheue. Nach ſeinem Abſterben ernannte der damalige Erzbiſchof von Goa, Menezes, ſogleich den Jeſuiten Franz Roz, um den erledigten Erzbiſchöflichen Stuhl zu Angamelee wieder zu beſetzen. Dies half aber zu nichts, da er von den Thomaschriſten weder anerkannt, noch weniger aber zur wirklichen Beſitzergreifung zugelaſſen wurde; im Gegentheil hatten dieſe ſchon vorläufig einen Prieſter aus ihren eigenen Mitteln, Namens Georg, zu ihrem Archidiakonus ernannt, der ihnen einſtweilen und ſo lange vorſtehen

ſollte, bis ein neuer Erzbiſchof von Babylon ankommen würde.

Jetzt entſchloß ſich Menezes, einmal in eigner Perſon zu den Malabariſchen Chriſten zu reiſen, um zu verſuchen, ob er vielleicht, vermittelſt ſeiner perſönlichen Gegenwart und ſeines Einfluſſes, eine aufrichtige und dauerhafte Vereinigung zu Stande bringen könne. Die Dazwiſchenkunft eines Mannes von ſeiner Geburt, ſeinem Range, ſeinen Reichthümern und ſeiner Macht, der die Würde eines Primas von Indien bekleidete, und mit allen dieſen Vorzügen noch überdies Eifer, Frömmigkeit und ſeltene Privattugenden vereinte, hatte den gewünſchten Erfolg. Der unglückliche Georg bediente ſich zwar anfänglich aller nur erdenklichen Ausflüchte und Kunſtgriffe, die ihm ſeine natürliche Schlauheit und ſeine außerordentliche Anhänglichkeit an die Sekte, zu welcher er ſich bekannte, an die Hand gab, um wenigſtens ſo lange Zeit zu gewinnen, bis ein neuer Erzbiſchof von Babylon ankommen würde, der es vielleicht mit dem Menezes aufnehmen könne. Allein es kam kein Erzbiſchof von Babylon, oder es konnte wenigſtens keiner nach Indien kommen, und Menezes war unermüdet, kühn, beharrlich, ſchonte kein Geld, und hatte noch überdies alle kleinern Rajahs damaliger Zeit unter ſeiner Botmäßigeit. Endlich berief er zum Schein ein Concilium oder eine Synode zuſammen, die im Jahr 1599 zu Odiamper, in der Nähe von Cochin, gehalten wurde, und wohin er nicht nur die meiſten Syriſchen Prieſter, oder Caſanas, ſondern

nach [illegible] die vier älteſten Männer aus jedem Dorfe beſchieden hatte. Hier diſputirte er eine Zeitlang, und ſeine Gelehrſamkeit zu zeigen, erläuterte ſodann die beſtrittenen Glaubenslehren der Römiſchen Kirche, und endigte zuletzt damit, daß er der ganzen Verſammlung ohne weitere Umſtände Geſetze vorſchrieb; denn unter den Caſſanas fand ſich kein einziger, der ſo viel Gelehrſamkeit beſaß, oder ſo viel Anſehen und Einfluß hatte, um dem Menezes die Spitze zu bieten. So nach waren denn alſo die Neſtorianer auf der Malabarküſte nunmehr, dem Anſcheine nach, mit der Römiſch-katholiſchen Kirche vereinigt *)

Menezes ernannte hierauf den Franz Roz abermals zum Erzbiſchof der Syriſchen Chriſten, und dieſer verlegte nunmehr den erzbiſchöflichen Sitz von Angamalee nach Cranganore. Von dieſer Zeit

*) Die Literatur erlitt bei dieſer Gelegenheit einen Verluſt, den man nicht genugſam beklagen kann; denn der verblendete und fanatiſche Inquiſitor vernichtete, wie ein zweiter Omar, alle und jede in Syriſcher oder Chaldäiſcher Sprache geſchriebene Bücher, deren er nur irgendwo habhaft wurde, und zwar nicht etwa nur zu Diamper, ſondern hauptſächlich während ſeiner nachher vorgenommenen Kirchenviſitation. Sobald er nur irgendwo in ein Syriſches Kirchſpiel kam, mußten ihm die Einwohner ſogleich alle ihre Bücher und Schriften überliefern, die er alsdann, bis auf einige, woran eben nicht viel gelegen war, ins Feuer warf, ſo daß die Thomaschriſten heutiges Tages weder Bücher noch Manuſkripte beſitzen.

an blieb ein großer Theil der Thomaschriſten mit der römiſchen Kirche vereinigt, und ſtand unter der Gerichtsbarkeit der Nachfolger des Roz, welche ſich Erzbiſchöffe von Cranganore nannten.

Dieſe Vereinigung der Thomaschriſten mit dem Pabſtthum, war jedoch weder allgemein noch ernſtlich gemeint, noch von Dauer; denn bald nachher flüchteten ſich einige Maroniten, oder Syriſche Chriſten, in die Gebürge von Travancore, wo ſie die alten Lehrſätze und gottesdienſtlichen Gebräuche wieder in Aufnahme brachten, und ſeit dieſer Zeit hat ihre Gemeinſchaft mit den Jakobiten, Maroniten, und Neſtorianern in Syrien, nie wieder aufgehört. Heutiges Tages exiſtiren noch zwey und dreißig Kirchſpiele dieſer Art, die von den Portugieſen und der Römiſchen Kleriſei Syriſche Schismatiker genannt werden. Sie haben ihren eigenen Biſchof, oder Mar Thomas, der zu Narnatte, welches zehn Meilen von Porca landeinwärts liegt, ſeinen Sitz hat, und im Jahr 1752 von einem gewiſſen Biſchof der Jakobiten, welchen man deswegen ausdrücklich von Antiochia hieher ſchickte, geſalbt wurde. Er bekennt ſich aber mehr zu den Lehrſätzen des Eutiches, als zu jenen des Neſtorius.

Von den ältern Gemeinden der Thomaschriſten ſind dermalen noch vier und achtzig mit der Römiſch-katholiſchen Kirche vereint. Sie ſtehen insgeſamt unter der Jurisdiktion des Erzbiſchofs von Cranganore oder wie er ſich ſelbſt zu nennen pflegt, des Erzbiſchofs

der Malabariſchen Bergchriſten. Nach dem Abſterben des letzten Erzbiſchofs, fand die Regierung zu Goa, welche denſelben ehemals einſetzte, für gut, bloß einen Generalvicar zu ernennen, welcher dermalen zu Perkepalliporte reſidirt. Er iſt zwar ein geborner Malabar, aber von Syriſcher Abkunft, und nennt ſich Thomas Enaniakel. Dieſe unirten Thomaschriſten, zeichnen ſich heutzutage nur noch dadurch aus, daß ſie ſich in ihren Kirchen der Chaldäiſchen Sprache bedienen, zu welchem Ende ihnen von der Congregation de propaganda fide die hiezu benöthigten Bücher zugeſchickt werden. Das eine iſt zu Rom 1774 unter folgendem Titel gedruckt: Ordo Chaldaicus Miſsae Beatorum Apostolorum, juxta ritum ecclesiae Malabaricae: Das andere heißt: Ordo Chaldaicus rituum et lectionum juxta morem ecclesiae Malabaricae. Romae 1775.

Die Thomas- oder Syriſchen Chriſten von beiderlei Art, erbaten ſich nie, wie es die neuern Chriſten zu thun pflegen, den beſondern Schutz der Portugieſen, oder Holländer; ſondern betrachteten ſich bloß als Unterthanen der verſchiedenen Rajahs, in deren Bezirken ſie wohnten; und ſo lange das alte Syſtem der Hindus und die von Alters her übliche Eintheilung des Landes unter mehrere kleine Rajahs beibehalten wurde, ſcheinen ſie dieſelbe Freiheit, Ruhe und Achtung, genoſſen zu haben, wie ehedem unter den Nairen. Als aber die Rajahs von Travancore und Cochin alle die kleinern Rajahs und Oberhäupter jener Provinzen, die innerhalb der Gränzen von

Travancore liegen, unter ihre Botmäßigkeit gebracht hatten, ſtießen ſie zugleich auch das ehemalige Staatsſyſtem, welches Cheruma Perumal eingeführt hatte, ganz über den Haufen, ſo daß ſie die höhern Kaſten nicht nur ihrer Immunitäten und Freiheiten beraubten, ſondern zugleich auch ſtatt der ehemaligen ſehr eingeſchränkten Oligarchie, den drückendſten Despotismus einführten. Mithin dürfen wir uns über den dermaligen elenden Zuſtand, der ehedem ſo blühenden Syriſchen Dörfer um ſo weniger wundern, da ſogar die Braminen und Nairen ihre von Alters hergebrachten Prärogativen verloren haben, und ſich ſo ziemlich dieſelben Bedrückungen und Plackereien gefallen laſſen müſſen, die gegen jene verübt werden.

Die neuen oder Portugieſiſchen Chriſten.

Dieſe beſtehen gröſtentheils aus Leuten, die zu den niedrigſten Kaſten gehören und auf Zureden der Portugieſen die katholiſche Religion angenommen haben. Sie wohnen meiſtens an der Seeküſte und beſitzen hier viele Kirchen, die, zum Unterſchiede von den Syriſchen, Lateiniſche Kirchen genannt werden. Sie betrachten ſich nicht als Unterthanen der Rajahs, in deren Gebiet ſie ihren Aufenthalt haben, und zwar um ſo mehr, da ſie in ältern Zeiten von Seiten der Portugieſen und Holländer in Schutz genommen und ihnen ſehr erhebliche Vorrechte bewilligt wurden. So erkannten ſie z. B. die Juriſdiction der einen wie der andern nur in Civil-

und Criminalſachen an, und entrichteten den Landesfürſten weder Steuern noch Abgaben. Dieſer Exemtion hatten ſie ſich gewiſſermaßen noch im Jahr 1785 zu erfreuen, wo aber die Macht des Rajah von Cochin täglich mehr zunahm, und der damalige Gouverneur, Herr Van Angelbeck, kein anderes Mittel mehr ſah, den noch übrigen Theil ihrer Privilegien gegen immer wiederholte Beeinträchtigungen in Sicherheit zu ſtellen, als daß er mit dem gedachten Rajah einen ſchriftlichen Vergleich ſchloß. In Gemäßheit deſſelben machten die Chriſten ſich anheiſchig, dem Rajah jährlich eine gewiſſe Geldſumme zu zahlen, die jedoch von ihren eigenen Obern und Vorgeſetzten erhoben werden ſollte. Im Fall dieſelbe nicht pünktlich abgetragen, oder wohl gar vorenthalten würde, ſollte nur dem Holländiſchen Gouvernement, nicht aber dem Rajah, das Recht zuſtehen, ſie beizutreiben. In einem andern Artikel dieſes Vergleichs, wurde die Jurisdiction beſtimmt, welche die Holländer über jene Chriſten auszuüben hätten. Allein der Rajah bekümmerte ſich nachher um die Erfüllung dieſer Verträge wenig oder nicht, und gieng endlich gar ſo weit, daß er den größten Theil jener Chriſten aus dem Lande jagte, und ſie in die Nothwendigkeit ſetzte, ſich für die Grundſtücke, welche ſie im Stiche laſſen mußten, mit einer unbedeutenden Entſchädigung zu begnügen. Die wenigen Chriſten, welche noch in ſeinem Lande blieben, wurden wo möglich noch härter als ſeine andern Unterthanen, die Hindus, behandelt.

Die Anzahl dieſer Chriſten, die unter dem Schutze

des Forts zu Cochin hinlänglich gedeckt zu ſeyn glauben, beläuft ſich in Allem auf ſechs und dreißig Tauſend Seelen.

In kirchlichen Angelegenheiten waren ſie ehemals dem Portugieſiſchen Biſchoffe zu Cochin unterworfen, den aber die Holländer, nachdem ſie ſich des Forts bemächtigt hatten, fortjagten. Dieſer verlegte ſodann ſeinen Sitz nach Coilan, nannte ſich aber nach wie vor Biſchof zu Cochin, und behielt zugleich die geiſtliche Gerichtsbarkeit über alle jene Kirchen, die nicht unmittelbar unter der Herrſchaft der Holländer ſtanden. Dieſe nämliche Diöces ſteht noch heutiges Tages unter der Jurisdiction ſeiner Nachfolger, und erſtreckt ſich bis an den Fluß Cavery, auf der jenſeitigen Küſte, mit Inbegriff der Inſel Ceilon. Sie enthält mehr als hundert Kirchen, die den neuen, oder ſogenannten Lateiniſchen Chriſten gehören.

Die Holländer hatten nun zwar den Portugieſiſchen Biſchof von Cochin, aus gewiſſen politiſchen Urſachen, vertrieben, waren aber keineswegs geſonnen, die Kirchen, welche nun unmittelbar unter ihrer Protection ſtanden, der Aufſicht eines geiſtlichen Obern zu entziehen. Sie wendeten ſich daher an den Pabſt, und erſuchten denſelben, einen andern Biſchof zu ſenden, der ſich aber nach ihren Vorſchriften fügen, und überhaupt ſo benehmen müſſe, daß ſie ſich mehr Treue von ihm zu verſprechen hätten, als von einem Vaſallen des Königs von Portugal. Der Pabſt entſprach ihren Wünſchen,

und ſandte einen Karmeliter, dem er die biſchöfliche Gewalt verliehen und den Titel eines Generalvikars beigelegt hatte, worauf ihm die Generalſtaaten im Jahr 1698 das erforderliche Diplom zufertigen ließen.

Letztere hatten ſich jedoch bei dem Pabſte ausdrücklich bedungen, daß er den gedachten Gemeinden nie einen andern Generalvikar zuſchicken ſolle, als einen ſolchen, der von Geburt entweder ein Teutſcher, Holländer, oder Italiäner ſey. Auch behielt ſich die Holländiſche Kompagnie das Recht vor, denſelben wieder fortzuſchicken, ſobald ſie etwas gegen ſeine Perſon einzuwenden hätten; wie er denn überhaupt als ein wirklicher Unterthan der gedachten Kompagnie zu betrachten wäre.

Sein armſeliges Einkommen beträgt jährlich nicht mehr als höchſtens vierhundert Rupieen, und wird ihm von der Congregation de propaganda fide gezahlt. Er wohnt zu Varapoly, in einem Kloſter, das ſeinem Orden zugehört und von der Propaganda ebenfalls den benöthigten Unterhalt empfängt.

Seine Diöces erſtreckte ſich ehemals ſo weit, als die Macht der Holländer reichte, und ſo wie dieſe nach und nach in Verfall gerieth, ward er auch um den größten Theil ſeiner Kirchen gebracht. Einige unterwarfen ſich wieder dem Portugieſiſchen Biſchoffe von Coilan, andere wurden durch den Generalvikar der Griechiſchen Kirchen zur Annahme des Lateiniſchen Ritus be-

wogen, ſo daß dermalen nur noch vierzehn Kirchen unter ſeiner biſchöflichen Gerichtsbarkeit ſtehen.

Noch heutiges Tages ſieht man die Trümmer einer ehemaligen Syriſchen oder Neſtorianiſchen Kirche, auf einer Anhöhe am öſtlichen Ende des Dorfs Coorty, welches zwei Meilen von Ramiſeram Gate entfernt iſt, und an der Landſtraße liegt, die nach Trichoor führt. Dies war der erſte den Chriſten zugehörige Tempel, welchen Tippo Saib, auf Antrieb ſeines fanatiſchen Religionseifers, in einen Schutthaufen verwandelte, als er im Jahr 1790 die allzuweit ausgedehnten und nicht ſtark genug befeſtigten Linien bei Travancore, mit ſtürmender Hand eingenommen hatte. Von dort an bezeichnete die allgemeine Verbrennung aller Indiſchen Tempel, und aller von Chriſten bewohnten Dörfer, ſo wie der denſelben zugehörigen Kirchen, den Marſch ſeiner wütenden Truppen, bis in die Gegend bey Varapoly, ſo daß in Zeit von drei Tagen nicht weniger als dreizehn groſſe und zum Theil ungemein ſchöne Gebäude in Schutthaufen verwandelt wurden.

Faſt alle den Thomaschriſten zugehörige Tempel im ſüdlichen Theile von Malabar, deren ich mehr als vierzig in Augenſchein zu nehmen Gelegenheit hatte, ſind alle in einerlei Styl, und ſo ziemlich nach einerlei Plan gebauet. Die Faſſade nebſt den hier angebrachten kleinen Säulen (eine offenbare Nachahmung des architektoniſchen Geſchmacks, der in Kleinaſien und Syrien eingeführt war, aus welchen Ländern man, al-

lem Vermuthen nach, die chriſtliche Religion, und mit ihr zugleich das Modell jener Tempel nach Malabar verpflanzt hatte) war überall dieſelbe; nur mit dem Unterſchiede, daß die eigentlichen Neſtorianer, oder Schismatiker, bei Erbauung der ihrigen die von Alters her übliche Simplicität beibehalten hatten, da hingegen das Frontiſpiz jener, die den ſogenannten Lateiniſchen Chriſten gehörten, welche die Suprematie des Pabſtes anerkannt hatten, mit Heiligenbildern geziert war, die entweder in Niſchen ſtanden, oder auf Basreliefs figurirten, und daß einige dieſer Kirchen ein gewölbtes Chor hatten. Der größte unter allen den Chriſten zugehörigen Tempeln ſtand zu Alangadee, oder Mangatte, fünf Meilen von Paroor, und war, nach den jetzt noch vorhandenen Ruinen zu urtheilen, ein überaus ſchönes und nach der vortrefflichſten Structur eingerichtetes Gebäude. Zu Angamalee, dem ehemaligen Sitze des Syriſchen Metropolitans, waren ebenfalls drei ſehr geräumige Tempel, die jenem, welcher bei Coorty in Trümmern liegt, im geringſten nichts nachgaben. Aber auch dieſe ſind durch die alles vernichtende Hand des Myſoriſchen Wüthrichs in Schutthaufen verwandelt; ein Schikſal, das unter andern auch die niedliche Jeſuiterkirche zu Amblagatte, nebſt dem dazu gehörigen Kollegium betraf.

Wenn man bedenkt, was für eine Menge ſolcher koſtſpieligen Gebäude die Thomaschriſten in den innern Gegenden von Travancore und Cochin beſaſſen, ſo iſt es in der That kaum zu begreifen, wo ſie

alles Geld dazu hernahmen; denn einige derſelben haben zuverläſſig einen Aufwand von einem Lack Rupieen erfodert, und andere müſſen ihnen nach der billigſten Berechnung, wenigſtens die Hälfte dieſer Summe gekoſtet haben. Wie ganz anders müſſen damals die Vermögensumſtände dieſer Leute beſchaffen geweſen ſeyn, die heutzutage kaum ſo viel entübrigen können, als dazu erforderlich iſt, auf jenen prachtvollen Ruinen, die von ihrem ehemaligen Reichthume und ihrer nunmehrigen Dürftigkeit zeugen, eine elende Hütte zu bauen, um darin ihre gottesdienſtlichen Verſammlungen zu halten! In eben dem Verhältniſſe, wie ſich ihr Wohlſtand verminderte, nahm unter ihnen auch die Bevölkerung ab. So hielten ſich z. B. zu Alangada vor dem Jahre 1750 über tauſend chriſtliche Familien auf, die in maſſiv gebauten Häuſern wohnten, welche zwar nunmehro faſt gänzlich zertrümmert, aber doch noch immer von ſolcher Beſchaffenheit ſind, daß dadurch dieſe Thatſache ſattſam verbürgt wird. Von jenen Familien ſind dermalen keine hundert mehr übrig, und ſelbſt dieſe befinden ſich in den erbärmlichſten Umſtänden, die man ſich nur denken kann. Einen eben ſo traurigen Kontraſt bemerkt man auch zu Angamalee und andern ehedem ſehr wohlhabenden chriſtlichen Städten und Dörfern.

Dieſer Wohlſtand, oder vielmehr dieſer Reichthum der ältern Thomaschriſten, iſt jedoch leicht zu erklären. Sie beſtanden größtentheils aus Convertiten, die zu den Kaſten der Brahminen und Shoudren gehörten, nicht aber wie die neuern Chriſten, oder Pro-

ſelyten der Portugieſiſchen Miſſionarien, aus Leuten vom niedrigſten Herkommen. Da nun die chriſtliche Religion, welche nach aller Wahrſcheinlichkeit ſchon im fünften Jahrhundert von einigen Syriſchen Abentheurern hier eingeführt und fortgepflanzt wurde, den Perumals, welche damals über Malabar herrſchten, nicht im mindeſten verdächtig vorkam, ſo erlaubten ſie den gedachten Convertiten, ihr ererbtes Vermögen, auf eben die Art wie die gebornen Brahminen und Nairen, in Ruhe und Frieden zu genießen, ohne ſie zu Entrichtung irgend einer Art von Abgabe anzuhalten. Ueberhaupt war die Methode, Abgaben vom Landeigenthume zu erheben, unter der milden Regierung der Hindus, und bis zu jenem Zeitpunkte, wo Hyder Ali ins Land fiel, in Malabar gar nicht bekannt. Nebſt dem beſaßen die Thomaschriſten auch noch eine andere Quelle des Reichthums, nämlich den Handel. Wirklich waren ſie, wo nicht die einzigen, doch gewiß die vornehmſten Kaufleute im Lande, bis ſich die Araber an der Seeküſte feſtſetzten. In dieſem blühenden Zuſtande erhielten ſie ſich denn auch, bis gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts, wo endlich die Rajahs von Travancore und Cochin die ganze, von dem berühmten Cheruma Perumal eingeführte Verfaſſung und Geſetzgebung völlig über den Haufen ſtießen. Bei dieſer Gelegenheit wurden die unabhängigen Rajahs von Paroor, Alangada, Tekenkoor, Wadbakencoor, Porka, Coilan, Callicoilan, ihrer Beſitzungen beraubt. Das Nämliche widerfuhr auch mehrern kleinen Nairen-Häuptern, die man Kaymals zu nennen pflegte,

und die ſich, als wirkliche Landſtände, jedem Verſuche, vermöge deſſen ſich d. Rajahs eine willkührliche Gewalt anzumaßen gedachten, ſehr lange und aus allen Kräften widerſetzt hatten. Die Rajahs von Travancore und Cochin ſchritten nunmehro zur Theilung der eroberten Länder, die aber ſehr ungleich ausfiel, indem ſich erſterer den bei weitem größern Theil davon zueignete, und das nunmehrige äußerſt tyranniſche und drückende Regierungsſyſtem einführte, wenn anders eine höchſt unbeſonnene Nachahmung des neueſten Myſoriſchen Finanzſyſtems als ſein eigenes Werk zu betrachten iſt; eines Syſtems, worin man weder Ordnung, noch irgend eine Art von Regularität bemerkt, und nicht die mindeſte Rückſicht auf unparteiiſche Juſtizpflege genommen wird, ohne welche doch daſſelbe ſchlechterdings nicht beſtehen kann, da widrigenfalls alle erdenkliche Arten von Erpreſſungen und Räubereien freies Spiel haben, und dieſe unglücklichen Länder, wenn auch ihre natürlichen Hülfsquellen noch ſo reichhaltig wären, über kurz oder lang gänzlich erſchöpft und in den elendeſten Zuſtand verſetzt werden müſſen, wie ſolches bereits zu Travancore und Cochin wirklich der Fall iſt.

VII.

Tagebuch
einer
Reiſe von Agra nach Oujein.

Von William Hunter.

Ehe ich folgende Erzählung anfange, will ich die Veranlaſſung meiner Reiſe angeben. Sindiah, der mit den Rajahs von Jayanagar und Joudhpoor im Kriege begriffen war, aber ſeit zwei Jahren für ſeine Perſon ſich ruhig in Matra aufgehalten und die Leitung der Feldzüge ſeinen Generalen überlaſſen hatte, hielt es im September 1790 für rathſam, ſelbſt zu Felde zu gehen, obgleich kurz vorher ſeine Waffen bei Meertah einen bedeutenden Sieg über die ganze Macht von Joudhpoor erhalten hatten.

Als dieſer Entſchluß bekannt wurde, erbot ſich Major Palmer, damaliger Reſident an ſeinem Hofe, welcher zu derſelben Zeit zu Agra ſich aufhielt, ihn auf der

Expedition zu begleiten, und erhielt zur Antwort, daß, da er bald zurükzukommen hoffe, er dem Reſidenten keine unnöthige Beſchwerlichkeit verurſachen wolle. — Sindiah marſchirte gegen Jayanagar, welches ohne Mittel zur Vertheidigung und von einem jungen, unerfahrnen, dem Vergnügen ergebnen, jeder ernſthaften Anſtrengung unfähigen und unentſchloſſenen Prinzen regiert, in die äuſſerſte Beſtürzung gerieth. Der Rajah und ſein Alliirter, der von Joudhpoor unterwarfen ſich jeder Bedingung, die Sindiah ihnen vorzuſchreiben für gut fand, mit Freuden. Sie willigten ein, eine ſtarke Geldbuße und einen anſehnlichen jährlichen Tribut zu bezahlen und gaben Feſtung und Diſtrikt Ajimere zurück, welche ihnen während des Krieges von Sindiahs Kommandanten verrätheriſch überliefert waren.

Nach glücklicher Beendigung dieſer Sache marſchirte Sindiah nach Ajimere, wo er ſich mit ſeiner Armee von Joudhpoor vereinigte. Hier war er nicht lange, als ihn der Rana von Oudipoor um Hülfe bat, um ſein Anſehn wieder zu erhalten und den Befehlshaber der Feſtung Cheitore, Bheem Sing, der ſeine Treue gebrochen und gegen ſeinen Fürſten in den Waffen war, wieder zum Gehorſam zu bringen. Man betrachtet den Rajah von Oudipoor, als das Haupt aller Stämme der Rajepoots (Rasbuten) und er führt den Titel Rana zum Zeichen ſeines Vorzugs. Selbſt die Muſelmänner betrachten ſeinen Stamm einer merkwürdigen Tradition, die ſeine Genealogie betrifft, zufolge,

mit vieler Ehrfurcht. Er ſoll nämlich von weiblicher Seite vom berühmten Anushirwan, der zur Geburtszeit Mahommeds König in Perſien war, herſtammen und ſo von dieſer Seite gemeinſchaftlichen Urſprung mit den Seids, den Nachkommen Huſſein's, des Sohns Ali's, haben. Der Umſtand iſt merkwürdig und gewiß einer ſorgfältigen Unterſuchung werth. Denn iſt die Sache wahr, ſo beweiſet er, daß zu dieſer Zeit ein ſo nahes Verkehr zwiſchen den Eingebornen Hindoſtans und den benachbarten heidniſchen Völkern ſtatt fand, um, in Vergleich mit dem alten Verbote der Vermiſchung der verſchiednen Kaſten, die Spuren eines gemeinſchaftlichen Urſprungs zu beſtätigen.

Ob nun gleich der Rana der Erſte im Range iſt, ſo hat er doch nicht ſo viel Macht, als die Rajahs von Jaynagar und Joudhpoor. Bheem Sing, einer ſeiner mächtigſten Vaſallen, faßte daher, im Vertrauen auf die Stärke von Cheitore, das auf einem hohen, ſteilen Berge liegt, den Muth, das Joch der Unterwerfung abzuſchütteln.

Sindiah nahm die Einladung gern an und zog vor Cheitore, wo der Rana zu ihm ſtieß. Er berennte den Ort und obgleich ſeine Vorſchritte gegen eine ſo ſtarke Feſtung nur langſam waren, ſo brachte er den Bheem Sing endlich doch ſo in die Enge, daß er ſie übergab und ſich dem Rana unterwarf. Sindiah legte erſt Garniſon hinein, aber übergab ſie bald darauf, dem geſchloſſenen Vertrage gemäß dem Rana.

Nachdem Sindiah hier noch einige Zeit geblieben war, entſchloß er ſich, ſtatt nach Matra zurükzukehren, weiter ſüdwärts zu marſchiren. Verſchiedene Gründe bewogen ihn zu dieſer Reiſe, die ſich mit ſeinem Tode endigte und wahrſcheinlich zu deſſen Beſchleunigung beitrug. Man konnte vieles gegen dieſen Schritt ſagen, und Rana Khan, einer von Sindiah's älteſten Räthen und treueſten Dienern, ſparte keine Gegenvorſtellungen. Dies war auch vielleicht der Einzige, der dem Sindiah aus perſönlicher Neigung ergeben war, welcher dieſes auch wuſte und ihn immer mit dem Namen Bruder beehrte. — Die neuen Eroberungen in Hindoſtan waren noch immer in keinem feſten Zuſtande. Der verſprochene Tribut der Rajahs von Jayanagar und Joudhpoor war noch nicht bezahlt und dieſe Fürſten würden jede Gelegenheit, der Erfüllung ihres Vertrags auszuweichen, mit Freuden ergriffen haben, wobei ſie gewiß von ihren kriegeriſchen Rajpoots lebhaft unterſtüzt worden wären, die mit Ungeduld das drückende Joch der Mahratten abzuſchütteln ſuchten. Die nördliche und weſtliche Gränze ſtand den Einfällen der Sikhs (Seiks) offen, welche wegen der Abweſenheit des Oberhaupts leicht mit größerer Kühnheit einbrechen konnten. Endlich war die Eiferſucht der Regierung zu Poonah über die Vergrößerung von Sindiah's Macht durch ſeine Eroberungen in Hindoſtan kein Geheimniß und die Hülfstruppen, welche ihm dieſer Hof, als er von den Rajpoots, Mogolen und Afghanen zugleich geängſtet ward, unter Holkar und Ali Bahadur ſchikte, waren, wo nicht heimliche

und innerliche Feinde, doch verdächtige Freunde, die ſeine Macht beneideten und jede Gelegenheit, ſich auf ſeine Koſten zu vergrößern, gern ergriffen.

Von der andern Seite glaubte er wahrſcheinlich ſeine Beſitzungen in Hindoſtan unter dem Schutze derſelben Heere, die ſie eroberten und unter dem Befehle derer, die ſie zum Siege geführt hatten, ſicher genug, um den Verſuch zu machen, durch ſeine Gegenwart in Poona einige weſentliche Vortheile zu erlangen. Er hoffte ſo viel Einfluß an dieſem Hofe zu erlangen, daß er die Zurückberufung von Holkar und Ali Bahadur bewürkte und ſo allein im Beſitz der neuen Eroberungen bliebe. Da ferner die Koſten und die Erhaltung dieſer Eroberungen die er, wie er ſagte, im Namen und zum Nutzen des Peshwa gemacht hätte, die Einkünfte derſelben weit überſtiegen, ſo hoffte er aus dem Schatze zu Poona Entſchädigung, die nach der Bilanz der Einnahme und Ausgabe auf 8 Krore Rupien angegeben war. Und endlich wünſchte er, da ſeine väterlichen Beſitzungen in Dekan ganz ohne Feſtung waren, die Erlaubniß zu erhalten, eine hinzuzufügen, um ſeine Familie und ſeine Beſitzungen zu ſchützen. Dies waren die Hauptpunkte, wegen deren er mit dem Hofe zu Poona unterhandeln wollte und ſeine Hoffnungen hier Einfluß zu gewinnen, gründeten ſich — auſſer dem, was er von der Dankbarkeit des Peshwa und des Nana Pharnawees, von denen der eine die Souveränität, der andere die Stelle als erſter Miniſter vorzüglich ſeinen Bemühungen dankte, erwarten

konnte — auf die reſpektable Macht, die ihn begleitete, und hinreichend war, der Regierung Ehrfurcht einzuprägen und ſie abgeneigt zu machen, ihm Gelegenheit zum Mißvergnügen zu geben. Endlich verließ er ſich auf ſeine Geſchicklichkeit den Peshwa durch Schmeicheleien, womit er ſeine Eitelkeit kützelte und durch Unterhaltung ſeines jugendlichen Leichtſinns perſönlich an ſich zu feſſeln.

Neben dieſen großen Zwecken hatte er noch andere, untergeordnete vor Augen. Er war 14 Jahre von Duzein, der Hauptſtadt ſeines Landes entfernt geweſen und da viele Klagen über die ſchlechte Verwaltung derjenigen, welchen er die Regierung anvertraut hatte, vor ihn gekommen waren, ſo hielt er ſeine Anweſenheit für nöthig.

Zu dieſen politiſchen Bewegungsgründen kam noch der Einfluß des Aberglaubens, von dem dieſer Fürſt, ſonſt ein Mann von ſtarkem Geiſt und heller Denkungsart, ſich leicht hinreißen ließ. Er war in der Religion der Hindus geboren und erzogen, beobachtete auch alle Vorſchriften derſelben pünktlich; aber er zeigte doch eine ſehr große Neigung zu den Lehren des Korans. Bei dieſer Gelegenheit will ich bemerken, daß, da dieſe beiden Religionen ſo lange neben einander in Indien exiſtiren, die Bekenner von beiden einander mit einem toleranteren Blick anſehen, als in andern Ländern zwiſchen ſo verſchiedenen Glaubensgenoſſen ſtatt findet. Daher ſieht man oft den Hindu mit Ali's Schüler in Klagen gegen das Schickſal wegen des Märtirertods der beiden

Söhne dieſes Apoſtels und im glänzenden Gepränge an ihrer jährlichen Gedächtnißfeier wetteifern. Er reſpektirt die Feſttage, die der Koran vorſchreibt, oder die beſonders zum Andenken des Propheten und ſeiner Apoſtel eingeführt ſind. Ueber dieſe Nachgiebigkeit darf man ſich bei Brahma's Verehrern nicht wundern. Denn ſie glauben, daß die verſchiedenen Arten der Gottesverehrung auf der Erde, alle in der Gottheit ſelbſt ihren Urſprung haben und ihr gleich angenehm ſind. Aber auch die Schüler der intoleranten Lehren des Korans ſind nicht mehr jene wüthenden und blutdürſtigen Zeloten, die im Namen Gottes und ſeines Propheten ihre Bahn mit Verwüſtung und Mord bezeichneten und die Tempel der Hindus niederriſſen, um Moſcheen an ihre Stelle zu bauen. Die Geduld und Standhaftigkeit der Hindus überwand ihren Fanatismus. Sie ſahen, daß Furcht für Marter und Tod ſie nicht bewegen konnte, einen ſeit undenklichen Zeiten ihnen von den Vorfahren überlieferten Glauben aufzugeben, daß ſie aber, wenn man ſie in deſſen ruhigem Beſitze ließe, friedliche, fleiſſige und nützliche Unterthanen wären. Deshalb bemerkt man in Hindoſtan eine große Nachgiebigkeit der Muſelmänner gegen Meinungen ihrer Nachbarn oder Unterthanen von dem Glauben der Hindus. Vorzüglich zeigt ſich dies bei den Hooly oder den Saturnalien der Hindus, wo die Freiheit mit Vornehmern ohne Zwang zu reden und umzugehen eben ſo groß iſt, als einſt bei den alten Römern, und wo die Muſelmänner eben ſo munter an dem Vergnügen Theil nehmen, als die Hindus ſelbſt.

Unſer Mahratten Fürſt war daher nicht nur ſorgfältig bemühet, beiderlei Glauben gehörig zu reſpektiren, ſondern trieb ſeine Bemühung hierin auf einer Seite ungewöhnlich weit. Der Grund davon iſt folgender. Ein mahommedaniſcher Fakir, der die Gabe der Prophezeihung haben wollte, Schah Munſoor, ward von Sindiah gefragt und prophezeite ihm ſeine künftige Größe mit den Worten: „Geh! Ich habe dir alles Land bis nach Dehly gegeben!„ Eine ſolche Wahrſagung konnte allerdings ſehr viel zu ihrer eignen Erfüllung bei einem ſo ehrgeizigen, für jeden gefaßten Zweck ſo beharrlichen und ſo abergläubigen Manne beitragen. Dem ſey, wie ihm wolle, — ſie ward buchſtäblich erfüllt. Natürlich denkt Sindiah mit großer Ehrfurcht an den Schah zurük. Sein Schüler und Nachfolger Hubeeb Schah, muß immer um ihn ſeyn. Er hatte ihm einen eignen Diſtrikt (jageer) und ein anſehnliches Einkommen geſchenkt und täglich warf er ſich vor ihm nieder und küßte ihm die Füße. Schah Munſoor iſt zu Beer, einem Orte im Reiche des Nizam, begraben und Hubeeb Schah drang oft in Sindiah, das Grab dieſes Heiligen zu beſuchen. Außer der Ehrfurcht, die Sindiah für den Propheten wegen ſeiner Größe hatte und der Wirkſamkeit, die eine ſolche Pilgerreiſe für die künftige Erweiterung ſeines Glüks hoffen ließ, wünſchte er ſich einen Sohn, einen Erben ſeiner Wohlfahrt und glaubte dies Geſchenk durch ſeine Andacht bei den heiligen Reliquien zu erhalten. Außerdem zehrte ſich eine ſeiner Lieblingsfrauen an einer Unpäßlichkeit ab

und bildete ſich ein, daß der Anblick der Aſche des heiligen Mannes, die einzige Ausſicht zur Rettung gewähre.

Alſo marſchirte er von Cheitore nach Oujein, wo er aus Mangel an Gerechtigkeitspflege die Einwohner häufigen Diebſtählen und andern Unordnungen ausgeſetzt fand, da die Perſonen, welche die Verwaltung derſelben hatten, nicht Macht genug beſaßen, dem Unweſen zu ſteuern. Er übergab daher die Polizei und die Juſtiz einem ſeiner vertrauten Diener, dem er ein Korps Soldaten zur Unterſtützung ließ. Die Einnahme blieb in den Händen der vorigen Perſonen. Nach 23 Tagen brach Sindiah von hier auf.

Dieſe Verhandlungen hatten ein Jahr und fünf Monate gedauert, als Major Palmer, nach Sindiahs Bewerbung darum, Befehl erhielt, ihm zu folgen. Wir mußten nach ſeiner Beſtimmung den Weg über Gualior nehmen, der zwar ein Umweg iſt, aber durch Gegenden führt, in denen Sindiahs Päſſe reſpektirt wurden.

Am 23ſten Februar 1792, kamen wir von Agra nach Baad, einem kleinen Dorfe, in S. 25 W. 10½ Engl. (2,27 geogr.) Meilen in gerader Linie. Der Weg führt durch eine fruchtbare, wohl angebaute Gegend, auf der hier und dort Mangos (Mangifera Indica), Neem (Melica Azedarach) und wilde Datteln (Elate ſylveſtris) truppweiſe zerſtreut ſind.

Febr. 24. — bis Munniah, S. 13 W. 16,8

Engl. (3,65 geograph.) M. Dies iſt ein unbedeutendes Dorf. Unterwegs kamen wir über zwei Flüſſe, den Utingen und Bán-Gunga. An dem letzteren liegt Jahjow, wo ein artiges, ſteinernes Serai iſt. Dieſes Dorf iſt wegen zwei entſcheidender Schlachten merkwürdig, die faſt auf derſelben Stelle dicht daneben vorfielen. Die erſte am 7ten Ramazán, im J. der Hedſchra 1068 (8 Jun. 1658), worin Aurungzebe hier ſeinen Bruder Dara Shekoh total ſchlug, und die andere im Jahre d. H. 1119 zwiſchen Aurungzebe's beiden Söhnen Schah Allum und Azim Schah, in der letzterer geſchlagen ward, und ſeinen Bruder in ruhigem Beſitze des Throns ließ. *)

*) So erzählten mir die Einwohner an Ort und Stelle. Aber nach der Beſchreibung, die Erabut Khan, der ſelbſt bei der letzten Schlacht war, davon giebt, muß ſie näher nach Agra zu vorgefallen ſeyn.

Am Tage vor der Schlacht hatte Azim Schah ſein Lager „zwiſchen Jahjow und Agra, auf einer unfruchtbaren, waſſerloſen Ebene, ſo daß die Armee in der größten Noth war.“ (Erabut Khan's Memoirs S. 30.) Dies muß zwiſchen dem Ban-Gunga, der erſt hinter Jahjow fließt, und dem Utingen geweſen ſeyn, der auf der Straße nach Agra von erſterm 8½ Engl. (1, 84 geogr.) M. entfernt iſt.

Am Morgen der Schlacht (Sonntags am 18ten Rubbee ul Awul, A. H. 1119 oder 19. Jun. 1707), hatte Prinz Bedar Bucht, der die Avant-Garde von Azim Schah's Armee kommandirte, ein Dorf erreicht, wobei ein Strom helles Waſſer floß. Erabut Khan gab den Rath hier Halt zu machen. (Dies mußte der Utingen ſeyn, denn

Febr. 25. — S. 12. W. 6,2 Engl. (1,84 geogr.) M. bis Dholpoor, eine ziemlich große Stadt, etwa 1 Engl. (0,21 geogr.) M. vom Fluſſe Chumbul, an dem ein Fort ſteht, das eben ſo heißt, wie die Stadt. Hier fängt die bergigte Gegend an. Auf einem merkwürdigen koniſchen Hügel neben der Stadt iſt ein Grabmal, das mit einer ſteinernen Mauer umgeben iſt. Der untere Theil des Hügels iſt röthlicher Schiefer, der obere thonigter Sandſtein.

Febr. 26. — bis Choolah-Seray. Die Entfernung in gerader Linie iſt nur 5,8 Engl. (1,26 geogr.) M. in S. 33 O. Aber der Chumbul iſt neben dem Fort tief und um über das Furt bei Keyteree, faſt 4 Engl. (0,86 geogr.) M. höher hinauf, zu kommen, muß man einen Umweg machen, der durch Hügel und Defileen führt, ſo daß man an 12½ Engl. (2,7 geogr.) M. auf dieſem Wege zubringt.

Der Chumbul iſt einer der beträchtlichſten Flüſſe Hindoſtan's. Er entſpringt bei der alten Stadt Mundu mitten in der Provinz Malwa, etwa 15 Engl.

zwiſchen Jahjow und Agra fließt ſonſt kein Waſſer.) Der Prinz folgte ihm, rückte aber, wie Eradut Khan abweſend war, vorwärts, und gab den Vortheil, Waſſer zu haben, auf. Da es nun ſcheint, daß er, ehe er auf den Feind ſtieß, wenigſtens noch eine Stunde marſchirt ſey, (obige Memoirs S. 33) ſo kann man annehmen, daß das Gefecht 3 Engl. (0,65 geogr.) M. von dem Utingen gegen Agra zu, ſeinen Anfang genommen habe.

(3½ geogr.) M. vom Nerbudda, fließt dann nordoſt- wärts bei der Stadt Kotah vorbei, und ergießt ſich, nachdem er manche kleinere Flüſſe aufgenommen hat, endlich ſelbſt 20 Engl. (4,34) unter Etáwa in den Jumna. Die ganze Länge ſeines Laufs beträgt gegen 440 Engl. (95,55 geogr.) M., bei dem Furt zu Key- teree iſt ſein Kanal ¾ Engl. (0,16 geogr.) M. breit. Dies Dorf ſteht auf dem ſüdlichen, hohen und ebenen Ufer. Wenn in der naſſen Jahrszeit der Kanal voll iſt, ſo giebt der Anblick einer ſolchen ſtrömenden Waſſer- maſſe, welche Hügel von den ſonderbarſten Formen ein- ſchließen, eine Landſchaft, die einen Reiſenden vorzüg- lich intereſſirt, deſſen Auge durch das ewige Einerlei der weiten Ebene zwiſchen dem Ganges und dem Jumna ermüdet iſt.

Chola-Seray iſt ein kleines Dorf, mit einem Fort von Lehm, in dem ein Einnehmer von den Mah- ratten wohnt.

Febr. 28. — S. 29 O. 17,2 Engl. (3,73 geogr.) M. bis Noorabad, ein großes Dorf, am ſüdlichen Ufer des Sank, über den hier eine ſchön gebaute, ſteinerne Brücke von 7 Bogen führt. An das Dorf ſtößt ein an- muthiger, großer Garten, mit einer Mauer von Stein umgeben; ein Werk Aurungzebe's, wie folgende Inſchrift über der Pforte zeigt:

Dieſen Garten pflanzte König Alumgeer, deſ- ſen allgemeine Güte mit der Sonne in vollem Glanze wetteifert.

Als er einen Ausdruck ihn zu bezeichnen wünſchte, antwortete eine unſichtbare Stimme: Du ſaheſt den Garten der Schönheit.

Im J. d. Hedſchra 1077.

(Dies kömmt mit unſerm Jahre 1666 überein.)

In dieſem Garten ſteht ein Monument zum Andenken an die wegen ihrer Schönheit eben ſo, als wegen ihres lebhaften Witzes und des Feuers ihres Dichter-Genies berühmte Prinzeſſin Goonna Begum. Mehrere ihrer Lieder in der Hindoſtaniſchen Sprache werden noch immer geſungen und bewundert. *) Sie war die Tochter des Nabobs Alla Kooli Khan mit dem Beinamen Chinga oder Sheſh Angooſthee, weil er ſechs Finger an jeder Hand hatte, oder als Munſubdar von 5000 Reutern. Seine Tochter war erſt mit Shujah-ud-Dowlah verlobt, ward aber an Ghazee-ud-deen Khan verheurathet, und dieſer Umſtand trug nicht wenig zu der tödtlichen Feindſchaft zwiſchen dieſem Vezier und dem Nabob Sufder Jung, Shujah-ud-Dowlah's Vater bei. Der Sarg hat die Inſchrift: „Ach! Goonna Begum!“ Nimmt man die Perſiſchen Buch-

*) W. Jones hat in dem erſten Bande der *Aſiatick Reſearches* (S. 55) ein Gedicht eingerückt, von dem er ſie für die Verfaſſerin hielt. Aber Hr. Gilchriſt, der ſo ausgezeichnete Verdienſte um die Hindoſtaniſche Philologie hat, ſchreibt es (in der Vorrede zu ſeinem Wörterbuche, S. XXXIII.) auf die Autorität des Goolzar Obraheem dem Meer Quumur-oodÿ-Deen, der 1196 d. H. (1781 n. C. G.) lebte und aus Dehli war, zu.

ſtaben dieſer Inſchrift für Ziffern, ſo kömmt das Jahr d. H. 1189, oder 1775 n. C. G. heraus.

Aus dieſem Garten kann man die Höhe und Feſtung Gualior in der Richtung von S. 32 O. ſehen.

Auf dieſem Wege kamen wir, außer über den Sank, noch über zwei andere Flüſſe, den Cohäry oder Quárre und Ahſin. Der Anblick der Gegend iſt unfruchtbar; man ſieht keine Bäume, und ſie iſt größtentheils unangebauet. An der Straße liegen einige kleine Schlöſſer, theils von Lehm, theils von Stein, die einigen ſchlechten Häuptlingen dazu dienen, wehrloſe und unbewaffnete Reiſende auszuplündern.

Febr. 29. — S. 27½ O. 13,2 E. (2,26 geogr.) M. nach Gualior. Wir kampirten nordweſtlich vom Fort. Die Anhöhe, auf der dieſes berühmte Fort ſteht, geht von N. 13 O. bis S. 13 W. Sie iſt 1,6 Engl. (0,35 geogr.) M. lang und nicht über 300 Yards (845 Pariſer Fuß) breit. Die Höhe am nördlichen Ende, wo ſie am größten iſt, beträgt 342 Engl. (321 Par.) Fuß. Hier iſt ein Pallaſt. Mitten im Fort ſtehen zwei merkwürdige pyramidaliſche Gebäude von rothem Stein. Sie ſind in dem älteſten Style der Architektur der Hindus, und ſollen zur Wohnung der Schwiegermutter und der Schwägerin eines Rajahs erbaut worden ſeyn, der vor langen Zeiten lebte, da dieſe Feſtung noch die Hauptſtadt eines großen Reichs war. Eine ſteinerne Bruſtwehr umſchließt den Gipfel des Hügels, der ſo ſteil iſt, daß

man es für unmöglich anſah, ihn zu erſtürmen, bis Major Popham das Gegentheil am 3ten Auguſt 1780 zeigte.*) Das einzige Thor iſt am nördlichen Ende der Oſtſeite, von dem man mittelſt mehrerer abgeſetzter Treppen auf den Gipfel des Felſens kommt. Innerhalb befinden ſich mehrere natürliche Hölen im Felſen, die immer einen Vorrath vortrefflichen Waſſers enthalten. Auſſerhalb finden ſich an der halben Höhe verſchiedene Niſchen mit Figuren von Menſchen und Thieren, die ſo wie die Niſchen ſelbſt im Ganzen aus dem Felſen gehauen ſind. Längs der Oſtſeite läuft nahe an der Spitze ein Streif von blauen Fließen, noch ganz friſch und reich

*) Die beſonderen Umſtände dieſer glänzenden That, welche dem oberſten Befehlshaber eben ſo viel Ehre bringt, als dem Kapitän Bruce, der die Unternehmung vorſchlug, und die Abtheilung, die zuerſt den Felſen erſtieg, anführte, ſind zu bekannt, als daß ich ſie hier wieder anführen ſollte. Die Feſtung würde bald darauf der Allianz gemäß, dem Rana von Gogud übergeben. Da aber dieſer Fürſt ſeine Verträge mit den Engländern während des Kriegs nicht erfüllte, und hernach von den Bedingungen des Vertrags mit den Mahratten, in den er eingeſchloſſen war, abwich, ſo ward er mit Recht ihrem Zorne Preiß gegeben. Sindiah belagerte das Fort, und es gelang ihm, nach mehreren vergeblich verfloſſenen Monaten, einen Theil der Garniſon zu beſtechen, der ſeine Truppen einließ. Der Rana ward bald darauf gezwungen, ſich ſelbſt in Sindiah's Hände zu übergeben, der ihn in dieſes Fort für ſein künftiges Leben einſchloß. Dieſes dauerte aber nicht mehr lange, und wie gewöhnlich ward ſein Tod gewaltſamen Mitteln zugeſchrieben. Die geglaubteſte Sage in der Gegend iſt, daß er Gift erhalten, dieſes aber nicht gewirkt habe und er erdroſſelt worden ſey.

von Farbe hin; — ein Beweis, daß dieſe Kunſt ſchon in frühen Zeiten in Indien zu einer großen Vollkommenheit gediehen war.

Die Stadt, welche ſich längs der Oſtſeite des Hügels erſtreckt, iſt groß, volkreich, und hat manche ſchöne Häuſer von Stein, den die benachbarten Hügel in Menge liefern. Dieſe bilden eine Art von Amphitheater, das Fort und Stadt in einer Entfernung von 1 bis 4 Engl. (0,22 bis 0,87 geogr.) M. umgiebt. Sie beſtehen vorzüglich aus röthlichem Thonſchiefer, der viel Eiſen zu enthalten ſcheint. Ihre Oberfläche iſt holprig, und es findet auf ihnen keine Vegetation ſtatt. Oeſtlich von der Stadt läuft das Flüßchen Soonrica, das jetzt in der trocknen Jahrszeit, faſt ohne Waſſer iſt. Etwa 700 Yards (beinahe 2000 Pariſ. Fuß) von dem nördlichen Ende des Forts erhebt ſich ein kegelförmiger Hügel, auf deſſen Gipfel ein merkwürdiges Mauerwerk ſteht. Es ſind zwei hohe Pfeiler, die ein Bogen verbindet. Es ſcheint aus frühen Zeiten zu ſeyn; aber ich konnte nicht erfahren, wozu es errichtet ward. Neben dem Soonrica ſteht ein ſchönes ſteinernes Gebäude mit einer Kuppel, die mit blauen Fließen gedeckt iſt. Es iſt das Grab des Mahommed Ghous, der zur Zeit Kaiſer Akber's wegen ſeiner Gelehrſamkeit und Heiligkeit berühmt war. Innerhalb der Ringmauer dieſes Monuments iſt ein kleiner Grabſtein zum Andenken des Tan-Sein, eines trefflichen Tonkünſtlers an eben dieſes Monarchen Hofe. Das Grab beſchattet ein Baum, von dem man den Aberglauben hat, daß ſein Laub gekauet der Stimme eine große Schönheit gebe.

Der von dieſer Stadt abhängende Diſtrikt, welcher das Land Ghod begreift, bringt 22 Lak Rupien ein, von denen 15 in den Schatz kommen, und 7 für die Einnehmer aufgehen. Die Verwaltung dieſer Provinz hatte Sindiah damals einem ſeiner vorzüglichſten Generale, dem Ambagee Ingia anvertraut, in deſſen Abweſenheit ſein Bruder Khundojee die Einnahme hatte, und Gouverneur der Feſtung war.

Hier wird ein anſehnlicher Handel mit Tuch von Chandéri und mit Indigo getrieben. Etwa 7 Koß (2,625 geogr. Meil.) von hier iſt auf der Straße nach Nirwir bei dem Dorfe Beereih ein Eiſenbergwerk, das mit vielem Vortheile gebaut wird. Wegen der groſſen Feſtigkeit des Forts braucht Sindiah es zum Verwahrungsorte ſeiner Staatsgefangenen und zum Hauptmagazine ſeiner Artillerie, Ammunition und Kriegsgeräthe.

Von Gualior geht der gerade Weg nach Oujein über Nirwir und Seronge. Da aber der Rajah, der damals Nirwir beſaß, ein Mann von verrätheriſchem Charakter war, ſich mit barbariſchen Mordthaten beſudelt hatte, und einen Trupp Banditen, um jeden Reiſenden, der in ihre Hände fiel, auszuplündern, hielt, ſo war uns der Weg über Jhanſi anempfohlen. —

Die Vorſchritte der Mahratten in Hindoſtan, die ſich gleich der Peſt durch Verheerung auszeichnen, geben keinen angenehmen Proſpekt. Vielleicht hört aber

der Leſer gern, daß der grauſame Rajah von Nirwir aus ſeiner Feſtung vertrieben, und dahin gebracht iſt, daß er für einen kärglichen Biſſen von der Güte der jetzigen Beſitzer abhängt, und ſo weiter kein Unheil ſtiften kann.

Am 6ten März kamen wir bis Antery 12,9 E. (2,8 geogr.) M. in S. 16 O. (von Gualior). Der Weg geht zwiſchen Hügeln hin und iſt breit genug, liegt aber ſtellenweiſe, ſo voll großer runder Steine, daß ihn Fuhrwerk nur ſchwer paſſiren kann. Die erſten Hügel bei Gualior ſind von eben der Art, wie die um die Feſtung her. Die bei Antery beſtehen aber aus einem quarzartigen Steine. Antery iſt eine ziemlich große Stadt mit Mauern, und hat ein Fort. Es liegt am Fuße der Anhöhen am Flüßchen Déäloo.

März 7. — bis Dibborah, S. 28 O., 15 E. (3,25 geogr.) M. Der Weg iſt gut und führt durch eine ländliche, recht ſchön angebaute Gegend. Es war jetzt die Gerſte reif. Dibborah iſt ein kleines Dorf, das dem Rajah Pirtiput von Pachour gehört. Letzteres iſt ein Fort auf einem länglichten Berge, welches wir, ſo wie zwei andere Forts, die demſelben Rajah gehörten, unterwegs zu Geſicht bekamen. Der Rajah iſt von Geſchlecht ein Jât. Als die Mahratten in dieſe Gegend kamen, ſoll er ihnen einen hartnäckigen Widerſtand entgegengeſetzt, ſich aber endlich auch zum Tribut verſtanden haben.

März 8. — bis zu einer Stelle, etwa 3 Engl.

(0,65 geogr.) M. in N. W. von Ditteah, S. 26½ O., 13,8 E. (3 geogr.) M. Die Zelte waren vorangeſchickt worden, um ſie neben der Stadt aufzuſchlagen. Da aber der Rajah, der den Mahratten zinsbar iſt, gewaltige Rückſtände hatte, ſo ließ ihn die Annäherung unſerer Leute fürchten, es käme ein Detaſchement von Gualior, um die Bezahlung mit Exekution beizutreiben. Bei dieſem Mißverſtändniſſe verweigerten die Leute des Rajah den unſrigen näher an die Stadt zu kommen. Aber ſie waren kaum beſſer unterrichtet, als der Oheim des Rajah mit einem zahlreichen Gefolge kam, um den Reſidenten zu bekomplimentiren, und uns mit zudringlicher Gaſtfreundſchaft zu bitten, wir möchten den folgenden Tag unſer Lager dicht neben dem Pallaſte aufſchlagen.

Neben dem heutigen Lager liegt ein ziemlich hoher und unebener Quarzhügel, der manche ſchöne Kryſtalliſationen hat. Am Abhange wächſt König's Trophis aspera, hier Sahoora genannt. Auf dieſem armen felſigten Boden iſt ſie niedrig und ſtrauchartig. In der Ebene erhebt ſie ſich zu einem beträchtlichen Baume. Wegen der Kenntniß ſeiner adſtringirenden oder antiſeptiſchen Kraft, bedienen ſich die Einwohner kleiner Späne von ſeinem Holze, die an einem Ende in eine Art Bürſte zerſpalten ſind, um ihre Zähne zu putzen. Sie empfehlen dieſe Mode als Präſervativ gegen Zahnweh oder auch als Mittel gegen dies Uebel.

Auf demſelben felſigen Hügel wächſt eine ſchöne Art

Evolvulus, von blauer Farbe, welche die Einwohner Sehewa nennen. Es iſt der E. alſinoides. *L.* Auch wuchs dieſe Pflanze auf den Thonhügeln von Dhol-poor und Gualior in Menge. An letzterm Orte iſt er im Fort an manchen Stellen ſo häufig, daß es ſcheint, als ſey ein Teppich vom ſchönſten Azurblau auf den Boden gedeckt.

März 9. — Wir kamen durch die Stadt Ditteah, die über $1\frac{1}{2}$ E. (0,325 geogr.) M. lang, und faſt eben ſo breit iſt. Sie iſt volkreich und gut gebaut. Die Häuſer ſind von Stein und mit Ziegeln gedeckt. Eine ſteinerne Mauer mit Thoren umgiebt den Ort. Am nordweſtlichen Ende ſteht ein großes Gebäude mit einer großen und 6 kleinern Kuppeln, welches die alte Wohnung der Rajah's war, und auch noch jetzt von einigen Verwandten der Familie bewohnt wird. Der jetzige Rajah hat ſich aber einen eigenen Pallaſt außer der Stadt auf der Südoſtſeite gebauet. Er ſteht auf einer Anhöhe, von der man auf einer Seite bis Pachour, auf der andern bis Nirwir, und auf der dritten bis Jhanſi ſehen kann. Dicht an den Hügel ſtößt ein ziemlich weiter See, an deſſen Ufer wir uns lagerten in S. $43\frac{1}{2}$ O. und $5\frac{1}{4}$ E. (1,14 geogr.) M. von dem vorigen Orte.

Dieſe Stadt liegt in der Provinz Bundelcund. Die Einwohner ſind ein ſtarker, ſchöner Schlag von Menſchen und äußern Wohlſtand und Zufriedenheit. Sie haben, ſo wie die andern Bundelahs, das Lob eines tapfern Volks, und gaben zwei Jahre nach unſerm Be-

ſuche einen ausgezeichneten Beweis, wie gut ſie es verdienen. Gopal Row Bhow, Sindiah's General-en-Chef in Hindoſtan marſchirte mit allen ſeinen Truppen gegen Ditteah, um die Bezahlung des Tributs zu erzwingen. Der Rajah ſtellte ſich ihm entgegen. Es kam zum Treffen, in welchem die Truppen von Ditteah die von De Boigne gebildeten Bataillons von Veteranen, welche ein erfahrner und geſchickter Offizier, Major Frimont, anführte, mit dem Schwerdte in der Fauſt angriffen. Die Bundelahs zeigten keine Furcht vor Musketenfeuer und Bajonet, und oft wurden Grenadiere im Augenblicke, wo ihr Bajonet die Bruſt des feindlichen Pferdes durchbohrte, niedergehauen. Die Brigade verlor 300 Mann bei dieſem Angriffe, und Major Frimont verſicherte mir ſelbſt, daß bloß ein unaufhörlicher Traubenhagel aus grobem Geſchütze ſie vom gänzlichen Untergange gerettet hätte.

Der Diſtrikt bringt jährlich 9 bis 10 Lak Rupien ein, und muß den Mahratten einen Tribut bezahlen, deſſen Betrag ſich nach ihrer Kraft, ihn beizutreiben, richtet.

An dieſem Abende erhielt der Reſident einen Beſuch vom Rajah, der Sutterjet heißt. Er iſt etwa 40 Jahr alt, über 6 Fuß hoch, von athletiſcher Form und einnehmendem Anſtande, auch nicht unangenehmer Geſichtsbildung, nur daß der zu ſtarke Gebrauch des Opiums ihm ein etwas ſtupides Anſehen giebt. Trotz ſeiner Gewohnheit, ſich ſo zu vergiften, und ſeinem re-

gelloſen Hange zu ſinnlichen Lüſten, liebt er athletiſche Vergnügungen, vorzüglich die Jagd. Seine Thätigkeit und ſein Muth bei der Jagd der wilden Schweine, der Neel-gaw (Nilgau, die Antilope picta von Pallas, Pennant's weißfüßige Antelope, hier Roz genannt,) und des Tigers, von denen alle benachbarte Wälder voll ſind, wird ſehr gerühmt.

Den folgenden Tag raſteten wir, um des Rajah's Beſuch zu erwiedern, und marſchirten den 11ten März bis J,hanſi, wo wir uns in S. W. vom Fort lagerten. Wir hatten in der Richtung S. 36½ O., 15½ E. (3,36 geogr.) M. zurückgelegt. J,hanſi iſt ein beträchtlicher Ort, doch kleiner, als Ditteah. Ein ſteinernes Schloß auf einem hohen Hügel kommandirt den Ort. Südöſtlich etwa 5 bis 600 Yards (1400 bis 1700 Par. Fuß) davon liegt eine andere Anhöhe, ziemlich eben ſo hoch, wie das Schloß. Der zu dieſer Stadt gehörige Diſtrikt, der etwa 4 Lak Rupien jährlich einbringt, gehört dem Peshwa, und da er an 50 Jahre ununterbrochen in deſſen Beſitze geblieben iſt, ſo iſt er ruhiger und beſſer, als die meiſten benachbarten Territorien, angebauet, welche häufigen Regierungswechſel erlitten haben. Deshalb wird der Ort von den Karawanen von Dekan, die nach Furrukhabad und den andern Gegenden des Dooáb (Duab) gehen, beſucht. Daher kommt der Zufluß von Reichthümern, welcher durch einen beträchtlichen Handel mit Tuch von Chandéri und durch die Manufakturen von Teppichen, und von Bogen, Pfeilen und Speeren, den vornehmſten

Waffen der Stämme der Bundélahs noch erhöhet wird.

Der Soubahdar von J,hanſi, Ragonat'h Harry, reſidirt gewöhnlich zu Burwa=Sagur und überläßt die Sorge für J,hanſi ſeinem jüngern Bruder, Sheuram Bhow. Dieſer Herr beſuchte den Reſidenten am Abend unſerer Ankunft. Er iſt ein groſſer, ſchöner Mann und von höflichem Betragen. Nach ſeinem Verlangen blieben wir den folgenden Tag hier, und erwiederten am Abend ſeinen Beſuch. Er empfieng uns in ſeinem Hauſe in der Stadt, wo wir ſeinen Bruder Litch mun Row ſahen, der älter als Sheurum Bhow, aber jünger als der Soubahdar iſt. Er war bloß Privatmann. Vorher war er in Sindiah's Dienſten, und etwa zwei Jahre zuvor mit einer beträchtlichen Macht und 22 Kanonen nach Bundélcund geſchickt worden. Aber ein Haupt der Bundélahs, Rooni Erjun Sing ſchlug ihn, und er verlor alle Kanonen und Bagage.

März 13. — S. 56½ D., 12¼ E. (2,74 g.) M. bis Burwa Sagur, welches dieſen Namen vom Flüßchen Burwa führt, das jenſeits des Orts fließt, und durch Eindämmung einen großen Teich (auf Hindoſtaniſch Sagur) hinter dem Fort oder Kaſtelle bildet. Das Dorf iſt klein, hat aber mehrere gute Häuſer, und die Felder ſind umher ſehr gut angebauet. Das Kaſtell, in dem der Soubahdar reſidirt, gleicht einem alten Gothiſchen Gebäude. Ein alter Rajah von Duncha baute

es; und es ſoll eins der 52 Schlöſſer ſeyn, deren Bau er an einem Tage befahl. Die alte Stadt Puncha blieb uns auf dem heutigen Marſche rechts, etwa 9 C. (1,95 g.) M. in S. O. z. S. von Jhanſi. Der Rajah von Duncha war ſonſt das Haupt der Stämme der Bundelahs, von dem die andern Rajahs ihr Teeka oder das Zeichen ihrer Würde erhielten. Seine Einkünfte ſind durch verſchiedene Abbrüche bis auf 1 Lak Rupien zuſammen geſchmolzen, und in eben dem Verhältniſſe iſt auch ſeine Macht geſunken. Er heißt jetzt Bickermajeet.

Heute kamen wir zuerſt über den Betwa. Dieſer Fluß macht von ſeiner Quelle, ſüdlich von Bopal bis zu ſeinem Zuſammenfluſſe mit dem Jumna, unter Calpee einen Lauf von 340 C. (73,83 g.) M. in nordöſtlicher Richtung. Sein Bette war da, wo wir überſetzten, 3 Furlongs (0,08 g. M.) breit, der Boden deſſelben ſandig und voll runder Steine und das Waſſer zu dieſer Jahrszeit nur knietief. In der Regenzeit wird er aber ſo hoch, daß man ihn nicht paſſiren kann. Zwei C. (0,43 g.) M. von Burwa Sagur kamen wir über den Bhood Nullah, über den hier der jetzige Soubahdar eine Brücke von 8 Bogen hat bauen laſſen.

Bei unſerer Ankunft wurden wir angenehm durch ein Geſchenk von Kohl, Salat, Sellerie und andern Europäiſchen Küchengewächſen vom Soubahdar überraſcht. Am Abend beſuchte er uns. Er ſchien ein Sechziger zu ſeyn, und war unter der mittlern Statur. Seine

Miene zeigte Verſtand und ſein Benehmen war artig. Da er ſich wegen eines körperlichen Gebrechens einige Zeit in dem Engliſchen Poſten Kanhpoor ärztlicher Hülfe halber aufgehalten hatte, ſo liebte er Europäiſche Sitten und Gebräuche. Er hatte Beurtheilungskraft genug, um die Ueberlegenheit unſerer Landsleute über die ſeinigen in Künſten und Wiſſenſchaften einzuſehen, und da er unbefangene Prüfungsgabe beſaß, und von keinen Nationalvorurtheilen gefeſſelt ward, welches bei den Eingebornen Hindoſtan's ein ſeltener Fall iſt, ſo bemühte er ſich ſehr, Kenntniß von unſern Fortſchritten in Künſten und Wiſſenſchaften zu erhalten. Als wir am folgenden Morgen ſeinen Beſuch erwiederten, empfieng er uns in einem obern Zimmer des Schloſſes, das, ſtatt mit den Hindoſtaniſchen Muslum, mit Tiſchen und Stühlen auf Europäiſche Art verſehen war. Er zeigte uns verſchiedene Engliſche Bücher, unter denen ſich auch die zweite Ausgabe der *Encyclopaedia Britannica* befand. Die Kupfer hatte er alle reinlich von inländiſchen Zeichnern kopiren laſſen. Um nun zu dem Schatze von Kenntniſſen zu gelangen, den dieſe Bände enthalten, hatte er in dieſen hohen Jahren noch den Vorſatz, Engliſch zu lernen, und war um einen Lehrer oder um ein Buch, das ihm dieſe Bemühung erleichterte, ſehr verlegen.

Lieuten. Mc. Pherſon verurſachte ihm daher keine geringe Freude durch das Geſchenk einer Kopie von Gilchriſt's Lexikon. Er unterhielt uns mit mehreren Stücken einer Handorgel, die er zu Kanhpoor

gekauft hatte, und brachte auch eine Elektriſirmaſchine herbei, die einer von ſeinen Leuten gebaut hatte. Der Cylinder war ein gewöhnliches Tiſchglas. Hiermit lud er eine Flaſche und theilte zu nicht geringem Erſtaunen derer, die ſeine Verſuche trafen, und der Zuſchauer, viel derbe Schläge aus. Da die Luft ſehr trocken war, ſo gelang der Verſuch vortrefflich. Auch machte er verſtändige Fragen über die Natur des elektriſchen Fluidums und den Theil der Flaſche, in dem ſeine Anhäufung ſtatt finde, ob im Glaſe oder an der Bekleidung u. ſ. f., welche bewieſen, daß er dieſe Verſuche nicht mit kindiſcher Neugierde, bloß ihrer Neuheit wegen, betrachtete, ſondern die Urſachen der Phänomene zu ergründen ſucht. Es thut mir weh, hinzufügen zu müſſen, daß dieſer Mann, als er vor etwa zwei Jahren einen Schaden bekam, den er für unheilbar hielt, ſich nach Benares begab, und in den Ganges ſtürzte.

März 15. — Nach S. 9 O., 11,3 E. (2,44 g.) M. bis Pirtipour, einem kleinen Dorfe, das dem Rajah von Duncha gehört. Der Weg iſt ſteinig und ganz mit Dornen bedeckt.

März 16. — Nach S. 17 O., 13 E. (2,82 g.) M. bis Bumouree. Der Weg iſt freier, vorzüglich gegen das Ende. Wir lagerten uns auf einer mit Baumpartieen ſehr reizend beſchatteten Ebene. Das Dorf ſteht auf einer Höhe. Die Häuſer ſind von Stein und mit Ziegeln gedeckt; die Straßen weit und reinlich.

März 17. — Nach S. 25 O., 11,3 E. (2,04 g.)

M. bis Belgauny. Der Weg geht durch einen Wald und iſt im Anfange ſehr verwachſen; wird aber in der Folge geräumiger. Wir fanden im Holze den Bombax Goſſypium *L.*, einen ſchönen Baum von mittlerer Größe, der gerade in die Höhe ſchießt und an dem Gipfel nur einige wenige Zweige hat, an deren Enden die großen gelben Blüten traubenförmig bei einander ſtehen. Damals, als ich ihn ſah, hatte er kein Laub.

März 18. — Nach S. 2 W., 10,05 E. (2,18 g.) M. bis Tearee. Der Weg iſt anfänglich mit Strauchwerk verwachſen, wird aber nachher rein, und die Gegend iſt umher angebaut. Waizen und Gerſte war bald reif. — Dies iſt ein großes Dorf mit einem Fort auf einer anſtoßenden Höhe. Es gehört zum Bezirk des Rajah von Duncha. Chandéri rechnet man 16 Koß (6,1 g. M.) und Chatterpoor 25 Koß (9,4 g. M.) von hier.

März 19. — Nach S. 23½ W., 11,97 E. (2,6 g.) M. bis Marounee, ein ſchönes großes Dorf mit einem Fort, das dem Rajah von Chandéri, Ram-Chund gehört. Letzterer Ort iſt von hier in N. W. 14 Koß (4,25 g. M.). Der Rajah lebt zu Dudh in einer Art von Zurückgezogenheit, und hat ſeinem Sohne, der an die Mahratten einen Tribut bezahlt, die Verwaltung des Landes überlaſſen. Der Weg war gut, mit Ausnahme des Uebergangs über den kleinen Fluß Jumnár, der ein ſteiles Ufer hat, und deſſen Bett voll groſſer runder Steine liegt. Auch gegen Ende des Wegs iſt

der Boden voll Löcher. Die Gegend iſt offen und ſehr gut angebauet.

März 20. — Nach S. 56 W., 8,07 E. (1,75 g.) M. bis Sindwáha durch eine der angebauteſten Gegenden, die ich noch in Hindoſtan gefunden habe. So weit das Auge nur reichte, war die Ebene mit einer reichen Aerndte von Waizen und Gerſte bedeckt. Sie liegt im Diſtrikte von Chandéry, gehört aber einem Chef der Rajpoots, der gewiſſermaaßen vom Rajah unabhängig iſt, da er bloß den Mahratten Chout bezahlt. Neben dem Dorfe iſt ein ſchöner, großer Waſſerbehälter, mit weißem Steine eingefaßt. Heute kamen wir über den kleinen Fluß Jámny und einen Regenbach, an deſſen Ufern ich das D,hawry, welches nach Dr. Roxburgh das Lythrum fruticoſum *L.* iſt, fand. *)

März 21. — Nach S. 21¼ W., 9,32 E. (2,02 g.) M. bis Nárat. Der Weg iſt mit mehreren Regenbächen und Deſilés durchſchnitten. Die Gegend iſt angebaut, aber nicht ſo vollkommen, wie die geſtern geſehene. Dies Dorf liegt am Fuße der Hügel, die Bundelcund von Málava ſcheiden. Es gehört dem Rajah der Bundélahs zu Gur=cootah, bezahlt aber ein

*) Die Herausgeber von Dr. Roxburgh's Werk bringen die Pflanze unter das Geſchlecht: Grislea, und geben ihr den Beinamen tomentoſa, wahrſcheinlich aus einem Misverſtändniſſe, da die Blätter zwar unten weißlich, aber glatt ſind.

Viertel der Einkünfte an die Mahratten, die hier von Seiten des Soubahdar von Groß-Sagur einen Pandit es einzunehmen, halten.

März 22. — Nach S. 23¼ W., 8.35 E. (1,81 g.) M. bis Maltown. Der Weg führt durch einen Paß in den Gebirgen, und iſt anfänglich enge, ſteil und durch Steine und dickes Geſtrüppe unwegſam. Oben auf dem Ghaut iſt er aber gut, und hat bis eine E. Meile jenſeits Máltown, wo wir uns lagerten, einen ſanften Abhang. Dieſer Ort iſt ein großes Dorf mit einem ſteinernen Fort. Es gehört zum Diſtrikte von Sagur, das ohngefähr 17 Koß (6,37 geogr. M.) in S. O. liegt. Der Soubahdar von Sagur iſt der Sohn des Balajee zu Calpee. Die Diſtrikte des Balajee, ſeines Bruders Gungadher und ſeines Sohns tragen an 30 Lak Rupien ein, von denen 9 nach Poona geſchickt werden.

März 24. — Nach S. 63 ½ W.: 10, 25 E. (2, 22 g.) M. bis Rampoor durch eine ebne, gut angebaute Gegend. Der Boden iſt eine ſchwarze Gartenerde und neben der Straße zerriſſen und löchricht. Auf beiden Seiten des Wegs ſieht man Dörfer in der Entfernung. Die Aerndte war größtentheils eingebracht.

März 25. — Nach N. 85 W., 10, 62 E. (2, 3 g.) M. Bis Koorwey und Boraſo, zwei dicht an einander ſtehenden Städten, am Betwa. Sie ſind beträchtlich groß und erſtere hat ein anſehnliches ſteinernes

Fort. Ihre Einwohner ſind Patanen, die ſich vor mehr als 100 Jahren, zu Aurungzebes Zeiten hier niederließen. Ihr Anführer und der von dem gegenwärtigen Stamme der Bopáls, waren Brüder und erhielten ihre Niederlaſſungen zu gleicher Zeit. Der jetzige Nawáb iſt Hoormut Khan. Seine Einkünfte ſollen zwiſchen ein bis zwei Lak Rupien betragen, werden aber, weil er den Mahratten ſchuldig iſt, ſequeſtrirt, ſo daß er nichts mehr auszugeben hat, als was ſie ihm zu verwilligen für gut finden. Der Weg war gut, die Gegend wohl angebauet.

März 26. — Nach S. 23½ W., 11, ¾ E. (2, 45 g.) M. bis Kirwah. Wir ſetzten über den Betwah dicht neben dem geſtrigen Lager. Die Ufer ſind ſteil und das Bette iſt ſteinig. Der anſtoßende Boden beſteht aus ſchwarzer Gartenerde. 2¼ E. (0, 54 g.) M. weiter kamen wir auf Thonboden, der mit röthlichen, dem Anſcheine nach eiſenhaltigen Steinen bedekt war. Dieſer erſtrekte ſich eine kleine Strecke auf beiden Seiten des Wegs, wo der Grund hoch war und ſchien weniger Kultur fähig zu ſeyn. Aber die in einiger Entfernung niedriger liegenden Felder waren mit Korn bedeckt. Dieſe Art Boden hält an 2 E. (0, 43 g.) M. bis zu einem Regenbache an, bei welchem eine Dattelpflanzung (Elate ſylveſtris) iſt. Den übrigen Theil des Wegs nimmt eben der ſchwarze Boden, den wir in den vergangenen Tagen getroffen hatten, ein. Das Getraide war größtentheils gehauen und in die Dörfer gebracht. Der Weg war gut, die Gegend gut angebaut. Kirwah iſt ein

Dorf von mittlerer Größe im Diſtrikte von Koorwey. 3 Koß (1, 12 g. M.) ſüdöſtlich davon liegt ein merkwürdiger kegelförmiger Berg, an deſſen Fuß der große Ort Odipoor, der Sindiah gehört, liegt. Ehmals lag ein Fort auf dem Berge, das aber entweder verfallen oder zerſtört iſt.

März 27. — Nach S. 5 ½ W., 8, 12 E. (1, 76 g.) M. nach Basouda, einem großen Orte, der zum Diſtrikte Bhilſah gehört. Der Weg war im Allgemeinen gut. Der Boden war abwechſelnd ſchwarze Gartenerde und röthlicher Thon mit eiſenartigen Steinen. Wo der Boden ſchwarz iſt, iſt die Gegend gut angebaut. Der andere ſcheint für Vegetation unfähig und bleibt daher wüſte.

März 28. — Nach S. 13 ¼ W., 14, 3 E. (3, 1 g.) M. bis zum kleinen Flüßchen Sulcutta, oder Meuchelmörder genannt, wegen verſchiedener an ſeinen Ufern verübten Morde. Der Weg war gut, das Land wohl gebaut, der Boden ſchwarze Gartenerde und die Aerndte meiſtens eingebracht.

März 29. — Nach S. 28 W., 10, 53 E. (3, 32 g.) M. bis Bhilſah. Guter Weg, Boden wie vorher. Die Waizenärndte, die Hauptärndte des Rubbe *) war vorbei. Man baut hier nur wenig Gerſte. Im Khereef ärndten ſie viel Reiß, auch Jooár (Holcus

*) Die Erklärung von Rubbe und Kheraf findet ſich weiter unten.

Sorghum L.) und Moong, (Phaſeolus Mungo L.) aber kein Bajerah (Holcus ſpicatus L.) So berühmt dieſer Ort wegen ſeines Tabaks iſt, ſo konnten wir doch keinen tauglichen bekommen. Die vorjährige Aerndte war ganz exportirt und von der heurigen waren die Blätter noch zu friſch. Die Stadt oder, wie man ſie nennt, die Feſtung Bhilſah iſt mit einer ſteinernen Mauer umgeben, die mit viereckigen Thürmen und einem Graben verſehen iſt. Die Vorſtädte außer der Mauer ſind nicht ſehr groß, haben aber geräumige Straſſen und einige ſchöne Häuſer. Die Stadt liegt faſt am ſüdweſtlichen Ende des Diſtrikts, wo er an den von Bopál gränzt. 6 Stadien (Furlongs = 0,16 g. M.) von der Stadtmauer nach Oſt liegt ein hoher, ſehr ſteiler Felſen, auf deſſen Gipfel ein Durgah zu dem Gedächtniſſe eines Heiligen mit Namen Seid = jelal = ud deen Bokhari ſteht. Oben auf dem Felſen fand ich einen ſchönen großen Baum von der Sterculia urens, (*Roxburgh's* Indian. Plants. Vol. I. No. 24.), der hier Gurhéree heißt.

April 1. — Nach S. 64 W., 7, 82 E. (1, 73 g.) M. bis Goolgaung, einem kleinen Dorfe im Territorium von Bopál. Die Straße geht quer über den Bétwah, deſſen Bette ſelſicht, ſehr uneben und ſchlüpfrich iſt. Der übrige Weg war eine gute Fuhrſtraße. Der letzte Theil deſſelben geht durch Berge, die eine Menge verſchiedener Pflanzen haben. Unter dieſen fanden wir den Téndu, (Dioſpyros Ebenum,) den Acór, (Alangium, Hort. mal. IV. 17, 26.) und ei-

nen Strauch, für den ich hier keinen Namen erfahren konnte. Im Dooab heißt er Binna, oder Ponga. Er iſt Roxburgh's Ulmus integrifolia. (Indian Plants. Vol. I. No. 78.)

April 2. — Nach S. 62 W., 7, 82 E. (1, 73 g.) M. bis Amáry, einem Dorfe im Diſtrikte von Bopâl, zwiſchen zwei ziemlich hohen Hügeln und zum Theil an den ſüdlichern derſelben angebaut. Unterwegs trifft man auf das Flüßchen S,hora Puchar. Der Name kommt von den großen, runden, ſchlüpfrigen Steinen her, die ſeinen Boden bedecken und ſeine Paſſage für Pferde gefährlich machen. Der Weg bis zum Fluſſe geht durch dichtes Geſtrüppe und iſt ſtellenweiſe uneben. Der übrige Theil iſt aber gut und führt durch eine bebaute Gegend.

April 3. — Nach S. 51¼ W., 16, 11 E. (3, 5 g.) M. bis Bopâl. Etwa 4 Engl. (0,868 geogr.) M. von Amáry iſt ein ſteiler beſchwerlicher Paß von etwa 20 Schritt bergauf. Uebrigens iſt der Weg gut. Zuerſt geht er durch dichtes Geſtrüppe, und dann durch eine angebaute Gegend. Die Stadt Bopal iſt groß und mit einer ſteinernen Mauer umgeben. Außerhalb derſelben iſt eine beträchtliche Vorſtadt mit breiten und geraden Straßen. Südweſtlich von der Stadt ſteht das Fort auf einer Anhöhe. Es heißt Futteh Gurh, iſt vor kurzem gebaut und noch nicht ganz fertig. Es hat eine ſteinerne Mauer mit viereckigen Thürmen, aber keinen Graben und iſt auf einen feſten Felſen gebaut.

Südweſtlich liegt, unter der Mauer dieſes Forts ein groſſer Teich, oder See, den der Zuſammenfluß von fünf Flüſſen in einen Behälter, bildet, die von den benachbarten, amphitheatraliſch um den See herliegenden Bergen herabkommen. Er iſt etwa 6 E. (1, 3 g.) M. lang und ſeinetwegen ſetzt man zu dem Namen der Stadt noch Tât. Dieſe und andere benachbarte Berge beſtehen aus einem weichen Sandſtein und aus röthlichem Granit, welcher gut zu Waſſerbauen und überhaupt zu der Witterung ausgeſetzten Mauern zu brauchen iſt. Man bedient ſich auch deſſelben bei dem Bau des neuen Damms am öſtlichen Ende des Sees. Von hier entſpringt der kleine Fluß Patara und der Betwah ſoll auf einer andern Seite auch aus dieſem See entſpringen.

Die Stadt und der Bezirk von Bopâl ſind von einer Kolonie von Patanen beſetzt, die Aurungzebe hieher ſchikte. Der jetzige Nawab Mohammed Hyat, der etwa 60 Jahr alt iſt, hat aus Indolenz, Liebe zum Vergnügen, Mangel an Fähigkeit oder Frömmelei — denn man giebt alle dieſe Urſachen an — die ganze Regierung in die Hände ſeines Dewans bis zu ſeinem Tode gegeben, der ein geborner Bramine war. aber als Kind vom Nawab gekauft und im muhammedaniſchen Glauben erzogen ward.

Die Einkünfte von Bopâl werden auf 10 bis 12 Lak Rupien geſchätzt. Es bezahlt keinen regelmäßigen Tribut an die Mahratten, macht ihnen aber, um ihre Freundſchaft zu erhalten, von Zeit zu Zeit ein anſehn

liches Geſchenk. Das Volk ſcheint unter der jetzigen Regierung glücklich zu ſeyn und die Gaſtfreiheit des Dewans, ſo wie der Schutz, den er den Fremden angedeihen läßt, veranlaſſen die Karawanen und überhaupt die Reiſenden, den Weg von Decan nach Hindoſtan über Bopâl zu nehmen.

April 7. — Nach S. 71 W., 14 E. (304 g.) M. nach Pundah, einem ſchönen großen Dorfe im Territorio von Bopâl auf der Gränze. Die erſten beiden Meilen hinter der Stadt längs dem großen See hin war der Weg ſehr ſteinig. In der Folge ward er gut, der Boden fruchtbar und die Gegend gut angebaut. Die Aerndte war nun vollkommen eingebracht.

April 8. — Nach S. 78 W., 9, 47 E. (2, 05 g.) M. bis Sehore, einer anſehnlichen Stadt, die dem Mahratten Fürſten Cetul-Row gehört. Sein bevollmächtigter Gopal Row, der hier wohnt, hat die Einnahme von vier Pergunahs, nämlich von Sehore, Aſhtah und zwei andern, die ſich im Ganzen auf etwa 3 Lak Rupien beläuft.

Sehore liegt am Ufer des kleinen Fluſſes Rootah-Seein und iſt mit einem dichten Haine von Mangos und andern Bäumen umgeben. Hier iſt eine beträchtliche Manufaktur von geſtreiftem und gewürfeltem Muſſeline. Der Weg war gut, der Boden ſchwarze Dammerde, das Land aber nur zum Theil angebaut.

April 9. — Nach N. 77. W., 11, 19 E. (2, 43 g.)

M. bis Furher, einer Stadt, die den Erben des Mahratten Fürſten Naroo-Shunker gehört. Sie liegt in dem Pergunnah von Shujawulpoor, welches der Fluß Párbutty von Sehore trennt. Der Weg war gut, der Boden ſchöne ſchwarze Erde; es lag aber viel Land längs dem Wege unangebaut.

April 10. — Nach N. 50 W., 16,55 E. (3,6 g.) M. bis Shujáwulpoor. Der Weg war gut, der Boden eben, die ſchwarze Erde, wie vorher. Während der erſten 10 Meilen war das Land nicht ſehr angebaut, aber dann gutentheils.

Shujáwulpoor iſt eine anſehnliche Stadt am nordöſtlichen Ufer des Jamneary. Sie enthält eine Feſtung oder ummauerten Stadtbezirk, und außerhalb der Mauern liegt ein ſchöner Bazar mit mehreren groſſen, wohlgebaueten Häuſern. Die Gegend iſt den Verheerungen einer Räuberbande ausgeſetzt, die Graſſiah heißt, und die wenige Kultur einigermaaßen erklärt. Hier iſt der Hauptort eines Pergunnahs von 8 Lak Rupien, welches die Erben von Náróo Shunker vom Peshwa zum Lehn haben. Sie ſind mit Sindiah zu Felde, und laſſen die Einkünfte durch Bediente einſammeln, die alle zwei bis drei Jahre verändert werden. Dieſe ſcharren zuſammen, was ſie können, unterdrücken die Güterbeſitzer und entvölkern das Land. Vor zwölf Jahren, als dieſe Gegend unter der Verwaltung des Appah-K'handey Raw ſtand, war ſie beſſer bevölkert und angebaut.

Hier iſt ein beträchtlicher Markt für geſtreifte Muſſeline, Doputtahs u. ſ. f. Auch wird hier ziemlich viel Opium gebaut, welches von guter Beſchaffenheit ſeyn ſoll.

April 11. — Nach N. 75½ W., 11,87 E. (2,67 g.) M. bis Beinſround, einem kleinen Dorfe im Diſtrikte von Shujáwulpoor. Der Weg war gut, der Boden wie vorher, die Gegend angebauter, als geſtern.

In dieſer Gegend ſtehen mehrere Mawahbäume (*Baſſia latifolia Roxb.* Ind. Pl. Vol. I. no. 19. *Madhuca* Aſ. Reſ. Vol. I.). Sie blühten jetzt, und da die Anzahl der Saamenkörner in der reifen Frucht unbeſtimmt iſt, was einige Verwirrung gemacht hat, ſo unterſuchte ich die Fruchtknoten von 21 Blumen. 13 hatten Embryonen für 8, 6 für 9 und 2 für 7 Saamenkörner. Die Zahl der Staubfäden war 24, 25 und 26. Doch habe ich ſonſt Blumen mit nur 16 Staubfäden geſehen.

April 12. — Nach W. 17,89 E. (3,88 g.) M. bis Shajehanpoor. Der Weg war gut, der Boden wie vorher, aber die Gegend ſchien lange nicht angebaut zu ſeyn. Sie iſt ganz mit Strauchwerk bedeckt, unter dem der Plaß (Butea frondoſa) und die Wilde Dattel (Elate ſylveſtris) den erſten Platz einnehmen.

Shajehanpoor iſt eine anſehnliche Stadt und das Haupt eines Pergunnah, das Sindiah gehört. Sie liegt am Sagurmuttee. Etwa eine halbe E.

Meile weſtlich von der Stadt liegt ein koniſcher Hügel, den man ſehr weit ſehen kann.

April 13. — Nach S. 59½ W., 16,66 E. (3,62 g.) M. bis Turána, Stadt und Hauptort eines Pergunnah, das Aheliah Bai gehört. Die erſten 13 Meilen war der Weg ſehr ſchlecht, felſicht und voll Löcher, und die Gegend nicht für Kultur tauglich. Der übrige Weg war gut und führte durch eine angebaute Gegend. Nahe bei Turána fanden wir eine beträchtlich lange Allee von jungen Bäumen, die Aheliah Bai hatte ſetzen laſſen. Da bei den Mahratten der Sinn für ſolche Anlagen ungewöhnlich iſt; ſo gab mir dies einen vortheilhaften Begriff von der Regierung dieſes Fürſten, welcher ſich auch auf fernere Nachfrage beſtätigte.

April 14. — Nach S. 48½ W., 12 E. (3,04 g.) M. bis Tajpoor, einem Dorfe, das Sindiah gehört. Der Weg iſt ſteinigt und der Boden voll Löcher. Die Kultur iſt unbedeutend.

April 15. — Nach S. 75½ W., 10,37 E. (2,25 g.) M. bis Oujein. Der Weg war gut.

Oujein, welche der Sanſcrit Ujjaini und Awinti oder Avanti nennt, rühmt ein großes Alter. Ein Kapitel in den Poorans giebt eine Beſchreibung dieſer Stadt. Die Indiſchen Geographen und Aſtronomen ziehen ihren erſten Meridian durch dieſe Stadt, ſo daß ihre Länge für unſere Europäiſchen Obſervatorien von Intereſſe iſt. Aus einem Mittel von 11 Beobach-

tungen des erſten und zweiten Jupitertrabanten beſtimmte ich ſie, die Zeit in den Ephemeriden für richtig angenommen, zu 75° 51'' O. von Greenwich, und ihre Breite im Mittel aus 8 Beobachtungen zu 23° 11' 13'' N.

Aber die Stadt, welche jetzt dieſen Namen hat, liegt 1 C. (0,21 g.) M. ſüdl. von der Stelle der alten Stadt, die ohngefähr zur Zeit des berühmten Vicramadittya von einer der großen Revolutionen verſchüttet ward, die von Zeit zu Zeit die Oberfläche der Erde verändern. Die Brahminen geben folgende Erzählung dieſer Begebenheit in ein mythologiſches Gewand gehüllt.

Eine gewiſſe Gottheit, mit Namen Cundruſſein, war wegen einer dem Gott Inder zugefügten Beleidigung verdammt, auf der Erde als Eſel zu erſcheinen. Auf ſeine Bitte ward ihm doch ſo viel von der Strafe nachgelaſſen, daß er dieſe Geſtalt des Nachts ablegen und die eines Menſchen annehmen konnte. So ward er in Oujein zum Eſel während der Regierung eines Rajah Sunderſein. Als dieſer Eſel erwachſen war, ſo redete er den Rajah mit menſchlicher Stimme an, gab ſeine Gottheit zu erkennen und verlangte ſeine Tochter zur Frau. Durch einige Wunder beſeitigte er des Rajahs Bedenklichkeiten, und dieſer gewährte ihm den Gegenſtand ſeiner Wünſche. Am Tage lebte er als Eſel im Stalle von Korn und Heu. So wie aber die Nacht kam, legte er das Eſelsfell ab, verwandelte ſich in einen ſchönen und ganz vollkommenen jungen Prinzen, und kam

in den Pallaſt, um bis zum Morgen ſeine reizende Braut zu genießen. Mit der Zeit ward des Rajahs Tochter ſchwanger, und da man ihren Ehegeſpan, den Eſel, für unfähig hielt, ſo etwas zu bewirken, ſo ward ihre Treue verdächtig. Der Rajah vernahm ſie über die Sache, und ſie eröffnete ihm das Geheimniß. Bei Nacht überraſchte ihn nach ihrer Veranlaſſung der Rajah ſelbſt in der gehörigen Lage, und ſah die wunderbare Verwandlung ſelbſt. Es ſchmerzte ihn nun, daß ſein Schwiegerſohn immer dieſe geſchmackloſe Verkleidung wieder annehmen mußte, und um das zu hindern, warf er die Eſelshaut ins Feuer. Gundruffein merkte es, und freute ſich zwar über das Ende ſeiner Verbannung, aber verkündigte ſogleich die bevorſtehende Strafe des Inder, weil er ſeine Rache nicht geſättigt hatte. Er rieth ſeiner Frau zur Flucht. Denn nun, ſagte er, iſt meine Gefangenſchaft auf Erden vorbei, — ich kehre in den Himmel zurück, und dieſe Stadt wird durch einen Regen von Erde bedeckt werden. Die Prinzeſſin floh in ein etwas entferntes Dorf, wo ſie einen Sohn gebar, der Vicramadittya hieß. Inzwiſchen fiel ein Erdregen vom Himmel und begrub die Stadt mit ihren Bewohnern. Auch im Bezirk von einigen Koß fiel Erde auf die benachbarten Felder, doch nur wenig, aber auf die Städte bis zu beträchtlicher Höhe.

Gräbt man auf der Stelle, wo die alte Stadt geſtanden haben ſoll, 15 bis 18 Fuß tief, ſo findet man ganze Mauern von Ziegeln, ſteinerne Pfeiler und Stücke Holz von außerordentlicher Härte. Die ausgegrabenen

Backſteine braucht man zum Bauen. Sie ſind größer, als die jetzt üblichen, oder die man ſonſt auch aus vorigen Zeiten findet. Zuweilen gräbt man auch verſchiedene Geräthe daſelbſt aus, und man findet auch wohl durch Nachgraben oder in den Einriſſen, welche die periodiſchen Regen machen, alte Münzen, die entweder weggeſchwemmt oder von der auf ihnen liegenden Erde durch das Waſſer befreiet wurden. Während unſers Aufenthalts zu Oujein fand ein Mann, der nach Ziegeln grub, eine beträchtliche Menge Waizen. Er war, wie man erwarten konnte, größtentheils verdorben und in einem holzkohlenartigen Zuſtande. Da die Erde, welche dieſe Decke bildet, weich iſt, ſo machen die Regen beträchtliche Einſchnitte in dieſelbe. In einem derſelben, aus dem verſchiedene ſteinerne Pfeiler ausgegraben worden waren, ſah ich einen Raum von 12 — 15 Fuß Länge und 7 — 8 Fuß Höhe voll irdenen, zerbrochenen und dicht auf einander liegenden Geſchirre. Man vermuthete mit vieler Wahrſcheinlichkeit, daß hier ein Töpferofen war. Zwiſchen dieſem Orte und der neuen Stadt iſt eine Vertiefung, in der nach der Tradition ſonſt der Sipparah floß, der, wie die Stadt verſchüttet ward, ſeinen Lauf änderte und jetzt weſtwärts fließt.

Neben dieſen unterirdiſchen Ruinen findet man am gegenwärtigen Ufer des Sipparah das Gewölbe oder den unterirdiſchen Aufenthalt des Rajah Bhirtery. Vor dem Thore des Hofs ſtehen zwei Reihen ſteinerner Pfeiler, davon eine von Oſt nach Weſt, die andere von Süd gegen Nord läuft. In den Hof tritt man von der

Südſeite. In demſelben findet man die Eingänge zu zwei Gewölben oder Abtheilungen des Pallaſtes. Der entfernteſte geht von der Südſeite hinein, und iſt gegen 3 Fuß unter die Fläche des Bodens vertieft. Von dieſem Eingange, der ſich ſeitwärts befindet, geht man gerade oſtwärts durch eine lange, von ſteinernen Pfeilern getragene Gallerie, welche mit Figuren von Menſchen in erhobener Arbeit artig verziert ſind. Dieſe Figuren ſind nun aber mehrentheils verlöſcht.

Der Eingang zum innern Zimmer iſt gleichfalls von der Südſeite. Dies iſt ein ſchönes, weites Gemach, ziemlich ſo hoch liegend, als der Boden außerhalb. Die Decke wird von ſteinernen Pfeilern getragen, über denen lange Steine ſtatt der Balken liegen. An der Nordſeite, dem Eingange gegenüber, iſt ein ſchmales Gitter, durch das ein ſchwaches Licht in das Zimmer fällt. Es geht auf den niedrigen Grund neben dem Ufer, auf dem das Gebäude ſteht, heraus. Linker Hand oder auf der Weſtſeite des Gemachs iſt eine kleine dreieckige Oeffnung im ſteinernen Boden. Hierdurch ſteigt man etwa Manns hoch herunter in ein wirklich unterirdiſches und völlig finſteres Zimmer, deſſen Decke eben ſo, wie die des obern, auf ſteinernen Pfeilern ruht. Erſt geht es öſtlich und dann dreht es ſich nach Süden. Linker Hand ſind zwei Kammern, etwa 7 Fuß breit und 8 lang. Am ſüdlichen Ende iſt eine Thüre, welche wahrſcheinlich zu ferneren Gemächern führte, aber mit Erde und Schutt verſchüttet iſt. Die Fakirs, die hier wohnen, erzählen, daß nach der Tradition ein unterirdiſcher Gang von hier bis Be-

nares und Hurdwar führe, und daß dieſe Thür vor etwa 12 — 14 Jahren von der Regierung ſey zugeworfen worden, weil ſich zuweilen Leute in dem Labyrinthe verloren hätten.

Dies ſoll der Ort ſeyn, wo ſich der Rajah Bhirtery, Vicramadittya's Bruder, nachdem er die Welt verlaſſen hatte, ſelbſt einſchloß. Doch giebt es verſchiedene und abweichende Nachrichten von dem Erbauer und der Zeit der Errichtung. Nach einigen ſoll Bhirtery dieſe Höhlen ſelbſt haben anlegen laſſen. Nach andern waren die innern Zimmer die Privatwohnung von Gundruſſein, und die Kolonnade vor dem Thore ſeine öffentliche Audienzhalle oder Dewan-Aum, daß bei dem Verderben des alten Oujein's dieſes Gebäude entweder gänzlich verſchont blieb, oder ſich nur allmählich ſenkte, ſo daß es troz ſeiner Vertiefung unter den Horizont, doch ſeine Form behielt.

So ſieht dieſe alte Stadt gegenwärtig aus, die vor 1800 Jahren der Siz des Reichs und auch der Künſte und der Wiſſenſchaften war, und es iſt in der That eine intereſſante Aufgabe, anzugeben, wodurch dieſe große Revolution bewirkt werden konnte. So weit meine Unterſuchungen gehen, findet man bei den Ruinen keine Spur vulkaniſcher Schlacken. Auch ſind in der Nähe keine ſolchen kegelförmigen Berge, von denen man vermuthen könnte, daß ſie einſt Stoff genug für eine ſolche Bedeckung ausgeworfen hätten. Da die Tradition ſagt, der Fluß habe bei der Gelegenheit ſeinen Lauf verändert,

ſo könnte man glauben, eine Ueberſchwemmung deſſelben habe die Kataſtrophe veranlaßt. Und in der That ſtieg dieſer Fluß während unſers Aufenthalts zu Dujein zu einer ſolchen Höhe, daß ein großer Theil der jetzigen Stadt, die doch auf einem hohen Ufer liegt, überſchwemmt ward, und daß der Strom mehrere Häuſer hier und ganze Dörfer in der Nachbarſchaft wegſchwemmte. Aber die Größe des Fluſſes und die Länge ſeines Laufs, da er von ſeiner Quelle bis hierher nur 14 Koß (5,25 geogr. M.) zubringt, ſcheinen nicht hinreichend zu ſeyn, um die zu einer ſolchen völligen Verſchüttung erforderliche Menge Materie herbeizuſchaffen. Deshalb muß man die Veränderung ſeines Laufs eher als die Folge, nicht aber als die Urſache jener Revolution betrachten. Ein Erdbeben ſcheint eine ſehr befriedigende Hypotheſe zu ſeyn. Allein dem widerſpricht der unverſehrte Zuſtand der Mauern. Ich habe ſie zwar ſelbſt nicht geſehen, und kann daher auch nicht beſtimmen, ob ſie in dem Grade unverſehrt ſind, oder nicht, um die Wahrſcheinlichkeit der Hervorbringung der Revolution durch ein Erdbeben wegzunehmen. Die einzige Urſache, welche noch übrig iſt, iſt lockere Erde oder Sand durch heftigen Wind in die Höhe getrieben. Wir haben in Europa Beiſpiele, daß ganze Kirchſpiele dadurch bedeckt worden ſind. Der Boden der Provinz Malava, der eine ſchwarze vegetabiliſche Dammerde iſt, ſcheint dieſer Hypotheſe nicht günſtig. Aber auch dieſer Boden iſt leicht und loſe, wenn er trocken iſt, und ſeit ſo langen Jahren mag er auch beträchtlich verbeſſert worden ſeyn. Obige Tradition, die freilich durch Mähr-

chen und Poſſen verunſtaltet iſt, aber doch auf einer Thatſache beruht, unterſtützt meine Vermuthung. Denn keine von den andern Urſachen würde etwas einem Erdregen ähnliches bewirkt haben, und natürlich mußte ſich der vom Winde fortgetriebene Sand um die Städte am meiſten anhäufen, wo ſich die Gebäude ſeiner horizontalen Bewegung entgegenſetzen.

Die jetzige Stadt Dußein iſt länglicht gebaut, und hat etwa 6 Engl. (1, 3 geogr.) Meilen im Umfange. Eine ſteinerne Mauer mit runden Thürmen umgiebt ſie. Innerhalb ſind einige unbebaute Stellen; aber der bewohnte Theil iſt bei weitem der größte. Er iſt mit Häuſern überladen und ſehr volkreich. Die Häuſer ſind theils von Holz, theils von Ziegeln. Aber auch bei den Ziegelhäuſern machen hölzerne Balken die Hauptſache aus, deren Zwiſchenräume mit Ziegeln ausgeſetzt werden. Sie ſind entweder mit einem platten Eſtrich-Dache oder mit einem Ziegel-Dache verſehen. Der Hauptbazar iſt eine geräumige, gerade und gepflaſterte Straße. Die Häuſer, auf beiden Seiten, haben zwei Stockwerke. Zu dem unterſten, welches maſſiv iſt, und in dem ſich die Kaufmannsgewölbe befinden, ſteigt man von der Straße auf ſechs bis acht Stufen, im oberen wohnen die Beſitzer des Hauſes, und dieſes iſt von Ziegeln oder Holz.

Die merkwürdigſten Gebäude ſind vier Moſcheen, die von Privatperſonen erbaut ſind, und eine große Anzahl Tempel der Hindus. Der beträchtlichſte von letz-

teren iſt etwas außerhalb der Stadt entfernt, bei Unkpât, und wird als der Ort der erſten Erziehung Kreeſchen's und ſeines Bruders Bulbudder oder Bildev ganz vorzüglich verehrt. Hier iſt ein ſteinerner Waſſerbehälter mit Stufen, auf denen man bis zu dem Waſſer herunter kommen kann, welcher von uralten Zeiten her ſeyn ſoll. Aber jetzt iſt er mit einer ſteinernen Mauer eingefaßt, und innerhalb ſind etwa vor 25 Jahren zwei Tempel von Rung Raw Appah vom Stamme Pawâr errichtet worden. Der Tempel rechter Hand, wenn man zu dem Thore hineingeht, enthält die Statuen des Ram, Litchmun und Sita von weiſſem Marmor, und in dem zur linken ſind die von Kreeſchen und Radha, erſtere von ſchwarzem, letztere von weißem Marmor. Alle Figuren ſind gut gearbeitet.

Sindiah's Palaſt in der Stadt, iſt noch nicht geendiget. Er wird ein großes und hinreichend bequemes Gebäude, aber ganz ohne Pracht. Es ſtehen auch ſo viele andere Gebäude in der Nähe, daß er nur wenig von außen in die Augen fällt. Unfern davon iſt ein Thor, der einzige Reſt eines Forts, welches bald nach Vicramadittya's Zeiten gebaut worden ſeyn ſoll, und welches daher ein gutes Muſter von der Architektur der alten Hindus giebt.

In der Stadt nahe an der öſtlichen Mauer liegt ein beträchtlich hoher Hügel, auf deſſen Gipfel ſich ein Hindoſtaniſcher Tempel des Mahadeo, und daneben das Grab eines Muhammedaniſchen Heiligen Goga She-

heerd befindet. Man kann dieſen Hügel weit ſehen, und wenn man oben ſtehet, hat man eine ferne Ausſicht nach allen Seiten. Nordwärts ſieht man in der Entfernung von 4 Engl. (0,86 geogr. Meilen) das rohe und maſſive Gebäude Calydeh, welches ein alter Palaſt auf einer Inſel im Sipparah iſt, den ein König aus der Familie Gour erbaute. *) Er beſteht aus zwei viereckigen Gebäuden, die mit halbzirkelförmigen Kuppeln bedeckt, und inwendig in 8 Zimmer, außer dem Raume in der Mitte getheilt ſind. Eine ſteinerne Brücke über einen Arm des Sipparah verbindet ſie mit dem Lande. Unter der Brücke ſind verſchiedene Gemächer mit der Waſſerfläche horizontal. Das felſige Bette des Fluſſes iſt in Kanäle von verſchiedenen regulären Formen, wie Spirale, Viereck, Kreis u. ſ. f. ausgehauen, in denen der Fluß während der trockenen Jahreszeit laufen muß. — Kehrt man ſich gegen Weſten, ſo verfolgt man den ſchlängelnden Lauf des Sipparah durch ein fruchtbares Thal, wo Kornfelder und Haufen von Obſtbäumen wechſeln, und die Ausſicht mannichfaltig machen, bis ſich die Aufmerkſamkeit auf das Fort Beroungourh, dicht auf der Höhe des entgegengeſetzten Ufers

*) Eine Beſchreibung dieſes außerordentlichen Werkes ſteht im *Oriental Repertory* Vol. I. p. 266 nach einem Schreiben von Sir W. Malet datirt: Oujein, den 13. April 1785. Der Verf. giebt einen Auszug aus der Geſchichte von Malava, woraus erhellet, daß dies Gebäude vom Sultan Naſir-ud-deen-Gilgee, Gheas-ud-deen's Sohn errichtet ward, der den Thron von Malava im J. d. Hej. 905 beſtieg und 11 Jahre, 4 Monate regierte.

richtet. Es iſt etwa ¼ Engl. (0,054 geogr.) Meil. lang, und mit einem Erdwalle umgeben. Darin ſteht ein Tempel der Schutzgottheit des Orts, der ihren Namen führt, geweiht. Weiter, ſtromaufwärts, ziemlich der Mitte der Stadt gegenüber ſind die Gärten des Abha-Chitnavees und des Rana Chan. Im letzteren iſt keine Verſchönerung durch Kunſt geſpart. Der erſte iſt der Vereinigungspunkt der üppigſten Naturpracht. Gerade über dieſen Gärten, etwa ½ Engl. (0,1 geogr.) M. vom Fluſſe liegt ein Wäldchen auf einer Anhöhe, in dem das Grab eines andern Heiligen, des Shah Dawul iſt. Merkwürdiger aber iſt dieſer Ort wegen einer blutigen Aktion, die vor ohngefähr 30 Jahren zwiſchen Sindiah und einem ſeiner Sirdars, Namens Ragoo vorfiel, der, weil er das Kommando von einem gewiſſen Korps Reuterei hatte, auch Pagih hieß. Sindiah hatte ihn mit einer beträchtlichen Macht abgeſchickt, um in Oudipore Kontributionen zu erheben. Als er ſie in Empfang genommen hatte, weigerte er ſich, Rechnung abzulegen. Sein Herr ließ ſeine Familie, die in Oujein geblieben war, verhaften, und nun marſchirte Ragoo an der Spitze von 30,000 Mann gegen Sindiah, der nur 5 bis 6000 bei ſich in Oujein hatte. Das Gefecht begann doch zwiſchen zwei ſo ungleichen Heeren auf der Ebne bei Shah Dawuls Durgah. Während deſſelben ſtießen noch 6000 Gooſains zu Sindiah, und da ein Schuß Ragoo von ohngefähr traf, ſo wurden ſeine Anhänger in die Flucht gejagt.

Der Proſpekt ſchließt ſich auf dieſer Seite mit einer

Reihe von Bergen, die etwa 3 Engl. (0,65 geogr.) Meil. entfernt iſt. Sie läuft von N. N. O. nach S. S. W. und iſt iſt 7 Engl. (1,52 geogr.) Meil. lang. Die Berge beſtehen hauptſächlich aus Granit, und von hier holt man die Steine zum Bauen. Doch ſind ſie mit einer hinreichenden Lage Dammerde bedeckt, um den Anbau zu geſtatten.

Im Südweſten iſt eine lange Allee, die ſich nach 2 Engl. (0,43 geogr.) Meilen bei einem Tempel des Ganeſa mit dem Beinamen Chintamun endigt. Dieſer Tempel wird zu beſtimmten Perioden von zahlreichen Prozeſſionen beſucht.

An der ſüdlichen Mauer der Stadt fließt der Sipparah, der ſich hier plötzlich wendet. In dieſem Ende der Stadt, das Jeyſingpoorah heißt, iſt ein Obſervatorium, welches der Rajah Jeyſing von Ambheer erbaut, und nachher Jeynagur genannt hat. Er hat Obſervatorien in fünf Hauptſtädten, nämlich in Dehly, Matra, Jeynagur, Benares und Oujein, wie er in der Vorrede ſeiner, von ihm dem regierenden Kaiſer zu Ehren Zeej Mahommedſhahy betitelten, aſtronomiſchen Tafeln erzählt.

Kehrt man ſich gegen Oſt, ſo hat man einen verſchiedenen Proſpekt. So weit das Auge nur reicht, iſt eine horizontale Ebne, die bloß ein koniſcher Hügel in einer Entfernung von 3 Engl. (0,65 geogr.) Meilen unterbricht, neben welchem ein großer See iſt, der dicht

an der linken Seite des Wegs nach Bopâl liegt. Rechts von der Straße befindet ſich eben daſelbſt ein Rumnah (Thiergarten), der Sindiah gehört, und gut mit Rothwild verſehen iſt.

Der Rajah Jeyſing beſaß die Stadt und den Bezirk von Oujein vom Kaiſer, in der Qualität eines Soubahdars. Aber bald darauf kam ſie in die Hände der Mahratten, und hat ſeit zwei Generationen an Sindiah's Familie gehört. Der Diſtrikt, der unmittelbar von der Stadt abhängt, bringt jährlich fünf Lak, und begreift 175 Dörfer. Die alten Herren des Landes, denen die Mahratten ihre Beſitzungen nahmen, haben noch einige in der Provinz zerſtreute Forts, und erhalten theils nach Verträgen mit den Eroberern, theils durch Gewalt einen Antheil der Einkünfte aus den benachbarten Dörfern. Einer von dieſen Leuten, die Graſſiah's heißen, iſt Hurry Sing, ein Rajpoot. Er beſitzt Doolétia, ein Fort von Lehm, 10 Engl. (2,17 geogr.) Meilen von Oujein, und kommandirt etwa 200 Graſſiah's. Ein benachbartes Dorf Khelana, welches jährlich 2000 Rupien ſteuert, zahlt ihm davon 150 oder 7½ Procent. Aber dieſe Freibeuter begnügen ſich nicht mit der gewöhnlichen Einnahme, ſondern ſie üben die geſetzwidrigſten Räubereien aus, ſo daß man nur unſicher reiſet. Bei einer zufälligen Unordnung oder Verlegenheit der Regierung, oder wenn die Truppen auswärts gebraucht werden, ergreifen ſie die Gelegenheit ſogleich, ihre Plünderungen bis zu den

Thoren der Stadt oder ſelbſt bis in die Stadt auszudehnen.

Die Diener der Regiernng ſind faſt die einzigen Mahratten, die in Oujein wohnen. Der große Haufe, ſowohl der Hindus als der Muſelmänner, ſpricht einen Dialekt, der wenig von dem zu Agra und Dehly verſchieden iſt. Die Muſelmänner machen einen ſehr anſehnlichen Theil der Einwohner aus, und eine große Anzahl von ihnen bildet wieder eine beſondere Klaſſe, die hier unter dem Namen Bohrah bekannt iſt. Die Glieder derſelben unterſcheiden ſich ſelbſt durch den Titel Jsmaeeliah, da ſie ihren Urſprung von einem Nachfolger Muhammed's mit Namen Jsmaeel herleiten, der unmittelbar nach Muhammed blühte. Dieſe beſondere Sekte bildet einen ausgedehnten Körper, deſſen Glieder durch ganz Dekan verbreitet ſind, und ſich vorzüglich in den groſſen Städten befinden. Surat enthält 6000 Familien davon, und die Zahl derſelben ſteigt zu Oujein auf 1500. Ihr Hauptſitz iſt aber zu Burhânpoor, wo ihr Moullah oder Hoher-Prieſter reſidirt. Die Bohrah's treiben überall, wo ſie ſich befinden, einen ausgebreiteten und mannichfaltigen Handel. Ein gewiſſer Theil von allem ihrem Gewinne iſt zum Unterhalte des Mullah beſtimmt, deſſen Einkünfte ſonach beträchtlich ſind. Er iſt ihr geiſtliches Oberhaupt, und hat die Schlüſſel zum Paradieſe. Denn es iſt ein ausgemachter Glaubensartikel, daß niemand in die Gefilde der Seeligen eingehen kann, der keinen Paß vom Hohen-Prie-

ſter hat, der für jeden, den er unterzeichnet, eine erkleckliche Remuneration erhält. Aber er übt auch eine zeitliche Gerichtsbarkeit über ſein Volk, wo es auch zerſtreut leben mag, und die verſchiedenen Regierungen, unter denen es ſich aufhält, erkennen auch ſeine Autorität an, um dieſe Menſchenklaſſe, welche den induſtriöſeſten und nützlichſten Theil der Einwohner bildet, zu begünſtigen. Ein jüngerer Bruder des Moullah wohnet zu Oujein, und übt über die hieſigen Bohrahs dieſelbe geiſtliche und weltliche Herrſchaft, wie jener ſelbſt, aus. Sie bewohnen fünf Mohillah's der Stadt, die ihm alſo unterworfen ſind.

Bei unſerer Ankunft in Oujein hatten wir Ueberfluß an trefflichen Trauben von Burhânpoor. Als dieſer Vorrath erſchöpft war, kamen die Trauben um Oujein zur Reiſe. Sie ſind minder groß und wohlſchmeckend, als die erſtern. Eine Beſonderheit des hieſigen Klima iſt es, daß der Wein in der regnigten Jahreszeit noch einmal Früchte bringt. Dieſe ſind aber ſäuerlich und viel ſchlechter, als die früheren. Die übrigen Obſtarten waren Mangos, Guavaäpfel, Piſangs, Melonen, Waſſermelonen, zwei Arten Annonen (Annona ſquamosa und reticulata, *Sheerefah* und *Atah*), verſchiedene Pomeranzen- und Limonienarten; — die Falſah (Grewia Asiatica), aus welcher die Einwohner einen ſehr erfriſchenden, gering ſäuerlichen Sorbet machen, und als Seltenheit in einigen Gärten die Carica Papagaya.

Der Boden in der Nähe von Oujein beſteht, ſo wie im größten Theile der Provinz Malava, aus ſchwarzer Pflanzenerde, welche in der regnigten Jahreszeit ſo weich wird, daß Reiſen faſt unmöglich werden. Beim Trocknen ſpringt er nach allen Richtungen, und die Spalten ſind ſo weit und tief an den Seiten der Straße, daß es für den Reiſenden gefährlich iſt, aus dem gebahnten Wege zu weichen, da, wenn das Pferd den Fuß in eine von dieſen Spalten bekommt, es ſeine Knochen brechen, und das Leben ſeines Reuters in Gefahr ſetzen kann. Die Menge Regen, welche in gewöhnlichen Jahren fällt, iſt ſo beträchtlich, und der Grund hält die Feuchtigkeit ſo feſt an ſich, daß man ſelten die Brunnen braucht, um die Felder zu wäſſern. So wird eine große mit dem Feldbau in Hindoſtan verbundene Arbeit erſpart. Aber eben dieſer Umſtand macht, wenn die periodiſchen Regen mangeln, die Noth um ſo größer. Denn der Landmann iſt gewohnt, ſich auf die freiwillige Güte des Himmels zu verlaſſen, hat daher keine Brunnen auf ſeinen Feldern, und iſt nur ſchwer dahin zu bringen, die ungewöhnliche Arbeit des Bewäſſerns vorzunehmen, vorzüglich, da er erſt eine Quelle graben muß.

Die Aerndte iſt, ſo wie in Hindoſtan, in zwei Perioden, Khereef und Rubbee, getheilt. Erſtere wird im September und Oktober, letztere im März und April gewonnen. Die hier gebauten Fruchtarten ſind in der Ordnung, wie ſie reif werden, folgende:

Im Khereef.

1. Mukka, in Hindoſtan Bhoottah, (Wälſchkorn, Zea Mays) blühte den 20ſten Julius, und wird im Auguſt oder September geärndtet.

2. Longnee (Panicum italicum), blühte den 28ſten Julius.

3. Dord oder Maſh (Phaseolus Max), blüht im Julius und Auguſt; reif am Ende Septembers.

4. Moong Phullee (Arachis hypogaea), Erd- oder Saunuß (pig-nut) in Weſtindien; blühte im September.

5. Mand oder Mal (Cynosurus Coracanus L., Eleusine Coracana Gaertner). In Hindoſtan iſt der Name Murhua, im Karnatik Natcheny und in Myſore Rägy.

6. Bäjera *), ein kleines rundes Korn, welches ſehr nahrhaft, aber erhitzend und etwas ſchwer zu verdauen ſeyn ſoll. Da es ſehr wohlfeil iſt, ſo genießt es hauptſächlich die ärmere Klaſſe der Einwohner. Die Mahratten machen flache Kuchen daraus, von denen ein Reuter einen Vorrath auf mehrere Tage unter ſeinem Sattel mit ſich führen kann. Es blühte den 13. Sept. und wird im Oktober geärndtet.

*) *Holcus ſpicatus*, Linn. Eine Beſchreibung und Abbildung davon ſteht im 1ſten Bande der Abhandlung der Akad. zu Padua (S. 124) von P. Arduin. Er erhielt

7. Jooar (Holcus sorghum, L. Andropogon Sorghum Roxb.). Der Halm iſt ſehr ſtark, und wird 7 bis 8 Fuß hoch. Die Aehre iſt eiförmig und nickend oder hängend, (zuweilen aufrecht) 6 bis 7 Zoll lang, und hat etwa 9 Zoll im Umkreiſe. Ihre Blüt- und Aerndtezeit iſt wie bei der vorigen Pflanze.

Der Holcus cernuus, welches die dritte Art iſt, die Herr Arduin (Sagg. di Padova) beſchreibt, ſcheint von dieſer bloß als Varietät verſchieden zu ſeyn. Da die aufrechte oder zurückgebogene Stellung der Riſpe von ihrer Größe und Gewicht im Vergleich mit der Stärke des Halms herrührt.

Aber die Pflanze iſt einer anderen merkwürdigeren Variation unterworfen. Der Kelch der Zwitterblüte trägt zuweilen zwei Blüten, und bringt dann auch zwei Saamen, zuweilen auch nur eine Blüte, und bringt dann auch nur einen Saamen. Auf einem Felde habe ich Pflanzen mit aufrechten, ausgeſpreizten, und auch welche mit dichten, aber hängenden Riſpen gefunden. Meh-

den Saamen von Tunis, wo man ihn Drop nennt. Der innere Bau der Befruchtungswerkzeuge und die Geſtalt der Aehre kommen ſo gut mit dem Bajern überein, daß ich kein Bedenken trage, beide zu einer Species zu rechnen. Das Exemplar, was Hr. Arduin abgebildet hat, iſt nur äſtiger und Halm und Haupt-Aehre ſind größer, als ſie mir irgend vorgekommen ſind. Wahrſcheinlich alſo eine aus Verſchiedenheit des Bodens und der Kultur entſtandene Varietät.

rentheils hatten erſtere einblütige und letztere zweiblütige Kelche. Doch fand ich auch in einigen Fällen die ein und zweiblütigen Kelche auf derſelben Pflanze, ja auf demſelben Zweige der Riſpe. Im erſten Falle ſind die Saamen rund, im anderen hemiſphäriſch, da die eine Seite jedes Korns durch die wechſelſeitige Berührung flach wird.

Um die Sache genauer zu unterſuchen, habe ich Saamen von beiden Arten an Dr. Roxburgh geſchickt, der ſie im botaniſchen Garten in einiger Entfernung von einander ſäete. Die Pflanzen brachten ohne Unterſchied ein- und zweiblütige Kelche, und ſelbſt in denſelben Riſpen fanden ſich Blüten von beiden Arten.

8. Moong (Phaseolus Mungo). Die ſpecifiſche Verſchiedenheit zwiſchen dieſem und dem Dord (Phaseolus Max) iſt wirklich ſchwer zu beſtimmen; aber ihre Beſtändigkeit verbietet beide als Spielarten zu betrachten. Folgendes ſind die Unterſchiede:

a. Die Stängel des Dord ſind nicht ſo rauh, als die des Moong;

b. Die Blattanſätze (stipulae) des erſtern ſind ſpitzer; als die des letztern;

c. Die Blätter ſind ſpitzer;

d. Die Schoten kürzer;

e. Die Saamen des Dords größer, zuſammengedrückter und ſchwarz; die des Moongs hingegen, kleiner, runder und grün.

Letzteres war am Ende Oktobers reif, faſt einen Monat ſpäter als das Dord.

9. Birtee, eine Art Panicum, das man zur Speiſe gebraucht, hatte den 6ten Oktober Saamen.

Im Rubbee.

1. Waizen (Triticum). Die hier gebaute Art hat folgende Kennzeichen. 4 blütige, bauchige, glatte, dachziegelförmig liegende Kelche; die beiden äußeren Blüten mit langen Grannen, die dritte kaum mit einer, die vierte und innerſte mit gar keiner. Wegen dieſes Charakters weiß ich nicht, ob er zu aestivum oder spelta zu rechnen ſey, oder nicht eine eigene Species bilde. Am 30ſten Januar ſtand er bei Oujein in Aehren, und den 19ten März fanden wir ihn in einer Entfernung von 6 Tagereiſen reif.

2. Channah (Cicer arietinum).

3. Maſoor, eine kleine Hülſenfrucht, die ich nicht hinreichend unterſucht habe (Ervum lens).

4. Toor oder Arher (Cytisus Cajan). Es wird gleich nach dem Eintritte der Regenzeit geſäet, vermiſcht mit Jooar, Bájera und anderen Früchten des Kheree f. Sind dieſe geärndtet, ſo bleibt der Cytisus zurück, und ſeine Aerndte fällt mit der des Waizens zuſammen.

5. Erbſen, hier Buttlee genannt, werden in der kalten Jahreszeit reif.

Reiß wird nur an einigen beſonderen Orten gebaut, die für die Bewäſſerung gut liegen. Aber da die Menge deſſelben ſo unbeträchtlich iſt, kann man ihn kaum unter die dortigen Früchte rechnen. — In einer mir mitgetheilten Liſte derſelben finde ich den Namen Cablee Channah. Dieſe Frucht habe ich aber nicht geſehen, und kann daher keine Nachricht davon geben. — Gerſte wird nicht gebaut, da der Boden für dieſes Getraide nicht paßt, und außerdem ſagen die Bauern, daß ſie künſtliche Bewäſſerung verlangen würde.

Die vorzüglichſten Artikel der Ausfuhr beſtehen in Baumwolle, die in großen Quantitäten nach Guzerat geht; grobe bunte und gedruckte Tücher; Aal oder die Wurzel der Morinda citrifolia und Opium. Da die Art, wie man hier dieſe Subſtanz gewinnt, von der in andern Theilen Indien's üblichen, etwas abweicht, ſo will ich hier einige Nachricht, wie ich ſie von erfahrnen Landwirthen erhielt, davon geben.

Der Mohn wird im December geſäet. Der Boden iſt mit Kuhmiſt und Aſche wohl gedüngt. Er wird ſiebenmal gepflügt, und dann in kleine Vierecke von 2 bis 2½ Kubits (3 bis 4 Fuß) getheilt. Hierauf wird der Saame in Verhältniß von 1½ bis 2 Seers *) auf 1

*) Rechnet man auf die Rupie, als Gold- und Silbergewicht betrachtet, im Durchſchnitt 240 Holländiſche As und 10608 dergleichen auf 1 Pf. Nürnb., ſo macht 1 Seer 1,2084 oder etwas über 1⅕ Nürnberger Pfund.

A. d. Ueb.

Begah (100 Quadratkubits) geſäet. Nach 8 bis 9 Tagen wird das Land gewäſſert, d. h. einige Finger hoch ganz unter Waſſer geſetzt, und dieſe Operation wird alle 10 bis 12 Tage ſiebenmal nach einander wiederholt. Nach jeder Wäſſerung wird das Land, wenn es etwas trocken, aber immer noch weich iſt, mit einem eiſernen Inſtrumente aufgekratzt, um ihn locker zu machen. Zugleich wird das Unkraut ſorgfältig entfernt. Kommen die Pflanzen zu dicht in die Höhe, ſo werden ſie dünne gemacht, ſo daß die übrigen 4 bis 5 Finger breit von einander zu ſtehen kommen. Die ganz jungen Pflänzchen, die ſo herausgezogen werden, braucht man als Suppenkraut; ſind ſie etwas größer, als Futter; haben ſie aber ihre halbe Größe erreicht, ſo kann man ſie wegen ihrer giftigen Eigenſchaft nicht mehr brauchen.

Der Mohn blüht im Februar, und das Opium ſammelt man im März und April, früher oder ſpäter, je nachdem die Zeit der Saat war. Der weiße Mohn giebt mehr Opium, als der rothe. Die Güte von beiden iſt gleich. Wenn die Blumenblätter abgefallen ſind, und die Köpfe eine weißlichte Farbe bekommen, ſo iſt es Zeit, ſie aufzuritzen. Dies geſchieht, indem man mit einem dreizahnigen Inſtrumente, deſſen Zähne etwa ⅛ Linie von einander ſtehen, von der Spitze bis zum Fuße der Kapſel die Haut aufreißt. Dieſes Aufritzen nimmt man Nachmittags und Abends vor, und ſammelt das Opium den nächſten Morgen. Jede Kapſel wird an drei auf einander folgenden Tagen aufgeriſſen. In 14 Tagen ſind alle Kapſeln eines Feldes ſo behandelt, und

das Opium iſt eingeſammelt. In einem ergiebigen Jahre und auf gutem Boden bekommen ſie 6 bis 9 Seer Opium von einem Begah Land; zwei bis vier Seer ſind eine ſchlechte Aerndte.

In dieſer Gegend wird alles Opium gleich bei dem Sammeln mit Oel vermiſcht, welches man hier nicht als eine betrügliche Verfälſchung betrachtet. Man geſteht dieſen Handgriff öffentlich, und giebt zum Grunde deſſelben an, daß dadurch das Austrocknen der Waare verhindert werde. Die Leute, welche das Opium einſammeln, haben ein kleines Gefäß mit etwas Seſam- oder Leinöl bei ſich. Das aus den Riſſen gedrungene Opium, wird mit einem kleinen eiſernen Inſtrumente, das vorläufig in das Oel getaucht iſt, abgekratzt. Etwas Oel befindet ſich in der Hand, in welche das mit dem eiſernen Inſtrumente gewonnene Opium abgeſtrichen und mit dem Oel durchknetet wird. Hat man genug in der Hand, ſo wirft man es in das Oelgefäß. Die ganze geſammelte Menge wird, wenn man nach Hauſe kömmt, in eine Maſſe geknetet und in ein Gefäß mit noch mehr Oel geworfen, in dem man die ganze diesmalige Aerndte ſammelt. Man ſieht daher, daß die Menge Oel in einer gewiſſen Menge Opium nicht mit Genauigkeit beſtimmt werden kann. Doch rechnet man, daß das Oel die Hälfte der reinen und ⅓ der gemengten Maſſe betrage.

Die heimlichen, als betrügeriſch betrachteten Verfälſchungen geſchehen durch Beimiſchung des Pulvers

von getrockneten Mohnblättern, zuweilen gar von Aſche.

Wenn das Opium wohlfeil iſt, koſtet das D'hiree, ein Gewicht von 5¼ Seers (jeder Seer zu 80 Rupien) 15, und wenn es theuer und von beſonderer Güte iſt, 25 bis 30 Rupien. *)

Es wird nach Guzerat, Marwar u. ſ. f. ausgeführt. Die Kaufleute in verſchiedenen Gegenden des Landes geben dem Pflanzer, während die Frucht noch auf dem Lande ſteht, Vorſchüſſe. Wenn die Waare eingeſammelt iſt, ſo nehmen ſie ſolche in Empfang und beſtimmen den Preis nach der Güte und nach dem dermaligen Ertrage überhaupt. — Man ſäet den Mohn auf daſſelbe Stück wiederholt ſo lange, bis der Boden erſchöpft iſt.

Die Beimiſchung von Oel macht dies Opium viel weniger werth, als das in den öſtlichen Provinzen. Vorzüglich kann man mit demſelben keine durchſichtige Tinktur bereiten.

Feine weiße Tücher werden von Chanderi und Sehor eingebracht. Von Burhánpoor kommen

*) Das D'hiree beträgt nach vorhergehender Anmerkung alſo 6,344, oder etwas über 6¼ Nürnberger Pfund. Die Rupie macht gegen 14 Gr. 6 Pf. Conv. Geld. Alſo koſtet das Dhiree Opium in wohlfeilen Zeiten etwas über 9 Rthlr. und wenn es theuer iſt 15 bis 18 Rthlr. Conv. Münze. A. d. Ueb.

Turbans, Saries und andere gefärbte Waaren; von Surat verſchiedene Europäiſche und Chineſiſche Erzeugniſſe, von denen hier manche wohlfeiler, als in den Engliſchen Niederlaſſungen ſind, und auch Perlen, die theils hier abgeſetzt, theils mit Vortheil nach Hindoſtan ausgeführt werden. *Aſa foetida*, was in Sind und den benachbarten Provinzen erzeugt wird, kommt über Marwar hieher, und wird nach Mirzapoor u. ſ. w. nach Oſtea verſendet. Umgekehrt gehen die Diamanten aus Bundelcund über dieſen Ort nach Surat.

Aber der Tranſithandel zwiſchen den weſtlichen und öſtlichen Provinzen iſt zu Indoor beträchtlicher und vortheilhafter als hier, weil dort die Zölle geringer ſind. Eine Ochſenladung, die 3 — 400 Rupien werth ſeyn kann, zahlt daſelbſt nur 4 bis 5 Annas (16 machen 1 Rupie), inzwiſchen die Abgabe zu Oujein 10 Procent, ſowohl vom Werthe der Einfuhr, als Ausfuhr beträgt, ſo daß von ſolchen Artikeln, die bloß durch den Ort gehen, die Zölle 20 Procent betragen. Die Urſache liegt am Tage. Indoor hat das Glück unter der weiſen und friedlichen Regierung der Aheliah Bai zu ſtehen, einer Prinzeſſin, der, fern von ehrgeitzigen Abſichten, bloß das innere Glück ihres Landes und das Wohl ihrer Unterthanen am Herzen liegt, inzwiſchen Sindiah, durch die glänzende Ausſicht, ſeine Eroberungen zu vergrößern, und wichtigen politiſchen Einfluß zu bekommen, verleitet, koſtbare Heere unterhielt, ſeinen Schatz erſchöpfte und ſeine Unterthanen der Habſucht derer über-

laſſen mußte, die ihm die Mittel zu Ausführung ſeiner Entwürfe verſchafften.

Wir blieben in Dujein von der Mitte Aprils bis zur Mitte des März, und ich hatte alſo Gelegenheit, den ganzen Wechſel der Jahrszeiten daſelbſt zu beobachten. Im April und Mai waren die Winde am Tage ſtark und heiß. Das ihnen ausgeſetzte Thermometer ſtand um 4 Uhr Nachmittags von 93 bis 109 Grad. Dieſe Winde kamen mit weniger Abweichung von Abend. Um 9 Uhr Abends wechſelte die Hitze von 80 bis 90 Grad. Während dieſer Zeit aber waren die Morgenſtunden gemäſſigt. Ein einzigesmal ſtand das Thermometer in denſelben 81 Grad, und war zuweilen bis auf 69 Grad gefallen. Vom 18ten bis 25ſten Mai hatten wir häufige Windſtöße von N. W. und W. N. W.; einmal von O. mit Donner, Blitz und Regen. Die Menge des während dieſer 8 Tage fallenden Regens betrug an 10 Zoll. Dieſe Witterung war, wie die Einwohner ſagten, zu der Jahrszeit etwas Ungewöhnliches. Es verurſachte eine einſtweilige Kühle. Da ſich aber der Himmel gegen das Ende des Monats aufhellte, kam die Luft zu ihrer erſten Temperatur zurück, oder ſie ward vielmehr wärmer. Denn das Thermometer ſtieg jetzt früh auf 85 Grade.

Am 11ten Junius ſtellten ſich die Regen ein, und die während dieſer Zeit gefallene Waſſermenge war folgende:

Mai, wie oben, etwa	ſ ſ	10 Zoll	in	5	Tagen
Junius	ſ ſ ſ ſ ſ ſ	3,521	—	9	—
Julius	ſ ſ ſ ſ ſ ſ ſ	12,071	—	22	—
Auguſt	ſ ſ ſ ſ ſ ſ ſ	21,088	—	22	—
September	ſ ſ ſ ſ ſ	5,651	—	9	—
		52,331	—	67	—

Der Regen hörte den 14ten September auf. Von der Mitte des Junius bis in die Mitte des Julius variirte die Hitze Nachmittags von 107 bis 86, und ward immer, wie die Regenzeit vorrückte, geringer. Zuweilen fiel ſie bei anhaltendem Regen bis auf 80. Früh war ſie gleichförmiger, da ihre Extreme 87 und 77 waren. Abends zwiſchen 90 und 75. Das Wetter während dieſer Zeit war durchaus trübe, zuweilen neblicht. Der Wind kam durchaus von Abend und drehte ſich zwiſchen S. W. und N. W.

Von dem Ende dieſer Periode bis zum Ende der Regenzeit war die Nachmittagshitze zwiſchen 89 und 74 Grade. Die Gränze zwiſchen beiden Perioden war ſcharf abgeſchnitten. Den 15ten Julius war gleich nach Mittag die Hitze 91, und den 16ten zu derſelben Stunde 78 Grade. Morgens wechſelte ſie zwiſchen 80 und 72. Während dieſer Periode waren die Wolken ſo dicht und ſo gleichförmig über den Himmel verbreitet, daß die Sonne nur ſelten einen Strahl durchſchicken konnte. Es regnete häufig und hielt lange damit an; aber ſelten war der Regen ſtark. Der einzige Fall, in dem der Regen eines Tages 3 Zoll betrug, war vom 15ten Auguſt

um 7 Uhr Abends bis zum 16ten um 9½ Uhr. Während dieſer 26½ Stunden regnete es unaufhörlich, und die gefallene Waſſermenge betrug 10,128 Zolle. Dann ward er ſchwächer, hörte aber vor dem 17ten um 4½ Uhr N. M. nicht ganz auf. Die Menge während dieſer Zeit war 0,629 Zoll. Dieſer ſtarke Regen verurſachte die obenerwähnte Ueberſchwemmung. Das Waſſer ſtieg bis zur Mitternacht am 16ten, und fiel dann wieder allmählich. Aber es dauerte mehrere Tage, bevor Menſchen und Pferde wieder durch den Fluß kommen konnten.

Während dieſer Periode waren die Winde mehrentheils weſtlich, zuweilen N. W. oder S. W., zweimal S. S. W., 4mal S. und 3mal O., gewöhnlich leichte Lüfte.

Nach Verlauf der Regenzeit und wie der Himmel wieder heiter war, ſtieg die Hitze Mittags und Nachmittags von neuem. Den 23ſten September war ſie 92, den 1ſten October 101, und bis zur Mitte des Novembers ſelten unter 90 Grad. Die Temperatur des Morgens nahm während dieſer Periode ſucceſſiv von 73 bis 46 und Abends von 79 bis 57 Graden ab. Gegen das Ende dieſer Periode war der Thau ſehr ſtark.

Während der erſten beiden Tage blieben die Winde weſtlich. Hierauf folgten ſtille und leichte Lüfte von N. O. bis zu Ende Septembers. Bis zur Mitte Octobers hatten die Winde aus dem N. weſtlichen Viertel die Oberhand, aber mit häufiger Windſtille. Bis zum

Ende dieſes Monats kam der Wind vorzüglich aus N. O. und die Morgen waren neblicht. Bis zum 6ten November herrſchten wieder Weſtwinde, worauf aber bis zum 15ten der Nordoſt wieder die Oberhand behielt. Die Luft war weniger neblicht, als am Ende des vergangenen Monats. Uebrigens war während des ganzen Octobers nicht ein trüber Tag, die aber bis zum 8ten November häufig waren. (Am 4ten fiel etwas Regen.) Nachher war der Himmel bis zum 15ten heiter, und die beiden einzigen neblichten Morgen fallen in dieſe Zeit.

Jetzt (den 15ten November) überfiel mich ein Fieber, das die meteorologiſchen Beobachtungen bis zum 1ſten Februar unterbrach. Alles was ich vom Wetter während dieſer Zeit weiß, iſt, daß wir etwa in der Mitte des Decembers es ſtürmiſch mit Donner und ſtarkem Regenguſſe hatten.

Vom erſten Februar bis zum 14ten März, wo wir Dujein verließen, variirte die nachmittägliche Hitze zwiſchen den Extremen von 73 bis 103 Grad. Erſteres fiel auf den 9ten Februar mit N. N. W. Wind, letztere auf den 12ten März mit W. Wind. Beidemal war das Wetter hell. Die Temperatur war Frühmorgens von 46 bis 67, und Abends von 55 bis 76 Grad unterſchieden.

Während dieſer Zeit herrſchten die Weſtwinde zwiſchen N. N. W. und S. S. W. Im Februar ward der Oſtwind 2mal früh, 4mal Mittags und 2mal Abends

beobachtet. Während unſers Aufenthalts im März wehte er gar nicht. Der Himmel war durchaus, den 4ten Februar ausgenommen, hell, der trübe war, und wo ein kleiner Regenſchauer fiel.

Dieſer Auszug giebt einen völlig deutlichen Begriff von dem Wetter, welches wir während unſeres Aufenthaltes in Ouſein hatten. Aber man darf daraus nicht auf das Klima durchaus ſchließen. Vorzüglich war, ſelbſt nach dem Urtheile der älteſten Einwohner, die Menge des Regens größer, als ihnen bis dahin vorgekommen war. Ehe wir ankamen, hatte die Gegend gegen drei Jahre an Dürre gelitten, daher auch 10 Seers Waizenmehl 1 Rupie koſteten. Die wohlfeilern Getraidearten waren im Verhältniſſe theuer. Daher waren die Nahrungsmittel ſo weit über dem Erwerbe der ärmern Volksklaſſe, daß Hunderte in die beugende Nothwendigkeit kamen, ihre Kinder zu verkaufen, um ſich ein dürftiges Mahl zu verſchaffen. Aber der Mangel des Regens, ob man ihn gleich ſtark genug fühlte, war nicht die einzige Urſache dieſer Noth. Die Habſucht des Cablee Mull, des Einnehmers der Revenüen Sindiah's in dieſem Diſtrikte, hatte die Theurung künſtlich erhöhet. Sein Reichthum und Einfluß ſetzten ihn in den Stand, gewaltige Magazine von Getraide zu füllen, und dadurch die Preiſe weit über ihren natürlichen Stand zu treiben. Und als Sudaſheu Naik, ein großer Wechsler, deſſen uneigennützige Wohlthätigkeit ein größeres Lob verdient, als ich ihm geben kann, ſeine Vorräthe öffnen, und das Getraide

für einen mäſſigen Preis verkaufen wollte, ſo wurden alle Mittel, welche Liſt und Macht in Verbindung darbieten, angewandt, dieſes Vorhaben zu hindern, und ihn von der Ausführung abzuſchrecken, ſo daß er endlich ſeine menſchenfreundlichen Bemühungen auf die Speiſung der Armen in ſeinem Hauſe beſchränken muſte, wodurch denn auch Tauſende ihm die Erhaltung ihres Lebens verdankten.

Mehrere Schriftſteller haben die duldende Nachſicht der Hindus bei dieſem ſchröcklichen Elende erwähnt. In dieſem Falle konnte ſich der Unwille der Einwohner gegen den fühlloſen Geiz ihrer Herrſcher nicht verbergen. Aber ſtatt ihre Speicher aufzubrechen, ihre Häuſer zu zerſtören, ihre Perſonen zu mißhandeln, oder ſie wenigſtens in effigie zu verbrennen, wie ein wüthender Europäiſcher Pöbel es bei ſolchen Gelegenheiten macht, begnügten ſie ſich einen Leichenzug darzuſtellen, und erklärten: Hâkem ſey todt und Subaſheu Naik an ſeine Stelle gekommen.

Der reichliche Regen, der in dieſem Jahre fiel, triumphirte über allen Widerſtand. Noch vor unſerer Abreiſe war der Preis des Waizenmehls ſo weit gefallen, daß 20 Seers 1 Rupie koſteten. Die gierigen Monopoliſten ſahen dieſe Haufen, welche die Noth des verhungerten Armen nicht zugänglich fand, zum Verderben oder zum Verkauf mit beträchtlichem Verluſte beſtimmt, inzwiſchen das Lächeln des Ueberfluſſes und der Zufrieden-

heit das Geſicht der Landleute in jedem Theile der Provinz aufheiterte.

Gegen das Ende der Regenzeit herrſchten ziemlich allgemein Fieber, größtentheils intermittirende, und nahmen bis in die Mitte Novembers immer mehr überhand. Verſchiedene Urſachen brachten ſie hervor. Jedes Reizmittel muſte auf die durch den Mangel der Nahrung geſchwächten Körper der ärmeren Klaſſe heftiger wirken. Die ungewöhnliche Menge des Regens und der ſehr feuchte Zuſtand der Atmoſphäre trugen zu der allgemeinen Abſpannung viel bei. Das aus den ſtehenden Lachen, von denen manche von beträchtlichem Umfange dicht an der Stadtmauer waren, verdunſtende Waſſer, ließ einen faulichten Krankheitsſtoff zurück. Endlich gab die große Nachmittagshitze im Oktober und November, auf die kalte und durſtige Abende folgten, den vorhergehenden Krankheitsurſachen den letzten unwiderſtehlichen Antrieb, ſelbſt in ſolchen Körpern, die bis dahin ihrem Einfluſſe widerſtanden hatten. Dies verurſachte die allgemeine Verbreitung der Krankheit unter unſeren Seapoys und Bedienten, wie wir nach dem erſten Oktober die Stadt verließen, und unter Zelten kampirten. Vor der Regenzeit hatten wir unſer Lager in einem Luſtwalde, der an Rana Khan's Garten ſtieß. Als wir aber ausmarſchirten, war dieſer Fleck mit noch nicht ganz reifem Getraide bedeckt. Außerdem lag er niedrig, und war lange hindurch beträchtlich hoch überſchwemmt geweſen, und konnte daher durch ſeine Ausdünſtungen ſchädlich ſeyn. Der Ort, wo wir uns nunmehr lagerten, war

etwa ½ Engl. Meile weiter nach W. N. W. Er lag hoch, und die Ueberſchwemmung hatte bis hierher nicht gereicht. Gegen S. W. deckte ihn Shah Dáwul's Wäldchen, ſonſt war er durchaus offen. Der nächſte Theil der Bergreihe lag 2½ Engl. (0,53 geogr.) Meilen entfernt. Die äußerſten Spitzen derſelben gehen von N. 10. W. nach S. 60. W. oder begreifen von dort aus geſehen 110 Grad des Horizonts. Gegen Süd und Südoſt war der Jeetah Nullah 1½ Furlongs (0.04 g. M.) von unſeren Zelten. Da er während der Regenzeit beträchtlich angeſchwollen war, und nun allmählig austrocknete, ſo konnte man ihn wegen der Fäulniß vegetabiliſcher Stoffe auf ſeinen Ufern für die Quelle des Krankheitsſtoffs anſehen. Da aber ſein Bette und ſeine Ufer derber Thon ſind, ſo findet nur wenig von dieſer Art ſtatt. Außerdem waren vom Anfange Oktobers bis mitten in den November die herrſchenden Winde der Nordweſt, Weſtnordweſt und Nordoſt, von denen keiner die Ausdünſtungen des Nulla zu uns führen konnte. Wir müſſen daher eine andere Urſache der Epidemie aufſuchen. Eine, und wie ich glaube, völlig hinreichende, iſt der Mangel an Bedeckung gegen die ſengende Hitze am Tage, und die kalten Düfte der Nächte. Sie ſelbſt empfanden endlich die Ungeſundheit der Stelle, hegten aber wegen der Urſache davon den Aberglauben, daß dies von dem Unwillen der Geiſter derer herrühre, die hier in dem oben erwähnten Treffen blieben. Auf ihr Anſuchen ward das Lager von da in das Wäldchen bei Rana Chan's Garten wieder verlegt, wo jetzt die Aerndte vorbei war. Ich konnte damals die Wirkung

dieſer Veränderung nicht ſelbſt beobachten, hörte aber, daß die Krankheit ſchnell abnahm, und bald ganz aufhörte. Dieſe Thatſache iſt der von Dr. Jackſon *) geäußerten Meinung ſehr günſtig, daß luftige, hohe Lagen, trotz der freien Cirkulation der Luft, der Geſundheit minder zuträglich ſind, als man geglaubt hat, weil ſie den Menſchen den oben genannten Krankheitsurſachen unvermeidlich ausſetzen, und daß „in dem Dikkicht der Wälder, ſtatt Gefahr, Sicherheit ſey." Der Gegenſtand iſt von der höchſten Wichtigkeit, der Verfaſſer unterſtützt ſeine Meinung mit vieler Geſchicklichkeit, und die ganze Stelle verdient die ernſthafteſte Aufmerkſamkeit aller, welche Stellen für Truppenlagerungen zu wählen haben.

Die einzige endemiſche Krankheit, die ich bemerkte, iſt der Dracunculus oder Guinea-Wurm **), deſſen

*) *Treatiſe on the Fevers of Jamaica.* Chap. IV. p. 83 — 88.

**) *Filaria medinenſis.* Lin. S. N. cur. Gmelin.
Gordius medinenſis. Syſt. nat. Ed. XII.
Vena medinenſis. Welſch. Sloan.
Dracunculus Perſarum. Kämpfer.
Letzter Schriftſteller giebt eine ſehr intereſſante Geſchichte und Beſchreibung dieſes Thieres, das er zweimal durch eine einzige Operation ganz und lebend herauszog. Im warmen Waſſer ward es weich und bewegungslos; in der Luft war es feſter und bewegte ſich unmerklich; aber im kalten Waſſer krümmte und bewegte es ſich heftig, und erhob den Kopf gleichſam über die kalte Flüſſigkeit ungeduldig häufig über die Oberfläche. *Amoen exot.* p. 524 ſq.

Naturgeſchichte zu bekannt iſt, als um hier eine Beſchreibung zu verdienen. Die Spanier nennen ihn Culebrilla, oder kleine Schlange, und er ſcheint daſſelbe Thier zu ſeyn, was de la Condamine beſchrieben hat, und das die Franzoſen in Cayenne Vermacaque nennen. Der einzige Unterſchied der Beſchreibungen dieſes Inſekts in beiden Gegenden beſteht in der angegebenen Länge. Die zu Cayenne ſollen nur einige Zoll lang ſeyn, inzwiſchen die in Afrika und Oſtindien wohl einige Ellen groß werden. Dieſe Verſchiedenheit rührt vielleicht mehr von dem zufälligen Unterſchiede der Exemplare, welche beſchrieben wurden, als von einer natürlichen Abweichung oder ſpecifiſchen Differenz des Thieres in beiden Kontinenten her. Der Name, unter dem ſie zu Dujein, und wie ich glaube, in anderen Gegenden Hindoſtan's bekannt iſt, iſt Neruah.

Die Urſache ſeines Entſtehens iſt dunkel. Es ſind mir drei Hypotheſen darüber bekannt. Die erſte iſt, daß er von verdorbenen im Zellgewebe abgelagerten Feuchtigkeiten entſtehe. Daß die Verfaſſer der Franzöſiſchen Encyklopädie dieſe als die wahrſcheinlichſte Urſache angeben, wunderte mich ſehr, da die Lehre von der generatio aequivoca ſo völlig widerlegt und allgemein aufgegeben iſt. Zweitens finde ich in Dr. Rees's Ausgabe von Chambers's Dictionary ſeine Erzeugung dem Genuſſe von ſtehendem und verdorbenem Waſſer zugeſchrieben, welches wahrſcheinlich die Eier des Thieres enthält. Endlich hat man drittens behauptet, daß gewiſſe Inſekten, die die Luft oder das Waſſer in

dieſen Gegenden bewohnen, die Haut durchſtechen, und ihre Eier hineinlegen, welche dieſe Würmer hervorbringen ſollen.

Ich maaße mir nicht an, zwiſchen beiden letzteren Meinungen zu entſcheiden, und will auch die Schwierigkeit nicht in Erwägung ziehen, wie die Eier während der Proceſſe der Digeſtion, Chilifaktion und Cirkulation ihre Lebenskraft behalten können, bis ſie durch die haarförmigen Arterien im Zellgewebe abgeſetzt ſind. Aber die Bemerkung, daß dieſe Inſekten ſich nur in den Extremitäten befinden, und wieder am häufigſten in den unteren, die am häufigſten in ſtehendes Waſſer kommen, ſpricht ſehr zum Vortheile der dritten Angabe. Folgende Thatſache macht es wahrſcheinlich, daß die Bildung und das Wachsthum der Würmer, nachdem die Eier unter die Haut gelegt ſind, ſehr langſam vor ſich geht. Denn obgleich dieſes Uebel bei den Einwohnern von Dujein ſehr gemein war, ſo blieben unſere Leute während des dortigen eilfmonatlichen Aufenthalts doch frei davon, und erſt im folgenden Auguſt, fünf Monate, nachdem wir den Ort verlaſſen hatten, brach das Uebel bei Verſchiedenen aus. In allen von mir beobachteten Fällen, befand ſich der Wurm in der unteren Extremität, einen einzigen ausgenommen. Dieſer Kranke, der ein Bhiſhtee oder Bootsmann war, hatte das Uebel am Arme. Seine Profeſſion ſetzte ſeine Arme natürlich den Anfällen des erzeugenden Thieres, vorausgeſetzt, daß es im Waſſer lebt, leichter aus, als die von anderen Leuten. *)

*) Dr. Chiſholm ſchreibt die Krankheit, die bei den Negern auf Grenada ſehr gemein iſt, dem Genuſſe des Waſſers

Die Art, wie ihn die Einwohner von Dujein herausziehen, unterſcheidet ſich von der von andern Schriftſtellern beſchriebenen nicht; nur daß ſie den leidenden Theil reiben, und in verſchiedenen Richtungen drücken, wenn ſie bei dem ſanften Herausziehen und Aufwickeln auf ein Hölzchen einigen Widerſtand antreffen. Dieſes Reiben geſchieht nicht bloß um die Geſchwulſt her, ſondern über das ganze Glied, und man behauptet, daß dadurch der Wurm von ſeinen Verbindungen unter der

mancher Brunnen zu, in dem das unbewaffnete Auge ſchon unzählige Thierchen unterſcheidet. Auf einer Pflanzung, wo man kein anderes Waſſer haben kann, zeigt ſich die Krankheit regelmäßig alle Jahre im November, iſt im Januar über den größten Theil der Sklaven verbreitet und verliert ſich vom März bis zum nächſten November ganz. Auf anderen Gütern war die Krankheit eben ſo gemein, bis die ſchädlichen Brunnen verſchüttet, und Ciſternen gebaut, oder Brunnen an Orten gegraben wurden, die dem Einfluſſe der Ebbe und Fluth nicht ausgeſetzt waren. Wie die Zeit nun zurückkehrte, in der der Guinea-Wurm ſich zu zeigen pflegte, ward er nicht mehr bemerkt. Dies iſt ein ſtarker Beweis, daß das Inſekt, welches den Wurm erzeugt, im Waſſer lebt. Aber man kann eben ſo gut annehmen, daß er ſich vermittelſt der Ablegung der Eier unter die Haut, als daß er ſich durch den Genuß des Waſſers bildet. Da die meiſten Inſekten bekanntlich gewiſſe beſtimmte Jahreszeiten für ihre Fortpflanzung beobachten, ſo kann man die periodiſche Rückkehr des Uebels leicht erklären. Aber zu Dujein bemerkte ich keine ſolche regelmäßige Abwechſelung. Dr. Chiſholm bemerkt noch, daß ſich der Wurm in Grenada nicht bloß auf die Extremitäten beſchränkt. — *D. Chiſholm on the malign. and peſtilential Fever.* S. 34.

Haut abgetrennt und ſeine Ausziehung daher erleichtert wird. In Amerika pflegt man die Wunde mit etwas Oel zu reiben; aber dies ſcheint in einer andern Abſicht angewandt zu werden. Riß der Wurm, ſo folgten in einigen Fällen heftige Entzündungen und häßliche Geſchwüre, die nach und nach an verſchiedenen Theilen des Gliedes ausbrachen. Doch habe ich nicht gehört, daß dies Uebel tödtliche Folgen gehabt hätte.

März 1793. — Da der Reſident die Weiſung erhalten hatte, nach Hindoſtan zurückzukehren, ſo marſchirten wir den 14ten März 1793 bis Gutteah, einem Dorfe unter der Herrſchaft des Appah Khandey Raw. Es liegt von unſerm Lager in Ouſein 14,79 E. (3,21 geogr.) M. in N. 27. O. Der Weg war im Allgemeinen gut, und führte durch eine offene, wohlangebaute Gegend. Bloß wie wir drei Reihen von Anhöhen überſtiegen, waren die zahlreichen Steine hinderlich. Wir kamen über drei Regenbäche, deren Ufer ſteil, und daher für das Fuhrwerk ſchwer zu paſſiren waren.

März 15. — N. 15½ O., 16,5 E. (3,58 geogr.) M. bis Tenauriah, ein Dorf, welches ein Graſſiah-Zemindar von Sindiah inne hat, und jährlich zwiſchen 3 bis 4000 Rupien bezahlt.

März 16. — Nach N. 12. O., 10,53 E. (2,28 g.) M. bis Ager, einen großen Flecken mit einem ſteinernen Schloſſe, gehört Rung Row Powar. Südweſtlich von der Stadt iſt ein ſchöner See. Der Weg war

im Allgemeinen gut; der Boden röthlich oder eiſenfarbig.

März 17. — Nach N. 12¼ O., 10,59 E. (3,6 g.) M. bis Soqàneer, einen ſchönen groſſen Flecken, der Sindiah gehört, und unter der Regierung des Appah Khandey Raw ſteht, deſſen Aumil hier wohnt. Der Weg führte quer über mehrere niedrige Bergreihen, und iſt gröſtentheils voll kleiner Steine. Der Boden hat eine roſtige Eiſenfarbe, und iſt wenig angebaut.

März 18. — Nach N. 17½ W., 14,5 E. (3,147 g.) M. bis Paráwa, einen Flecken, der dem Tuckojee Holkar gehört, deſſen Aumil hier wohnt. Der Weg iſt gut. Der Boden iſt ſchwarz und locker, wie der Moor von Malawa, aber wenig angebaut. Der von dieſem Orte abhängige Diſtrikt bringt jährlich ein Lak Rupieen ein.

März 19. — Nach N. 20½ W., 15,91 E. (3,45 g.) M. bis Soonel. Weg und Boden heute gröſtentheils, wie geſtern. Längs dem Wege viel Jooar-Stoppeln und etwas Waizen, der nun reif war. — Soonel iſt ein beträchtlich groſſer Ort, von viereckiger Form, mit einer ſteinernen Mauer umgeben. Zwei breite Straſſen durchkreuzen einander in rechten Winkeln mitten in der Stadt, und bilden den Chowk. In dieſem Pergunnah ſind 42 Dörfer, welches Khandey Raw Powar, Runy Raw Appah's älteſter Bruder als ein Jageer beſitzt.

März 21. — Nach N. 4½ O., 16,05 E. (3,48 g.) M. bis Julmee. Wir kamen über den Fluß How und zwei Regenbäche. Die Furt durch den erſten iſt ſehr ſteinig und ſchwer zu paſſiren. Schwarzer Boden. Viel Waizen- und Mohnbau. Julmee iſt ein ſchönes großes Dorf, welches der Peſhwa als Jager dem Naroojee-Goneiſh, ehemals Dewan des Subahdar Holkar anwies. Nach ſeinem Tode hat es Holkar ſelbſt übernommen. Mehrere Dörfer zwiſchen Sonnel und dieſem Orte gehören dem Rajah von Kotah.

März 22. — Nach N. 5½ W., 15,56 E. (3,38 g.) M. bis Muckundra. Der Weg war im Allgemeinen gut. Bloß bei den Dörfern Aſcali und Telakhairee führt er über eine Schieferlage und iſt ſehr ſchlüpfrig. Bei dieſen Dörfern wird viel Mohn gebaut. Ein Begah bringt, wie ſie ſagen, gegen 5 Seers Opium. Muckundra iſt ein kleines Dorf, und liegt in einem beinahe zirkelförmigen Thale, das ohngefähr ¾ Engl. (0,16 geogr.) M. im Durchmeſſer hat, und mit ſehr ſteilen Bergen umgeben iſt. Man kommt in daſſelbe bloß durch eine Oeffnung im Süden und eine andere im Norden, von denen jede mit einer ſteinernen Mauer und einem Thore verſchloſſen iſt. An dieſen Thoren ſtehen Chokeydars, die dem Rajah von Kotah zugehören. Dies iſt mehrere Meilen entlang der Bergreihe, die ſich von O. nach W. erſtreckt, und die Provinz Malava vom Diſtrikte Haroutee, oder die Gegend des Stamms Hara trennt, der einzige Paß. Das Waſſer holt man hier aus einem weiten Bowley oder mit Steinen einge-

faßten Brunnen. Nach den Einwohnern ſoll es von ſchädlicher Beſchaffenheit ſeyn, und denen, die es zum erſtenmal trinken, Fieber verurſachen. Chundkairee, wo zu dieſer Zeit ein großer Pferde= und Viehmarkt gehalten wird, liegt 7 Koß (2,625 geogr. M.) von hier öſtlich.

März 23. — Nach N. 36½ W., 17 E. (3,69 g.) M. bis Puchpahär. Der Paß durch die Berge war eng und ſteinig. Nachher war der Weg gut. Bei Puchpahär kamen wir über ein Lager von Schiefer, deſſen Strata gegen den Horizont geneigt waren. Die Gegend war nur wenig angebaut. Längs dem Wege wuchs viel Gras.

März 24. — Nach N. 18¼ W., 8,64 E. (1,87 g.) Meil. bis Anandpoor, einem kleinen Dorfe, bei dem ein großer Teich mit einer ſteinernen Einfaſſung und Häuſern auf denſelben ſich befindet. Der Weg war gut, und führte durch ein Dickicht von Plaß (*Butea frondoſa. Roxb.* Ind. pl. Vol. I. No. 21.) und anderem Strauchwerk. Röthlicher Boden. Weniger Anbau. Dicht bei Anandpoor geht der Weg über ein Schieferlager.

März 25. — N. 8¼ O., 5,17 E. (1,12 geogr.) Meilen. Wir lagerten uns bei der Stadt Kotah zwiſchen Gärten. Der Weg war im Allgemeinen gut. An einigen Orten waren Schieferlager. Die Stadt iſt beträchtlich groß, hat eine unregelmäßige, lange Form und

iſt mit einer ſteinernen Mauer und runden Thürmen eingefaßt. Außer mehreren ſchönen öffentlichen Gebäuden ſind hier verſchiedene gute Häuſer von Stein. Der Pallaſt des Rajah iſt von ſchöner Bauart. Die Straſſen ſind gepflaſtert. Weſtlich fließt der Chaurbul und nordöſtlich befindet ſich ein ſtiller, kryſtallheller See, der auf 2 Seiten mit Mauern eingefaßt iſt. Mitten in demſelben ſteht ein Gebäude zu religiöſen Zwecken beſtimmt, welches Jug = mundul heißt. Dicht an der nordöſtlichen Ecke der Stadt, und von dem See bloß durch die Breite der Straße getrennt, liegt das Chetree, oder das Mauſoleum eines der Rajah's. Dies iſt ein ſchönes Gebäude, deſſen Grundfläche einige Fuß tiefer, als der Boden umher, liegt, und mit Steinen gepflaſtert iſt. Vor dem Gebäude ſtehen mehrere ſteinerne Statuen von Pferden und Elephanten.

Südlich etwa 3 Furlongs (0,08 geogr. M.) von der Stadtmauer liegt ein der Feier von Ram's Siege bei Lanka über den Dufferah am 10ten des Koonar Sukul = pucſh gewidmeter Platz. Es iſt eine viereckige Erdterraſſe, etwa zwei Fuß höher, als der umliegende Boden, und in einer kleinen Entfernung davon ſüdlich iſt ein Erdwall mit einigen runden Baſteien. Hinter demſelben befindet ſich die gigantiſche Statue des Dämons Rawoon von Erde in ruhender Stellung. An oben erwähntem Tage verſammeln ſich die vornehmſten Einwohner auf dieſer Terraſſe, und es werden einige Kanonen hinaufgebracht, aus denen man ſo lange gegen den Erdwall ſchießt, bis er nieder iſt,

und Rawoons Bildniß offen da ſteht oder zerſtört iſt.

Die Einkünfte von Kotah betragen 30 Lak Rupien, von denen ein Tribut von 2 Lak jährlich an Sindiah, und eben ſo viel an Holkar, doch nicht regelmäßig bezahlt wird. Der jetzige Rajah heißt Ummeid Sing. Sein unmittelbarer Vorfahr war ſein Onkel, der vor 20 bis 25 Jahren von ſeinem Dewan, einem Rajpoot aus dem Stamme Jhála, Namens Zalim Sing, ermordet ward. Dieſer bemächtigte ſich der Regierung und hat ſie noch. Dem gegenwärtigen Rajah hat er bloß den Namen und den äußern Glanz gelaſſen. Des Rajahs Familie gehört zum Stamme Hára.

Wir blieben hier zwei Tage, die mit Empfangung und Abſtattung von Beſuchen hingiengen. Den 28ſten marſchirten wir in der Richtung N. 21½ O., 6,29 Engl. (1,365 geogr.) Meilen bis Gowmuch. Der Weg war gut, aber der Furt durch den Chumbul bei Gowmuch ſteinig, uneben und ſchlüpfrig. Dies iſt ein kleines Dorf, was zu Patan gehört, das von hier 1 Koß (0,375 geogr. Meilen) entfernt iſt. Patan hat mehrere beträchtliche, von den Rajahs von Bondre erbaute, Gebäude, z. B. einen Pallaſt und einen Tempel des Veeshnoo. Es iſt der Hauptort eines Pergunnah von 42 Dörfern, das halb Sindiah und halb Holkar gehört.

März 29. — Nach N. 43 W., 9,6 Engl. (2,08 g.)

Meilen bis Teekeree, einem Dorfe, das Sindiah gehört und von Patan abhängt. Der Weg war gut; der Boden graulicht. Neben dem Wege viel Geſtrüppe.

März 30. — Nach N. 56½ W., 11,2 E. (2,43 g.) Meilen bis Bondee. Der Weg im Allgemeinen gut. Aber auf beiden Seiten ſehr unebener Boden. An manchen Flecken ſteinicht. Weniger Anbau; viel Geſträuch.

Der Flecken Bondee liegt am ſüdlichen Abhange einer langen Bergreihe, die faſt von O. n. W. ſtreicht. Der Pallaſt des Rajah, ein groſſes und maſſives ſteinernes Gebäude, liegt etwa in der Hälfte bergauf, und eine Art ſteinerner Befeſtigung geht bis an die Spitze des Berges. Der Paß durch die Berge iſt öſtlich von der Stadt, und an jedem Ende mit einem Thore verſchloſſen. Der Rajah, der Biſhun Sing heißt, iſt vom Stamme Hára und 19 oder 20 Jahre alt. Der Rajah von Bondee gehört zu dem ältern Zweige der Familie, und war ſonſt der mächtigere. Durch die Eroberungen der Mahratten und die Eingriffe der Familie von Kotah ſind aber ſeine Einkünfte bis auf 6 Laks geſunken, von denen er noch den vierten Theil den Mahratten, nämlich an Sindiah und Holkar zu gleichen Theilen abgeben muß.

März 31. — Nach N., 10,28 Engl. (2,23 geogr.) Meilen bis Dubláná, einem ſchönen groſſen Dorfe im Diſtrikte von Bondee. Der Weg war im Allgemei-

nen gut; der Boden grau und leicht; sehr ſtaubig; wenig angebaut. Viel Geſträppe, das vorzüglich aus Palása (*Butea frondoſa*), Bobool (*Mimoſa nilotica*), Careel oder Teantee (Art der *Capparis*), und Jand (*Adenanthera aculeata* des Dr. Roxburgh, der die Pflanze im 4ten Bande der *Aſiatic Reſearches* unter dem Namen *Proſopis aculeata* beſchrieben hat), beſtand.

April 1. — Nach N. 69. O. bis Doogaree, einem ſchönen großen Dorfe, zu Bondee gehörig. Es iſt nahe mit Bergen umgeben, und hat gegen Weſten einen großen See. Am Ufer ſteht, wo er an das Dorf ſtößt, ein altes Haus des Rajah, auf einem ziemlich hohen Hügel, und an der Spitze eines Vorgebirges, das in den See ausläuft, befindet ſich ein Tempel des Mahadeo. Ein großer Theil des Wegs gieng heute über Schiefer, deſſen Strata faſt vertikal waren. Viele kleine Stücken Quarz waren über den Boden zerſtreut.

Im See wächſt eine Art *Menyanthes*, hier Poorein oder Teeptee genannt, deren Blätter auf dem Waſſer ſchwimmen. Die Hügel rund um den See beſtehen aus Schiefer mit eben ſolchen ſenkrechten Lagern, als wir unterwegs antrafen. Quer durch das Vorgebirge, das in den See läuft, geht eine Quarzader. Auf dieſen Hügeln fand ich die Hees (*Capparis ſepiaria*), die Hinguta (eine neue Gattung der Decandria Monogynia, die Dr. Roxburgh unter dem Hindoſtaniſchen Namen Garu beſchrieben hat) und den *Evolvu-*

lus, den ich, wie oben bemerkt, ſo häufig auf den Hö-hen bei Dholpore, Gualior und Ditteah fand.

April 2. — Nach N. $62\frac{1}{4}$ O., 12,42 E. (2,6 g.) Meilen bis Bahmen-gaung, einem Dorfe, das mit einem Lehmwalle und Baſtionen umgeben iſt. Es gehört der Aheliah Bai. Der Weg gieng über eben ſolche vertikale Schieferlagen, wie geſtern, mit eben ſo kleinen, auf der Oberfläche zerſtreuten, Quarzſtücken. Der Anbau war gering. Längs des Wegs viel Buſchwerk, vorzüglich von der *Butea frondoſa.*

April 3. — Nach N. 25. O., 10,8 E. (2,34 geogr.) Meilen bis Doniára. Der Weg war ſehr gut. Weniger Anbau und auch wenig Gebüſch. Eine trockene Ebene mit grauem und ſehr ſtaubigem Boden.

* Dies iſt ein großer Ort, mit einer Mauer, theils von Lehm, theils von Steinen umgeben. Innerhalb der ſteinernen Mauer ſteht das ſchöne Haus des Rajah. Um beide Mauern geht ein Graben. Der Raw oder Rajah iſt vom Stamme Nirooka und ein Lehnsmann des Rajah von Jynagur. Der jetzige heißt Bheem Sing, und iſt nur 12 bis 14 Jahre alt. Nach Jynagur werden von hier dem Sircar 35,000 Rupien, und den Regierungsbeamten 5000 bezahlt.

Da wir uns jetzt auf dem von Jayanagar oder Ambhér abhängenden Gebiete befinden, ſo kann man wohl einige Nachricht von der Familie erwarten, die dieſe Gegend ſeit langen Zeiten beherrſchte. Folgende

Angaben rühren von Xaver de Sylva, dem vertrauten Diener des jetzigen Rajah, her.

Der Rasbuttiſche Stamm, zu dem dieſe Familie gehört, heißt Chuchwáha, und iſt einer der Suryavans oder Kinder der Sonne, da er von Rama, dem berühmten Rájah von Ayodhya, herſtammt.

Rama hatte zwei Söhne. Der eine hieß Loh; der andere Cúſh. Loh's Nachkommen heißen Bud-Gújer, und die des Cúſh, Cuchwáha. Die Jayanagarſchen Chronologen zählen von Cúſh bis auf Prit,hi-Raj 210 Rajahs. Dieſer folgte dem Ruſnut von Ambhér in Sumbut 1559 (im J. Chr. 1502) und ſtarb in Sumbut 1584 nach einer Regierung von 24 Jahren, 8 Monaten und 20 Tagen.

Prit,hi-Raj hatte 18 Söhne.

1. B,háramul folgte ihm.
2. Bhim, Raj von Nirwir.
3. Sánçaji baute Sanganér
4. Raimul
5. Bhim-Pal
6. Muctaji

(3.–6.) } hinterließen keine Nachkommen.

Den übrigen 12 Söhnen gab Prit,hi-Raj, der ihre Streitigkeiten nach ſeinem Tode fürchtete, noch bei ſeinem Leben, Landſtriche, die ſich auf ihre Nachkommen vererbten, und die zwölf Kammern (Cut,hri) des Hauſes Cuchwáha heißen.

Die Namen dieſer Söhne, der von ihnen ſtammenden Familien, ihrer Diſtrikte, und ihrer gegenwärtigen

Oberhäupter finden ſich zugleich mit der Anzahl der Truppen, die ſie ſtellen können, in folgender Tabelle:

	Prit,hi=Raj's Söhne	Davon ſtammende Familien	Diſtrikte oder Cut,hri's	Truppenzahl	Jetzige Oberhäupter
7	Sgpal deſſen Söhn Rat,ha	Rat,hawat	Samut	10000	Rawul Inder=Sing
8	Purinmul	Purinmulout	ſonſt Bhuſawah jetzt Bunhera	2000	T,hakur Beiri Sal
9	Jugmal deſſen Sohn Cungar	Cungarout	ſonſt Samiwar jetzt Bujpoor	7000	T,hakurs Dile=Sing und Pahar=Sing
10	Bijabun	Bijalout	ſonſt Ribalah jetzt Sambhera	2000	T,haktur Japan=Sing
11	Sultan	Sultanout	Canuta	5000	T,hakurs Surej=Mul und Kutin=Sing
12	Chaterboj	Chaterbojout	ſonſt Buniar jetzt Bicru	8000	T,hakur Bhag=Sing
13	Bhulbudder	Bhulbuddrout	Ajroul	2000	T,hakur Cuſul=Sing

	Prit,hi-Raj's Söhne	Davon ſtammende Familien	Diſtrikte oder Cu-t,hri's	Truppenzahl	Jetzige Oberhäupter
14	Calian	Calianout	Caluwar	5000 41000	T,hakur Runjit-Sing von Chaab
15	Rupſi-Beyragee	Seine Nachkommen wurden in der Zillah von Ajmer bei Rupnagar etablirt, und von ihnen ſtammte Futteh-Sing und andere in Rinwir her. Die Diſtrikte der andern 3 waren Babila, Sabun, Cut,hra.			Von dieſen 4 Söhnen ſind keine Nachkommen mehr da.
16	Shamin-Das				
17	Purtab-Sing				
18	Ram-Sing				

Um die Zahl der Kammern voll zu erhalten, ſind vier andere Stämme in die Zahl der vier letztern aufgenommen worden. Nämlich:

Familien	Diſtrikte	Truppenzahl	Jetzige Häupter
		41000	
Gopawat	Mahar	2000	Rawul Buhktawur-Sing
Bulbeerputa	Mango	2000	T,hakur Gulab-Sing
Gubarampuſta	Beiber	7000	Rawut Hury-Sing
Cumbhani	Banſkahua	5000	T,hakur Padam-Sing
		57000	

Aber die Zahl aller, von den Rajahs von Ambher entſproſſenen Familien beläuft ſich auf 53, von welchen außer den ſchon aufgezählten folgende noch die vorzüglichſten ſind:

Rajawut, aus welcher Familie der jetzige Rajah iſt, ſtammt vom Rajah Man-Sing, und hieß anfänglich Manſingawut	15000	
Sekhawut	30000	Der T,hakur von Sinjbua und andere geringere.
Riruca	20000	Row Rajah Bukhtawar-Sing von Macheri und der Rajah von Uniara.
Hamirdeka Madhani u. a.	25000	
	147000	

Die Rajahs von Ambher folgten ſeit Prit,hi-Raj, wie hier verzeichnet iſt, auf einander:

Prit,hi-Raj im J. Chr. 1502.
Bharamul
Bhugwunt-Das
Man-Sing
5. Jugut-Sing
Maha-Sing
Jey-Sing I.
Ram-Sing
Kiſhen-Sing
10. Biſhen-Sing
Jey-Sing II. mit dem Beinamen Seway. Ward 1750 am 10ten des Phalgun Kriſten Puceſh in Sumbul Muſnud und ſtarb daſelbſt 1800.
Iſhri-Sing
Madu-Sing
Prit,hi-Sing
15. Purtab-Sing

Von Prit,hi-Raj ſind 295 Jahre und 15 Regierungen, daß alſo $19\frac{2}{3}$ Jahre auf jede kommen. Nimmt man dieſelbe Regierungsdauer für die Regenten von Prit,hi-Raj bis Cuſh, dem Sohne Rama's an, ſo muß Cuſh 2628 Jahre vor Chriſti Geburt regiert haben.

Am folgenden Tage ſchickten wir unſere Zelte vorwärts, die aber bei einem Fort, Rampoora, etwa 6

E. (1,3 geogr.) M. von Donlara angehalten wurden. Dies gehörte ſonſt dem Rajah von Jynagur, und war von ihm dem Prieſter vom Mobunt Jograj überlaſſen worden. Aber bei dem 1791 mit Tuckojee Holkar geſchloſſenen Vergleiche ward der Ort mit einem Bezirke, der 60,000 Rupien einbringt, dem letztern überlaſſen, der ihn jetzt noch beſaß, und einem Sekh, Namens Kirpal-Sing, das Kommando daſelbſt übergeben hatte. Da dieſer Mann hörte, daß wir uns in das Lager von Sindiah's General Gopal Bow, mit dem Holkar damals in offenem Kriege war, begeben wollten, hielt er unſere Zelte an, und gab ſie trotz aller Vorſtellungen nicht her, bis ein Brief an Holkar, der nicht weit davon lagerte, geſchickt ward. Dieſer war über Kirpal-Sing's Benehmen ſehr mißvergnügt, und ſchickte einen Jaſoos oder Staatsboten, um unſer Lager zu begleiten, und allen ſeinen Aumils ſtrenge Befehle zu geben, uns keine Beſchwerde zu verurſachen.

Als die Hinderniſſe unſerer Reiſe auf dieſe Art beſeitigt waren, marſchirten wir den 8ten April in der Richtung von N. 47 O., 13,75 E. (2,98 geogr.) M. bis Burwarah, das einem Thakur, Namens Bickermajeet, von der Familie Rajawut, dem Rajah von Jynagur verwandt und zinspflichtig, gehört. Dies iſt ein Fort von Lehm mit runden Baſtionen und einem Graben.

April 9. — Nach N. 39½ O., 9,3 E. (2 geogr.) M. bis Bhangwunt-gurh, einem Dorfe am Fuße eines

Hügels, mit einem kleinen Fort oder Wachtthurm auf deſſen Spitze. Ein Rasbutiſcher Thakur, Namens Abhey Sing, beſitzt es, und es hängt vom Diſtrikte von Rintimbour, oder der neuen Stadt Madhopoor ab, die 5 bis 6 Koß (1,9 bis 2,2 geogr. Meilen) davon oſtwärts liegt. Der Weg war ſteinig. An einigen Stellen fanden wir eben die ſenkrechten und ſchrägen Schieferlager, wie an den vorherigen Tagen. Neben der Straße war nur wenig Feldbau, aber viel niedriges Geſträuch. Hier traf ich in beträchtlicher Menge die *Mimoſa cinerea* mit ihren nelkenfarbenen und gelben Blüten geziert an. Es iſt dieſelbe Art, die Bruce in Abyſſinien unter dem Namen Ergett y' Dimmo oder blutige Ergett fand, weshalb er vorſchlägt, ſie *Mimoſa ſanguinea* zu nennen. Das Holz ſoll ſehr feſt und dauerhaft ſeyn.

April 10. — Nach N. 32¼ O., 10,94 Engl. (2,37 geogr.) Meilen bis Khernee, einem ziemlich großen Dorfe mit einer ſteinernen Mauer, an Soorezmul vom Stamme Rajáwut gehörig, deſſen Hauptreſidenz zu Sowâr, 9 Koß (3,37 geogr. Meilen) in Südweſten von dieſem Orte iſt. Der Weg war im Ganzen, mit Ausnahme einer ſehr tief ſandigen Strecke, im Bette des Benás, die etwa ½ Engl. Meile dauerte, gut. Kein Feldbau, außer auf einigen Feldern, nahe am Dorfe.

April 11. — Nach N. 40½ O., 6,84 Engl. (1,48 geogr.) Meil. bis Malárna, einem Fort von Lehm mit doppeltem Walle, runden Baſteien und einem Gra-

ben. Es gehört dem Thakur Beireiſal von Jebelaia, welches an 15 Koß (5,62 geogr. Meilen) von hier liegen ſoll. Jynagur wird von hier 28 bis 30 Koß (10,5 bis 11,2 geogr. Meilen), Rintinbour 8 Koß (3 geogr. Meilen), und die neue Stadt 3 Koß (1,12 geogr. Meilen) weiter gerechnet. Der Weg war gut; anfänglich Sand, dann ſchwärzlicher Boden; jetzt ſtaubig.

April 12. — Nach N. 60 O., 18,39 E. (4 geogr.) Meil. bis Amerghur, einem Dörfchen mit den Trümmern eines zerſtörten Forts. Es gehörte zu dem Jagheer des ſeitdem verſtorbenen Dowlet Ram, des Miniſters von Jynagur. Der Weg war ſandig, gegen das Ende ſehr uneben.

Für künftige Reiſende muß ich hier bemerken, daß wir durch Unwiſſenheit unſerer Führer auf Amergurh kamen, welches außer der geraden Straße auf Khooſh-hâl-gurh liegt. Hätten wir bei Batudoh, Meenapâra oder Murtchipoor gehalten, welche Dörfer alle ſo groß als Amergurh waren, und eben ſo gut unſern Bedürfniſſen abhelfen zu können ſchienen, ſo hätten wir den übeln Weg vermieden, wären näher gekommen, und hätten die Tagereiſen gleichförmiger eingetheilt.

April 13. — Nach N. 71 O., 6 Engl. (1,3 geogr.) Meilen bis Kooſh-hal-gurh, ein Fort von Lehm mit doppelter Mauer, runden Baſteien und einem Gra-

ben. Es gehörte Dowlet Ram, deſſen Sohn Hir-Narrain damals hier wohnte. Dowlet Ram's älterer Bruder, Kooſh-Halee-Ram hatte es gebaut. Der Weg war ſandig.

April 14. — Nach N. 34 O., 11 E. (2,39 geogr.) Meilen bis Peelaudoh, einem großen Dorfe, das 1000 Häuſer enthalten ſoll, und dem Jograi Mahúnt gehört. Ein Cheelah von den Seinigen lebte hier auf Koſten des Orts. Der Weg war eben; erſt ſandig; dann derber Thon. Das Korn war alles eingebracht.

Jynagur wird von hier 30 Koß (11,2 geogr. Meilen) weſtwärts, Carouly 8 Koß (3 geogr. Meilen), gegen O. S. O., Kooſh-hâl-gurh 5 Koß (1,87 geogr. Meilen) und Hindoun 7 Koß (2,62 geogr. M.) gerechnet.

April 15. — Nach N. 61 O., 17,12 E. (3,71 g.) Meil. bis Hindóun, einer ſonſt beträchtlichen Stadt, die auch noch jetzt große Gebäude enthält, aber jetzt nur wegen der Plünderungen der Mahratten ſehr ſchwach bevölkert iſt. Es gehörte Dowlet Ram, und der Sohn ſeines mütterlichen Oheims wohnte hier. Der Weg war im Allgemeinen gut. Auf der Hälfte deſſelben kamen wir durch ein trockenes Flußbette, welches tief voll Sand war. Auf der erſten Hälfte des Wegs vorzüglich viel Waldung. Wenig Feldbau.

April 16. — Nach N. 49 O., 9,4 E. (1,04 g.)

Meilen bis Surout, einem großen, mit einem Lehm-walle umgebenen, Dorfe. In demſelben liegt ein vier-eckiges Fort von Lehm mit doppelter Mauer und Gra-ben. Gehört dem Bijey Sing oder Bijey Raut vom Stamme Suttánout. Guter Weg. Viel Ge-ſträuch. Wenig Feldbau. Sandiger Boden.

April 17. — Nach N. 49 O., 11,42 E. (2,48 g.) Meilen bis Biána, welches ſonſt eine große Stadt war, die Agra unter ihren Bezirk rechnete. Auch jetzt noch iſt der Ort beträchtlich, und hat mehrere ſtei-nerne Häuſer. Ehemals bewohnte ihn ein mächtiger Rajah, Namens Bijey-pal vom Stamme Jadoun, von welchem die jetzige Familie zu Carouly ihre Abkunft hat. Aber ſeine Hauptſtadt und Feſtung lag auf dem Gipfel des benachbarten Berges, und der jet-zige Ort dieſes Namens war nur die Vorſtadt. Der ganze Rücken des Berges iſt mit Trümmern großer Gebäude bedeckt, unter denen die eines Forts die merk-würdigſten ſind. Sie heißen Bijey-munder, und in ihnen befindet ſich ein hoher, ſteinerner Pfeiler, der Bheem-lat, oder das Tealee, oder Oelhändlers Lat, oder Stock heißt. Dieſen Pfeiler ſieht man ſehr weit. Ort und Diſtrikt gehören jetzt dem Rajah von Birtpoor, Ramjeet-Sing. Er iſt der Sohn des berühmten Soorej-mul, ehemaligen Oberhaupts des mächtigen Volks der Jâts, (Dſchaten). Da er bei Sindiah's Einfall in Hindoſtan ihm mehrere weſentliche Dienſte geleiſtet hat, ſo iſt er gütiger, als die meiſten übrigen eingebornen Fürſten, von ihm be-

handelt worden, und seine Beſitzungen ſind noch beträchtlich. Sie enthalten drei große Forts, nämlich Deeg, Bhirtpoor und Combhére.

April 18. — Nach N. 68½ O., 9,62 E. (3,3 g.) Meilen bis Rudáwul, einem Dorfe, das demſelben Rajah gehört. Der Weg war gut, und die Gegend wohl angebaut.

April 19. — Nach N. 62 O., 9,56 Engl. (2,07 geogr.) Meilen bis Kánya, einem Dorfe, das auch nach Bhirtpoor gehört. Guter Weg. Angebaute Gegend.

April 20. — Nach N. 66½ O., 9,59 Engl. (2,08 geogr.) Meil. bis Futtehpoor-Sieri. Guter Weg. Gut angebaute Gegend. Eine Reihe felſiger Hügel, eine lange Strecke dem Wege entlang zur Linken. Bei der Annäherung nach Futtehpoor mehrere Trümmer von Grabmälern links.

Futtehpoor hat eine hohe ſteinerne Mauer von großem Umfange, die Kaiſer Akber gebaut hat. Der Raum innerhalb ſcheint nie durchaus bewohnt geweſen zu ſeyn. Der jetzt bewohnte Theil macht nur ein beträchtliches Dorf aus. Eine beträchtlich hohe Reihe von Hügeln theilt den innern Raum. Sie geht von S. W. z. W. gegen N. O. z. O., und erſtreckt ſich außerhalb der Mauer noch an 5 Engl. (1,08 geogr.) Meilen auf jeder Seite. Die Hügel beſtehen aus einem graulichten

Steine, und haben die Materialien zum Baue der Stadtmauer geliefert.

Faſt im Mittelpunkte der Umwallung ſteht auf dem höchſten Gipfel der Felſen das Grab des Schah Selim Chieſtee, deſſen Andacht Akber's Kaiſerin, die mehrere Jahre unfruchtbar geweſen war, zur Mutter machte. Sie gebar einen Sohn, der dem Heiligen zu Ehren Selim genannt ward, und der den Namen Jehangeer annahm, als er den Thron von Hindoſtan beſtieg. Wenn man ſich dieſem Mauſoleum nähert, ſo wird das Gemüth des Anſchauers unwiderſtehlich von einem Gefühle des Erhabenen ergriffen. Die Pforte zu der rechtwinklichten Einſchließung von majeſtätiſcher Höhe iſt ein gothiſcher Bogen in edlem Style, und ſteht auf dem Gipfel des Hügels nach Süden. Man ſteigt auf einer Reihe Stufen hinauf, von denen die oberſte der Breite des Mauſoleums gleich iſt, und jede folgende abwärts wird immer um die Breite einer Stufe länger. Daher bildet das Ganze eine halbe Pyramide, deren Größe und Einfachheit mit der rauhen Oberfläche des benachbarten Felſen verglichen, die Erhabenheit der Anſicht vergrößert. Vom Gipfel dieſer Pforte hat man einen weiten und unendlich mannichfaltigen Proſpekt in die umliegende Gegend. Das 23 Engl. (5 geogr.) Meilen weite Mauſoleum zu Agra kann man deutlich ſehen. Durch dieſes Thor geht man in einen viereckigen Hof von 440 Fuß innerhalb der Mauern. Rund umher bildet alles ein großes Verandah, mit Reihen von Zellen zur Wohnung für Derwiſche. In der Mitte ſteht ein

viereckiges Gebäude von weißem Marmor, deſſen Seiten ſchön gegittert ſind. Eine Seite davon hält innerhalb 46 Fuß. Das Verandah iſt ohngefähr auf jeder Seite 15 Fuß breit, und in der Mitte ſteht ein kleines Behältniß, welches das Grab enthält. Dies iſt ein ſchöner Sarkophag, mit einer Umgebung von gegittertem Marmor, der mit Perlmutter eingelegt iſt. Die Feinheit der Arbeit macht dieſes Stück ungemein ſchön.

Gerade weſtlich von dem Mauſoleum liegt auf derſelben Anhöhe ein alter Pallaſt Akber's. Er iſt ein rohes Gebäude von rothen Steinen und von ſo unregelmäßiger Geſtalt, daß man ihn nicht leicht beſchreiben kann. Auf einem viereckigen Hofe iſt das Pflaſter mit Vierecken ausgelegt, wie das Tuch der Indianer, das ſie zum Pacheeß-Spiele brauchen. Akber ſoll hier das Spiel ſtatt der Steine mit wirklichen Perſonen geſpielt haben. An einer Seite des Hofes iſt ein kleines viereckiges Zimmer, in deſſen Mitte ein Pfeiler ſteht, der einen kreisförmigen Sitz von Stein in der Höhe eines Stockwerks trägt. Man kommt auf ſchmalen, in den Stein wie Mulden ausgehölten, Wegen hinauf, die ſich von den vier Seiten des Zimmers bis zu derſelben erſtrecken. Hier ſaß der Kaiſer und dirigirte die Leute, welche die Figuren des obenerwähnten Spiels vorſtellten. Nahe dabei auf der untenliegenden Ebene ſteht ein kleiner zirkelförmiger Thurm, dicht auf allen Seiten und vom Gipfel bis auf die Erde mit Elephantenzähnen geſpickt. Er endigt ſich oben mit einer Kuppel, unter

der der König die Kämpfe der Elephanten mit angeſehen haben ſoll.

Da wir nun nur noch einen ſtarken Marsch bis zum Schluſſe unſerer Reiſe hatten, ſo brachen wir bald nach Mitternacht auf, machten nach N. 77. O. 22,42 Engl. (4,86 geogr.) Meilen, und langten den folgenden Morgen am 21ſten April bei dem Mauſoleum von Mumtaza Zemans zu Agra an, nachdem wir gerade 14 Monate abweſend geweſen waren.

VIII.

Ueber die Religion und Gebräuche der Einwohner von Ceylon.

Vom Herrn Joinville.

Alterthum der Religion Boudhous.

Es iſt zwar bekannt, daß die Religion der Einwohner von Ceylon in der Verehrung des Boudhou beſteht, aber Niemand hat noch zur Zeit die mit dieſer Religion verbundenen Formen und Vorſchriften beſtimmt angeben können. *) Ich will daher dasjenige, was ich hierüber

*) Man vergleiche hiermit Mahony's Aufſatz über Singhala und die Singhaleſen, welcher oben S. 294 u. ff. mitgetheilt worden iſt. D. H.

Foe und Boudhon eine und dieſelbe Perſon wären).
Eben ſo gewiß iſt es, daß auch das Religionsſyſtem des Brahma, in eben dieſen Ländern, und zwar während einer langen Reihe von Jahren, ſeine Verehrer hatte. Sonach ſind folglich die Data, worauf die Beantwortung obiger Frage beruht, nicht in der Geſchichte, ſondern in der innern Einrichtung dieſer beyden Religionen zu ſuchen. Die Brahminen behaupten, ein durch ſich ſelbſt entſtandenes Weſen habe einſt ein Ei auf einer über dem Waſſer ſchwimmenden Lotosblume zerbrochen, und aus dieſem Ei ſey die Welt entſtanden. Fragt man dieſelben, wo denn nun aber dieſes Ei hergekommen ſey, ſo ſind ſie gleich mit der Antwort fertig, das höchſte Weſen habe es gelegt. Man erſiehet hieraus, daß ſie für bekannt annehmen, die Welt ſey erſchaffen worden. Die Boudhiſten hingegen ſind der Meinung, daß nie eine Schöpfung Statt gehabt habe. Maha Brahma, alle Sakreia und Brahmes, glauben ſie, hätten von jeher exiſtirt; ſo auch die Welten, die Götter, das Menſchengeſchlecht, und überhaupt alle lebende Weſen ohne Ausnahme. Sie glauben daher nicht an das Mährchen vom Ei; und wenn ſie die Lotosblume in Ehren halten, ſo geſchieht ſolches aus Beweggründen, die von jenen der Brahminen ganz verſchieden ſind.

Letztere halten dafür, in der ganzen belebten Natur finde eine immerwährende Transmigration Statt. Kaum hat ſich die Seele, womit ſogar, ihrer Meinung nach alle Thiere begabt ſind, von dem einen Körper getrennt, als ſie ſogleich wieder in einen andern hineinfährt, und

ſo ſoll es bis ins Unendliche fortgehen. Die Boudhiſten aber glauben, die Seele habe von jeher exiſtirt, müſſe während eines unendlich langen Zeitraums, der nach Verhältniß ihrer guten oder ſchlechten Handlungen beſtimmt werde, aus einem Körper in den andern wandern, bis ſie endlich ganz aufhöre zu exiſtiren. Das Ende der Seele heißt auf Singhaleſiſch Nivani, und in der Sanſkritanſprache, wie man mich glaubwürdig verſichert hat, Nirgwani. Hierin beſteht die paſſive Glückſeligkeit, welche alle Boudhiſten dereinſt zu erlangen hoffen. Ein Verbrecher, der unlängſt zu Punto de Gale gehangen wurde, ſagte noch kurz vor ſeinem Tode, er ſtehe nun im Begriffe Nivani zu werden. Dies zeugte jedoch von Mangel an Unterricht in den Grundſätzen ſeiner Religion; denn zufolge derſelben konnte er nicht eher Nivani werden, bis er zuvörderſt ein Boudhou geweſen wär. Die Brahminen berechnen das Alter des Weltalls auf die tollſte Art, die ſich nur denken läßt; dieſe Berechnungen gründen ſich aber auf aſtronomiſche Zeitperioden, welche ſie ſehr ſcharfſinnig mit einander kombiniren. Da die Boudhiſten hingegen für bekannt annehmen, daß die Welt nicht erſchaffen worden ſey, ſo beziehen ſich ihre Berechnungen bloß auf eine unendliche Anzahl Metempſychoſen des Boudhou, von der Zeit an, wo er zuerſt auf den Einfall kam, ein Boudhou zu werden, bis zu jener, wo er Nivani wurde. Sie beſtimmen dieſen Zeitraum vermittelſt einer Eins, hinter welche ſie nicht weniger als drei und ſechzig Nullen ſetzen, und dieſe Rechnungsart iſt das Reſultat ſo verwickelter Kombina-

tionen, daß ſelbſt die klügſten Leute ſich nur mit vie-
ler Mühe darein finden können. In dieſen Berech-
nungen der Boudhiſten finden ſich hie und da Spu-
ren von jenen der Brahminen. Die Brahminen
und Boudhiſten geben einander in Anſehung des
Aberglaubens nicht das mindeſte nach, und behaupten
eine Menge höchſt abgeſchmackter Dinge; jedoch mit
dem Unterſchiede, daß in den Religionslehren der
erſtern ſehr gründliche aſtronomiſche Bemerkungen
vorkommen, wovon in jenen der letztern nicht die
mindeſte Spur anzutreffen iſt. Umſonſt habe ich
mir bis jetzt alle erdenkliche Mühe gegeben, irgend-
wo ein inſtruktives, in Singhaleſiſcher Sprache verfaß-
tes Buch aufzutreiben, das auf die Lehre von den
Himmelskörpern Bezug hätte. Was mir hierüber zu
Geſicht gekommen iſt, enthielt weiter nichts als unin-
tereſſante Spekulationen über den Einfluß der Ge-
ſtirne auf die Weltangelegenheiten. — Die Brahmi-
nen halten das Feuer in Ehren; die Boudhiſten aber
nicht. Jene ſchlachten überhaupt kein Thier; dieſe
hingegen beſchränken ihre Enthaltſamkeit von Fleiſch-
ſpeiſen bloß auf neun verſchiedene Thierarten, unter
welchen der Ochſe obenan ſteht.

Wenn ich nach vorgängiger Vergleichung dieſer
beiden Religionsſyſteme, meine aufrichtige Meinung
ſagen ſoll, ſo muß ich geſtehen, daß ich jenes der
Boudhiſten für das älteſte halte; und zwar aus fol-
genden Gründen. — Die Religion Boudhou's, wel-
che ſich in früheren Zeiten über ganz Indien verbrei-
tet hatte, enthielt zum Theil Lehrſätze, die im höch-

ſten Grad abgeſchmackt und mit der geſunden Vernunft ſchlechterdings nicht vereinbar ſind. Eine unerſchaffene Welt, und der Sterblichkeit unterworfene Seelen, ſind Begriffe, welche ſich nur ſo lange erhalten können, als ſich die Menſchen noch in ihrem rohen Naturzuſtande befinden, und die natürlicher Weiſe von ſelbſt wegfallen, ſobald die bürgerliche Geſellſchaft einen höheren Grad der Ausbildung erlangt. Um ſo weniger laſſen ſich dieſelben einer Religion entgegen ſtellen, die bereits in einem Lande die herrſchende iſt, und die Erſchaffung des Weltalls und die Unſterblichkeit der Seele zu ihren Fundamentalartikeln angenommen hat. Begriffe, die mit jeder Religion in offenbarem Widerſpruche ſtehen, können unmöglich gegen einen allgemein angenommenen und bereits hinlänglich befeſtigten Glauben Stich halten, wenigſtens denſelben nicht umſtoßen. Da nun der Boudhismus unter den Brahminen nie feſten Grund gewann, und dennoch in ihrem Lande ſeine Anhänger hat, ſo folgt, daß er unter dieſen beiden Religionsſyſtemen das älteſte iſt.

Wenn man die Bücher der Singhaleſen nachſchlägt, ſo nimmt man darin eine auffallende Aehnlichkeit zwiſchen ihrem aſtronomiſchen Syſtem und jenem der Brahminen wahr. So findet man z. B. daß ſie hinter die Zahl vierhundert und zwei und dreißig eine beliebige Anzahl Nullen ſetzen, gleich viel übrigens, wie viel deren ſeyn mögen. Dieſer unter den Indiern eingeführte Gebrauch, iſt das Reſultat gewiſſer Kombinationen, welche auf die Bewegung der Himmelskörper Bezug haben; ſolcher Kombinationen, die mit den Berech-

nungen, welche ſich auf Newton's Syſtem gründen, genau übereinſtimmen. Dieſe Zahl vierhundert und zwei und dreißig iſt aber bei den Boudhiſten heutzutage nicht mehr das Reſultat aſtronomiſcher Kombinationen, ſondern bloß arithmetiſcher, die ausdrücklich in der Abſicht vorgenommen werden, um jene herauszubringen. Die Boudhiſten haben von dieſer Zahl keine andere als bloß mechaniſche Kenntniſſe und fügen derſelben ſechzig Nullen bei, da hingegen die Brahminen nur drei oder vier hinzuſetzen. Hätten erſtere ſie von letzteren erhalten, ſo würden ſie ſolche entweder unverändert beibehalten, oder ſie in ihren myſtiſch-numeriſchen Details gänzlich verändert haben, ſo daß die Zahl vierhundert und zwei und dreißig entweder in ihrer urſprünglichen Reinigkeit geblieben, oder völlig verloren gegangen wäre. Wenn ſie nun aber ihre Wiſſenſchaft den Brahminen hinterließen, als ſie in den unglücklichen Kriegen, die ihnen die durch die Brahminen bewirkte Reformation allem Vermuthen nach zuzog, aus ihrem Vaterlande vertrieben wurden, und wenn ſie nebſt ihren übrigen Habſeligkeiten, zugleich auch ihre Bücher, Obſervatorien und aſtronomiſchen Tafeln einbüßten, ſo iſt leicht zu erachten, daß ihnen von ihren ehemaligen wiſſenſchaftlichen Kenntniſſen nur eine ſchwache Erinnerung übrig blieb; zumal da ſie lange in der Irre herumwandern mußten, ehe ſie ſich wieder mit einander vereinigen und eine Art von Staat, gleich viel übrigens ob in Siam, oder auf der Inſel Ceylon, bilden konnten. Liegt es daher nicht offenbar am Tage, daß die Boudhiſten die Wiſſenſchaft der

Aſtronomie früher beſaßen, als die Brahminen, und iſt es, da beide Religionsſyſteme und die Aſtronomie mit einander vereint wurden, nicht höchſt wahrſcheinlich, daß das Boudhiſtenſyſtem jenes an Alter übertreffe? — Es iſt erwieſen, daß Zoroaſter in ſogar frühen Zeiten gelebt hat; und man will behaupten, ſeine Anhänger hätten eine eigene Verſammlung gehalten, um ſeine Grundſätze zu prüfen, welches die Folge gehabt habe, daß ſie in ihrem Glauben an die Unſterblichkeit der Seele deſtomehr beſtärkt worden wären. Zoroaſter muß daher entweder die Feueranbetung, oder einen ähnlichen gottesdienſtlichen Gebrauch unter ihnen eingeführt haben, welcher noch jetzt bei den Parſen in Bombay oder Surate beobachtet wird. Die Brahminen beten zwar das Feuer nicht an, aber ſie halten es in Ehren, und haben beſtändig welches, ſowohl in ihren Häuſern als Tempeln brennen, das ſie nie ausgehen laſſen. Die Boudhiſten hingegen haben keine beſondere Achtung für das Feuer, weil zu der Zeit, wo ihre Religion geſtiftet wurde, an ſo was noch gar nicht gedacht war. Die Boudhiſten ſchlachten und eſſen Thiere, die Brahminen aber nicht. Sollte man vielleicht, um die Frage wegen der Priorität dieſer beiden Religionen zu begründen, den Satz behaupten, daß alle Religionsreformen darauf abzwecken, ſie zu vervollkommnen, ſo würde man vor allen Dingen ſich vergewiſſern müſſen, ob es beſſer ſey ein Repphun zu ſpeiſen, oder eine Kartoffel, welches, da es hierbei lediglich auf den Geſchmack ankömmt, eben nicht ſo leicht zu entſcheiden ſeyn dürfte. Es giebt aber einen Weg, der näher zum

Zweck führt, um hierin zu einiger Gewißheit zu gelangen. Alle Reformatoren suchen den einzelnen Bekennern der Religion, welche ſie zu reformiren wünſchen, eins anzuhängen. Wenn nun die Boudhiſten die Rolle der Reformatoren geſpielt hätten, ſo konnten ſie natürlicher Weiſe den Brahminen keinen Vorwurf darüber machen, daß ſie Reiß aßen, denn ſie aßen ja ſelbſt welchen; auch erſtreckte ſich dies noch weiter, als bloß auf das Reißeſſen, denn da ſie eben ſo gut Fleiſch als Reiß eſſen durften, ſo mußten ſie auch jedem andern freie Wahl laſſen, welches von beiden ihm zu ſpeiſen beliebte. Waren hingegen die Brahminen die Reformatoren, ſo hatten ſie allerdings gegründete Urſache die Boudhiſten zu tadeln, weil der Genuß des Fleiſches nach ihren eigenen Grundſätzen verboten war. Ich habe daher alle Urſache zu vermuthen, daß das Religionsſyſtem der Brahminen nicht ſo alt als jenes der Boudhiſten ſey, nud daß ſelbiges vom Menu reformirt wurde. Doch dieſe Streitfrage iſt in Bezug auf das, was ich noch weiter zu ſagen habe, von wenig oder gar keinem Belange.

Nach dem einſtimmigen Zeugniſſe aller ältern Singhaleſiſchen Schriftſteller, beſonders des Buches Nimi Giateke *) und des Boudhu Gunukarave, **) bedurfte Boudhou zu ſeiner Seelenwanderung vier

*) Eine Menſchwerdung Boudhous, unter dem Namen des Königs Nimi.

**) Geſchichte der Heldenthaten Boudhou's.

Aſankes und hunderttauſend Mahakalpes Jahre, von der Zeit an, wo er zuerſt den Entſchluß faßte, ein Boudhou zu werden, bis zu jener, wo er zum letztenmal auf die Welt kam, oder, wie andere dafür halten, Nivani wurde. Damit man ſich von dieſem ungeheuern Zeitraume einen Begriff machen kann, muß ich zuvörderſt erklären, was eigentlich unter den Ausdrücken Aſanke und Mahakalpe zu verſtehen iſt. Die Boudhiſten erklären die Mahakalpe auf zweierlei Art. Nach der erſtern ſoll man ſich einen kubiſchen Stein denken, der auf jeder Seite neun Ellen (cubits) hat. Bei dieſem Steine geht alle tauſend Jahre eine himmliſch ſchöne, in den feinſten Muſſelin gekleidete Göttin vorüber. So oft dies geſchieht, weht ein ſanfter Zephyr in ihr Gewand, ſo daß es den erwähnten Stein berührt, und ſich dadurch nach und nach bis auf die Größe eines Senfkorns vermindert. Die hiezu erforderliche Zeit wird Antakalpe genannt, und achtzig ſolche Antakalpes machen eine Mahakalpe aus. Die zweite Art, wie ſie dieſen Ausdruck erklären, beſteht darin, daß ſie vorgeben, die Erde nähme in einer Antakalpe ſieben Yoduns zu, doch betrage dieſer Zuwachs in tauſend Jahren nur ſo viel, wie die Dicke eines Fingers. Laßt uns nun ſehen, wie viel Finger einen Yodun ausmachen! Dies wird ſich aus folgender Berechnung ergeben:

12 Finger machen	=	1 Viet
2 Viets	= = =	1 Riene, od. 1 Elle (cubit)
7 Rienés	= = =	1 Saté

20 Jatés		1 Isbe
80 Isbes		1 Gaoué
4 Gaoués		1 Yodun —

Ungefähr vierzehn Engliſche Meilen. Ein Yodun beſteht folglich aus 1075200 Fingern — ſieben Yoduns aus 7526400 Fingern; multiplicirt man dies mit Tauſend, ſo bekömmt man die Anzahl von 7526400000 Fingern, welche zuſammen eine Antakalpe ausmachen; multiplicirt man dieſe wieder mit Achtzig, o kommen 602112000000 Jahre heraus, und dieſe machen eine Mahakalpe. Die erſte Berechnungsart giebt eine Summe von Zahlen, und Jahren, die ſich der menſchliche Verſtand nicht zu denken vermag; mithin bleibt hierüber nichts weiter zu ſagen übrig, als daß wir von der ganzen Sache nichts halten. Die zweite iſt doch wenigſtens verſtändlich, und ſteht mit einer Aſanke in einem kleinern Verhältniß, als eine zweite mit tauſend Jahrhunderten. Die Aſanke iſt eine Zahl, die ein gewiſſer alter Schriftſteller in drei Verſen erklärt hat, die aus folgenden Worten beſtehen, deren jedes eine numeriſche Bedeutung hat; nämlich Satan, Sahajan, Lakhan, oder Lakſe, oder Lak u. ſ. f.

Satan	bedeutet	100
Sahajan		1000
Lakhan		100000
Raouthan		1000000
Cathi		1000000000
Pakethi		1000000000000
Cothi Pakothi		1000000000000000

Kothi Pakothi Naouthan	18 Nullen
Nina Duthan	21 =
Hakoheni	24 =
Bindhou	27 =
Aboudhan	30 =
Nina Boudhan	33 =
Abahan	36 =
Abebhan	39 =
Athethan	42 =
Soghandi	45 =
Kowpellan	48 =
Komodan	51 =
Pomederikan	54 =
Padowonan	57 =
Mahakatta	60 =
Sanke, oder Aſanke	63 =

Eine Sanke oder Anaſanke wäre demnach eine Anzahl Jahre, die durch eine Eins bezeichnet wird, hinter welcher drei und ſechzig Nullen ſtehen. Ich vermuthe, daß in den vier erſten Zahlen ein Schreibfehler vorgegangen iſt, wiewohl mich alle die, bei welchen ich mich diesfalls erkundigte, vom Gegentheil verſicherten. Dies iſt nun freilich ſehr zu bedauern; denn, hätte ſich die Rechnung mit Eins angefangen, die zweite Zeile aus tauſend, die dritte aus hunderttauſend u. ſ. w. beſtanden, und hätte man die zweite zur erſten, die dritte zu den beiden vorhergehenden, die vierte zur dritten, und ſo weiter, addiren können, ſo würde das Produkt aus einer hübſchen magiſchen Quadratzahl von eben der Art

beſtanden haben, womit ſich die Gelehrten in Siam ſo viel wiſſen, und die ſelbſt die Aufmerkſamkeit des berühmten Caſſini in einem ſo hohen Grade erregte, daß er es der Mühe nicht unwerth achtete, ſeine Zeit auf deren Berechnung zu verwenden. Merkwürdig iſt es, daß die Aſanke durch vier und ſechzig Zahlen ausgedrückt wird. Denn, dividiret man damit in die Zahl einer Mahakalpe, nämlich 60211200000, ſo bekömmt man zum Quotienten 940800000, und dieſer kann hinwiederum durch 64, durch 4, durch 80, und durch 32 getheilt werden, und dies ſind ſammt und ſonders ſehr merkwürdige Zahlen, wovon die Boudhiſten bei ihren geheimnißvollen Berechnungen Gebrauch machen. Multiplicirt man nun 80, als die Zahl der Antakalpes, mit der Boudhiſtenzahl 5, ſo bekömmt man 400; und multiplicirt man 64, als die Zahl einer Aſanke, mit dieſer nämlichen 5, ſo giebt dies 320; dieſe zwei Summen mit einander addirt, geben den Quotienten 43200, nachdem ſie zuvor mit 600 multiplicirt worden ſind, und bezeichnen eine ſowohl bei den Chaldäern, als Indiern ſehr berühmte Zeitperiode; denn die Zahl 432000 entſpricht dem Kali der Brahminen. Freilich darf man es nicht bloß bei dem Dividiren und Multipliciren dieſer Zahlen bewenden laſſen, ſondern man muß zugleich auch beweiſen, daß ſelbige nach den Religionslehren dieſer Menſchen ihre eigene Bedeutung haben. Unter der Zahl 5 verſtehen ſie die fünf Boudhous, von welchen der eine erſt noch erwartet wird. Die 4 bedeutet die vier Boudhous, welche bereits erſchienen ſind; zugleich auch die vier Aſankes, in welchen die Seelen-

wanderungen Gautemé's, des vierten Boudhou, ſtatt hatten. Achtzig bezeichnet die Anzahl Jahre, die dieſer nämliche Boudhou verlebte, als er ſich zum leztenmal in der Welt befand; denn nach Angabe der glaubwürdigſten Schriften, war er

Kumareïa (Fürſt) in einem Zeitraume von	16	Jahren
König	13	=
Pilgrim	6	=
Boudhu	45	=
In Allem	80	Jahre.

Zwei und dreißig bedeutet die Eigenſchaften des Boudhou, ſowohl die ausgezeichneten, als auch die mittelmäßigen. Addirt man dieſe Zahl mit ſich ſelbſt, ſo bekömmt man 64, als die Anzahl Jahre, woraus eine Aſanke beſteht. — Um nicht allzu weitſchweifig zu ſeyn, bemerken wir nur noch, daß vier Aſankes, hunderttauſend Mahakalpes, und zwei und dreißig ausgezeichnete Eigenſchaften des Boudhou, in myſtiſcher, wenn gleich nicht arithmetiſcher Hinſicht, das Kali der Brahminen ausmachen, welches aus 432000 Jahren beſteht. In der Folge werden wir Gelegenheit nehmen, zu zeigen, in wiefern dieſe Berechnungen der Boudhiſten mit jenen der Brahminen übereinſtimmen. Die Boudhiſten auf der Inſel Ceylon ſtammen von jenen Boudhiſten ab, die zur Zeit der durch die Brahminen bewirkten Revolution aus ihrem Vaterlande vertrieben worden ſind, und ſich nachher in Aſien auf dem feſten Lande niedergelaſſen haben. Da bei dieſer Gelegenheit

ihre aſtronomiſchen Tafeln verloren giengen, ſo beſtrebten ſie ſich nachher, die Zahlen, welche ihre Vorfahren vermittelſt ihrer aſtronomiſchen Experimente herausgebracht hatten, durch allerlei erkünſtelte und oft ganz unverſtändliche Berechnungen wieder ausfindig zu machen und von neuem herzuſtellen. Außer dieſen Zahlen iſt jedoch von jener Wiſſenſchaft nicht die mindeſte Spur mehr bei ihnen anzutreffen.

Kosmogonie

Die Boudhiſten bilden ſich ein, das Weltall beſtehe aus unzählichen andern Welten, die einander ähnlich ſeyen. Im Mittelpunkte derſelben liegt ein Stein, Maha Merü Pargwette genannt, *) deſſen Höhe acht und ſechzigtauſend Yoduns beträgt, und der zehntauſend Yoduns im Umfange hat, welches zuſammen hundert und vierzigtauſend Engliſche Meilen ausmacht. Ganz zu oberſt auf dieſem Steine thront der König und Gott Sarkeïa, und um dieſen Stein liegt wieder ein anderer, welcher Yougandere Pargwette genannt wird, und nur halb ſo hoch iſt, wie jener. Der Raum zwiſchen dieſen beiden Steinen iſt mit Waſſer angefüllt, und heißt Sidhante Sagre, d. i. das kälteſte Waſſer. Im Yougandere befinden ſich die Sterne, die Planeten, und überhaupt alles das, was wir Himmelskörper nennen, ſie mögen nun Licht von ſich ſtrahlen, oder nicht. Den Yougandere umgiebt der Iſſe-

*) Pargwette heißt in der Paliſprache ein Stein.

dare Pargwette, worin der Vogel Gourolaß, deſſen Länge hundert und funfzig Yoduns beträgt, ſeinen Aufenthalt hat. Ihm zunächſt liegt der Karvike Pargwette, ein unbewohnter Stein. Auf dieſen folgt der Soudaſſene Pargwette, mit welchem es dieſelbe Bewandniß hat; dann kömmt der Vinetele, und endlich der Aſſuekaru. Den Raum zwiſchen allen dieſen Steinen füllt Sidhante Sagre, das kalte Waſſer, aus. Der Tchiakrevatte Pargwette, oder Sakwelle Gale, umgiebt einen überaus groſſen Raum, der den Aſſuekaru in ſich enthält. Der Umfang des Sakwelle Gale beträgt 3,610,350 Yoduns, und hat 1,203,400 Yoduns im Durchſchnitte. Er iſt unbewohnt, und beſteht durchgehends aus feſtem Geſtein. Jeder von dieſen Pargwettes, iſt halb ſo hoch, als der, welcher ihn umgiebt, ſo daß der Aſſuekaru den hundert und acht und zwanzigſten Theil ſo hoch als der Maha Meru, und der Tchiakrevatte Pargwette nur den zweihundert und ſechs und funfzigſten Theil ſo hoch iſt. Zwiſchen dem Aſſuekaru und Tchiakrevatte ſind vier Länder, welche Maha Dwizes *) genannt werden. Sie liegen auf den vier Kardinalpunkten; nämlich Pourgwevidehé in Weſten, Girambu in Norden, Aprigobani in Oſten und Uturu Kurudiveine in Süden. Pourgwevidehé iſt wie ein halber Mond geformt, und wird von Leuten bewohnt, deren Geſichter eben ſo ausſehen, wie der halbe Mond. Sein Umfang beträgt ſiebentauſend

*) Dwize heißt ſo viel als eine Inſel.

Yoduns und rings um ihn her liegen fünfhundert Inſeln, deren jede tauſend Yoduns im Umkreiſe hat. Siambu iſt die Erde, worauf wir Menſchen wohnen. Sie iſt dreieckigt, und beſteht aus zwei Theilen. Der eine Theil, welcher uns zum dermaligen Aufenthalt angewieſen iſt, hat ſiebentauſend Yoduns im Umkreiſe; der andere hingegen, welcher bloß von Geiſtern bewohnt wird, nur dreitauſend Yoduns. An dieſem Orte, Himalé Vani genannt, befinden ſich zugleich die Elephanten der erſten Klaſſe, welche 1,000,000,000 ſtärker ſind, als die der zehnten. Auch iſt er noch überdies der Lieblingsaufenthalt des Wiſhnu, des Iswara, des Rathe *) und noch einiger andern mächtigen Götter, welche ſich in der Abſicht hieher begeben haben, die Erde in Schutz zu nehmen. Er iſt von fünfhundert kleinen Inſeln umgeben. Der kleinere Theil, Himalé Vani, iſt genau ſo geformt, wie das Ganze, nämlich dreieckigt; der andere Theil bildet ein Trapezium (verſchobenes Viereck). Beide zuſammen haben 10,000 Yoduns im Umfange. Da nun das Dreieck Himalé Vani zu dreitauſend Yoduns beſtimmt wird, ſo müßte das Trapezium eigentlich aus neuntauſend Yoduns beſtehen; in den Schriften der Singhaleſen wird es aber nur zu ſiebentauſend angegeben, was nach den Regeln der Geometrie ſchlechterdings nicht möglich iſt, wenn man ſich auch wirklich einen Triangel denkt, der ſich bis zum äußerſten Grad ſeiner Länge erſtreckt.

*) Die Rats ſind hier nicht bekannt; es giebt daſelbſt nicht mehr als einen Gott, Namens Rathe.

Indeß iſt es allerdings arithmetiſch richtig, daß ſieben und drei zuſammen zehn iſt, und mehr bedarf es nicht, um die heutigen Boudhiſten vollkommen zu befriedigen. Die Bewohner des Giambu *) unſerer Erde, haben dreieckigte Köpfe. Dies ſcheint nun freilich etwas paradox; aber die Gelehrten unter den Singhaleſen ſind gleich mit dem Beweiſe fertig, und demonſtriren die Wahrheit dieſes Satzes mit Beihülfe verſchiedener Linien, welche ſie ſich ins Geſicht malen. Der Giambu liegt auf der nördlichen Seite des Weltſyſtems, und iſt von fünfhundert Inſeln umgeben, wozu unter andern auch Lanke, die Inſel Ceylon, gehört. Dieſe Inſel wird von vier großen Göttern bewacht; nämlich vorne vom Wiſhnu; hinten, auf dem Adamspik, vom Saman; zur Rechten vom Rande Koumarea und zur Linken vom Ayenaike. Der vordere Theil beſteht, nach dem Vorgeben der Singhaleſen, aus De=undere, und der hintere Theil aus dem Adamspik; zur Rechten liegt die Pagode Katregam, und zur Linken Putaland. Dies Alles hat Wiſhnu ſo geordnet. Apregodami iſt ein Land, das eine ganz runde Form hat, und wird von Menſchen bewohnt, welche ganz runde Geſichter haben, wie der Vollmond; zugleich auch von einer Art Geiſter, dergleichen es ſonſt nirgends giebt. Es liegt nach Oſten zu, hat ſiebentauſend Yoduns im Umfange, und iſt von fünfhundert kleinen Inſeln umgeben. Uturukuru=diveine

**) Giambu Dwipe, ſo wie Zabudiba, iſt zu Ava, Giambu iſt der Name eines Baums (Eugenia.)

liegt gegen Süden, und iſt viereckigt. Seine Bewohner haben viereckigte Geſichter, und leben hier fünfhundert Jahre; rings um daſſelbe liegen fünfhundert kleine Inſeln. Da wir die Ausſicht haben, über kurz oder lang in eines dieſer Länder verſetzt zu werden, ſo iſt es in Wahrheit ein gräßlicher Gedanke, daß die Damen dereinſt dreieckigte Geſichter bekommen ſollen. Indeß mögen ſie ſich mit der Hoffnung beruhigen, daß es bloß von ihnen abhängt, dieſelben bei der nächſten Seelenwanderung mit viereckigten, Halbmonds- oder Vollmondsgeſichtern zu vertauſchen.

Das Weltſyſtem, oder vielmehr die Theile des Weltalls, die wir ſo eben beſchrieben haben, werden Sakwelle genannt. Auf dem Maha Meru Pargwette ſind vier Steine; der erſte zwiſchen Nordoſten und Nordweſten; der zweite zwiſchen Nordoſten und Südoſten; der dritte zwiſchen Südoſten und Südweſten; und der vierte zwiſchen Südweſten und Nordweſten. Der erſte Stein iſt grün, und reflektirt eine grüne Farbe über denjenigen Theil von Sakwelle, welcher ihm gegenüber liegt; ſelbſt die Einwohner ſehen grün aus; wir Europäer ſind dieſe Einwohner. Daß wir ſolches nicht wahrnehmen, rührt von der fehlerhaften Beſchaffenheit unſerer Sehorgane her; aber heilige Leute, tugendhafte Seelen, ſehen mehr als zu wohl, daß wir wirklich grün ſind. Der zweite Stein iſt roth, und ſo auch der demſelben entſprechende Raum. Der dritte Stein iſt gelb, oder goldfarben, und theilt dieſe Farbe dem gegenüber befindlichen Raume ebenfalls mit. Der

vierte iſt ſilberfarben, wie der Raum ihm gegenüber. Die Sonne, welche den Yougandere erleuchtet, nimmt ihren Lauf rings um dieſen bewohnten Körper. Wenn ſie auf der nördlichen Seite ſcheint, ſo iſt es auf der ſüdlichen Nacht; und umgekehrt. Man will beobachtet haben, daß es acht Pargwettes giebt, ſo wie wir acht Planeten haben würden, wenn nicht dieſe Zahl um einen vermindert worden wäre. Unſer Sakwelle ſcheint zwar von den Gewäſſern, welche ſich zwiſchen den Pargwettes befinden, in verſchiedene Theile abgeſondert, ſie treffen aber auf ihrer Baſis in verſchiedenen Gegenden wieder zuſammen, und machen ein Ganzes aus. Es giebt eine unzählbare Menge Sakwelles, die einander auf den Punkten ihres Umfangs berühren. Sie haben ſammt und ſonders einerlei Größe. Da ſie rund ſind, ſo muß es zwiſchen ihnen leere Räume geben, welche ſphäriſche Triangel bilden. Dieſe Triangel ſind Höllen, worin es kalt iſt. Sie heißen Lakonan, Tariké, Naraké. Die Höllen, worin es heiß iſt, ſind unter unſerer Erde befindlich, und werden Aritchi Maha Naraké genannt. Die Anzahl der großen Höllen, oder Maha Naraké, beläuft ſich auf ſechs und dreißig.

Die Himmel werden in drei Klaſſen eingetheilt: in Kämelokes, Brahmelokes und Arupelokes. In Allem ſind deren ſechs und zwanzig, und der eine befindet ſich immer über dem andern.

1. Tchattourmaharagikeie. Er iſt 42,000 Yobuns hoch, und

hat den Gipfel des Mahameru Pargwétte zur Baſis.

2. Taoutiſeie, oder Tretrieſak. In dieſem Himmel regiert Sarkeia.

3. Tamé. Hier herrſcht Suiamename.

4. Santhoupité. Wird vom Toſſite regiert.

5. Nermane Jattie. Hier regiert Sounermitte.

6. Parenermitté. Hier regiert Waſawartie.

→ Kamelokes.

7. Brahmapariſſetie.

8. Brahmaparouſſitie.

9. Brahmekaiké.

10. Waredabrie.

11. (Hier fehlt der Name im Singhaleſiſchen Manuſcripte.)

12. Abaſſareïé.

13. Paretchiſſoubeié.

14. Apemene Soubeié.

15. Soubekirne Soubeié.

16. Behapeleié.

17. Aſſanſateié.

18. Aviheié.

19. Attapeié.

20. Soudaſſeié.

21. Soudaſſieié.

22. Agheniſhtakeié.

→ Brahmelokes.

23. Kaſſenantchinteneie.
24. Bignanantchia.
25. Aghintchinitz.
26. Reneſſanjagnianan.
} Aroupelokes.

Wenn die Mahakalpe ihre Endſchaft erreicht, das iſt, wenn das ganze Weltſyſtem zu Grunde geht, und Alles zuſammenſtürzt, dann werden die Himmel, welche mit Nummer 7, 8, 9, 10, 11, 12 bezeichnet ſind, in Brand gerathen. Die mit Nummer 13, 14, 15, 16 werden von Sturmwinden zertrümmert werden, und die unter Nummer 17, 18, 19, 20, 21 und 22, werden im Waſſer untergehen. Mit den Himmeln, die unter der Benennung Aroupelokes vorkommen, hat es eine ganz eigene Beſchaffenheit. Es giebt darin lebendige Körper, die keine Seelen, oder deren Seelen kein Leben haben. Auch giebt es hier Seelen ohne Körper, die aber doch keine Geiſter ſind, und was man ſonſt noch von dieſen Himmeln für unerhörte Dinge erzählt. Da jeder von uns die Hoffnung hat, ſie dereinſt, wenn wir unſere Seelenwanderung vollendet haben, ſelbſt in Augenſchein zu nehmen, ſo will ich mich hier in keine weitere Beſchreibung derſelben einlaſſen.

Theogonie.

Es giebt dreierlei Arten von Boudhous: die Laoutouras, die Paſſes und Arihats. Nichts in der ganzen Welt geht über die Laoutouras. Einer oder der andere hält ſich immer in einer Mahakalpe

auf. Iſt nur einer darin, ſo heißt die Mahakalpe Sarakalpe; ſind deren zwei, Mandakalpe; drei, Warakalpe; vier, Saramandekalpe; fünf, Mahabadrekalpe. Wir ſind in dieſer letztern, weil ſie unter ihren Bewohnern fünf Boudhous zählt. Vier haben bereits ihre Laufbahn vollendet, und ſind Nivani geworden; der fünfte wird die ſeinige mit der jetzigen Mahakalpe ebenfalls beſchließen. *) Der erſte dieſer fünf Boudhous hieß Kakooſande; der zweite Konagame; der dritte Caſſiape; der vierte

*) Sir William Jones führt in ſeiner Chronologie der Hindoos, die im zweiten Bande der Aſiatic Reſearches enthalten iſt, die Namen der ſieben Riſhis, oder heiligen Männer an, welche man die Nachfolger Vaivaswata's, des Sohns der Sonne nennt. Ihre Namen ſind: Caſyapa, Atri, Vaiſhta, Viswamitra, Guatama, Jamadigny und Biaradwaja. Unter dieſen Namen finden ſich zwei der fünf Boudhous, nämlich Kaſſiape und Gauteme. Der Name Maitri ſcheint mir corrumpirt und in Wiswamitra verwandelt zu ſeyn. — In derſelben Abhandlung wird viel Weſens von einem Boudhou gemacht, der unter dem Namen Boudha vorkömmt, und deſſen Farbe nach dem Bagawatamut das Mittel zwiſchen weiß und roſenfarb gehalten haben ſoll. Der Verfaſſer des Amaracoſha macht ihn zum Sohn der Maya. Ferner wird von ihm geſagt, er ſey ein Sohn des Mondes, eine Gottheit männlichen Geſchlechts, und habe ſich mit der Ila, der Tochter Menu's verheurathet. Nach demjenigen zu urtheilen, was in den Sanscritbüchern vom Boudhou geſagt wird, iſt zu vermuthen, daß die Brahminen ſeine Geſchichte abſichtlich verwirrten, damit er ganz in Vergeſſenheit gerathen ſollte.

Gauteme, nach deſſen Geſetzen die Welt dermalen regiert wird, und, nach der chriſtlichen Zeitrechnung vom erſten Mai 1801 an, noch ferner während eines Zeitraums von 2657 Jahren regiert werden ſoll. Seit der Zeit, daß Boudhou zum Nivani ward, ſind bereits 2344 Jahre verfloſſen. Hier beginnt eine Zeitrechnung, welche Boudhouvarouſe genannt wird. Der fünfte Boudhou, welcher erſt noch kommen ſoll, wird den Namen Maitri führen. Dermalen befindet er ſich im Himmel Santhoupitie. Von den Laoutouras iſt ebenfalls einer, Namens Dipankere, ein Boudhou geweſen, und ſoll ganz außerordentliche Thaten vollbracht haben. Er lebte in einer der früheſten Mahakalpes. Zwiſchen ihm und dem Gauteme waren zwei und zwanzig Laoutouras. Die Anzahl der Paſſe-Boudhous iſt ſtark; aber keiner von ihnen exiſtirte je in einer Mahakalpe, die einen Laoutoure hervorgebracht hat.

Die Arihgts ſind eben ſo zahlreich, wie jene. Mehrere derſelben wurden vom Gauteme zu ſeinen Leibwächtern ernannt; ſie ſind aber ſammt und ſonders Nivani geworden. Der, welcher ſie alle überlebte, bewohnte Wanny, den nördlichen Theil von Ceylon, bevor er ein Arihat wurde. Die Laoutouras haben es einzig und allein ihren Tugenden zu danken, daß ſie zur Würde der Boudhous gelangten. Sie mußten während eines unendlich langen Zeitraums aus einem Körper in den andern wandern, ehe ſie dieſelbe erhielten. Sie waren insgeſammt Thiere, Menſchen, ſo-

gar Geiſter und Götter. Unter dieſe Götter gehören alle Brahmas und ſelbſt Maha Brahma. In der Geiſterhierarchie iſt aber ihnen allen ein geringerer Rang angewieſen als den Boudhous. Der Stand eines Boudhou iſt von der Art, daß jedes denkende Weſen darnach ſtreben ſollte, deſſelben theilhaftig zu werden; denn, ehe man Nivani werden kann, muß man vorher ein Boudhou von einer oder der andern der drei oberwähnten Klaſſen geweſen ſeyn. Die außerordentliche Sehnſucht der Boudhiſten Nivani zu werden, rührt bloß von dem ſchrecklichen Gedanken her, daß ſie vielleicht bei einer ihrer unzähligen Seelenwanderungen in den Fall kommen könnten, die Geſtalt und Eigenſchaften eines unreinen Thieres anzunehmen, oder ſich wohl gar in einen Teufel zu verwandeln. Maha Brahma iſt ein Gott, den dieſes Schickſal, nach mannichfachen Metempſychoſen betroffen hat, und der dazu beſtimmt iſt, dereinſt ein Boudhou zu werden. Bis dieſer Fall ſich ereignet, hat er den Rang vor allen andern Brahmas. In dem Zeitraume von dritthalb Kalpes kann aber nie mehr als ein einziger Maha Brahma exiſtiren. Der jetzige war Bedienter bei dem Gauteme, und ſein Geſchäft beſtand darin, daß er ihm den Sonnenſchirm über den Kopf halten mußte. Sarkeja iſt ein Gott von eben der Art wie die Brahmas, aber von höherm Range als Maha Brama. Es hat zwar mehrere Sarkejas gegeben, aber zu einer und derſelben Zeit exiſtirte nie mehr als einer. Er hatte ſeine Reſidenz von jeher auf dem Steine Maha Meru Pargwette, im Mittelpunkte der Welten.

Seine Verrichtung beſtand bloß darin, daß er unaufhörlich Gutes that. Nicht leicht wird man ein Buch aufſchlagen, worin nicht ſeiner Funktionen ausführlich gedacht wird. Wenn einem vollkommen tugendhaften Manne ein phyſiſches oder moraliſches Leid widerfährt, ſo wird dieſer gute König, durch die Erſchütterung ſeines Thrones augenblicklich davon benachrichtiget. Er begiebt ſich ſodann unverzüglich zu dem Unglücklichen, der ſeines Beiſtandes bedarf, und hilft ihm ſogleich, ohne daß er ſeinen Wohlthäter wahrnimmt. Sein Pargwette wird ohne Unterlaß von vier Göttern bewacht, deren jeder eine ganze Armee von Weſen jeder Art unter ſeinem Befehle hat, wiewohl ſich dieſelben nicht immer bei ihrem Gebieter befinden. Der erſte. Virupakſhe, kommandirt ein ganzes Heer Schlangen; der zweite, Derteratchtre ist Befehlshaber über eine Schaar Gauroulas, deren Größe einige hundert Yoduns beträgt, und denen, wie bereits weiter oben geſagt wurde, der Iſſebare Pargwette zu ihrem Aufenthalte angewieſen iſt. Der dritte, Faifrafuenne, führt das Kommando über die Teufel; und der vierte, Vivude, herrſcht über jene gigantiſchen Geiſter, welche man Rumbandé zu nennen pflegt. Unter dem Steine Aſſuré liegt ein böſer Geiſt, der, um den Sakreia zu überfallen, bloß auf den Augenblick lauert, wo deſſen Leibwache nicht auf ihrer Hut iſt. Allein die erwähnten vier Götter, werden hiervon, vermöge ihres Divinationsvermögens, ſogleich benachrichtigt, und werfen den böſen Geiſt in eben dem Nu wieder in ſein Gefängniß.

Doch, wir kommen wieder auf den Sauteme Boudhou zurück. Gewöhnlich wird er Saman Sauteme Boudhou Bahanſe genannt; das iſt, der Herr unter den Heiligen, Sauteme Boudhou. Die Bemerkung, daß Samonocodum, den die Einwohner des Königreichs Siams verehren, mit dem Boudhou der Singhaleſen eine und dieſelbe Perſon iſt, hat zwar ihre vollkommene Richtigkeit; aber meines Wiſſens hat noch Niemand auf die Analogie dieſer Namen Rückſicht genommen. Wir ſehen nunmehro, daß Samono und Saman einander ſo ziemlich ähneln, und was das Wort Codom betrifft, ſo iſt ſolches vielleicht mit dem Namen des Sauteme Boudhou verwechſelt worden, welcher drei Reiſen nach Lankadwipe, der Inſel Ceylon machte, und auf dem Gipfel des Saman alé Sripadé, dem Adamspik, eine Fußtapfe hinterließ. Ich habe mir zwar alle erdenkliche Mühe gegeben, dieſelbe ausfindig zu machen, kann aber noch immer nicht beſtimmt angeben, ob ſie von deſſen rechtem oder linkem Fuße herrührt. Ueberhaupt bin ich ſo ziemlich überzeugt, daß man ſolches wohl noch nicht ſobald ausmitteln wird; denn alle Füße des Boudhou, ſo viel ich deren in den Tempeln geſehen habe, ſind auf eine ſo ungeſchickte Art abgebildet, daß man nicht leicht die große Zehe von der kleinſten unterſcheiden kann. In Siam hat Boudhou ebenfalls eine Fußſtapfe hinterlaſſen, aber nach den Berichten der Reiſenden, iſt es eben ſo ungewiß, ob er ſie mit dem rechten oder linken Fuße eingedrückt hat, genug, daß ſie da iſt, und vom Boudhou her-

rührt. Dies nur im mindeſten zu bezweifeln, fällt gewiß keinem Singhaleſen ein; eine Ausnahme hiervon machen jedoch die rechtgläubigen Chriſten, welchen die Portugieſen klar und deutlich bewieſen haben, daß kein anderer Menſch als Adam einen ſolchen Fuß gehabt haben könne. Die Boudhiſten in Ceylon zweifeln jedoch überhaupt, daß Boudhou einen ſolchen Schritt von Siam bis nach Ceylon that, daß er mit dem einen Fuß hier, und mit dem andern dort ſtand; denn da ſeine ganze Größe nur achtzehn Ellen (cubits) betrug, ſo meinen ſie, es ſey ihm ſolches nicht wohl möglich geweſen.

Gauteme Boudhou war der Sohn eines Königs von Giambu Dwipe, welcher ſich Soudobene Maha Ragia nannte, und deſſen Königreich auf einem jener ſieben großen Steine lag, deren Namen ich nicht erfahren konnte. Seine Mutter hieß Maya, oder vielmehr Maha Maya. Man nannte ihn gewöhnlich den Prinzen Sidharte. Er zeugte mit ſeiner Gattin Jaſſodera Devi einen Sohn, Namens Rahoule, der nach ſeines Vaters Tode den Thron beſtieg. Nachdem er ſich vier Aſankes hindurch, während eines Zeitraums von hunderttauſend Mahakalpes, vergebens beſtrebt hatte ein Boudhou zu werden, ergriff er den Pilgerſtab. Nach einer Pilgerſchaft von ſechs Jahren, die man in einem dicken Buche ausführlich beſchrieben findet, gelang es ihm endlich ein Boudhou zu werden, und fünf und vierzig Jahre nachher ward er Nivani, nachdem er zuförderſt in dieſer

Mahakalpe eine gewiſſe Ordnung der Dinge eingeführt hatte, welche fünftauſend Jahre beſtanden haben ſoll. Wann dieſe verfloſſen ſind, werden ſich in dem jetzigen Syſteme allerlei merkwürdige Veränderungen ereignen; es werden langwierige Kriege entſtehen; die Lebensdauer der Menſchen wird ſich bis auf fünf Jahre vermindern, und in dieſem kurzen Zeitraume werden ſie ſammt und ſonders die abſcheulichſten Verbrechen und Schandthaten verüben. Dann wird es ſo lange regnen, bis ſie ganz von der Erde vertilgt ſind; nur eine kleine Anzahl gottesfürchtiger Menſchen ausgenommen, welche vor dem herannahenden Unglück bei Zeiten gewarnt und folglich demſelben entgehen werden. Wann nun die Gottloſen ertrunken ſind, werden ſie ſich in wilde Thiere verwandeln, bis endlich Maitri Boudhou erſcheinen und eine neue Ordnung der Dinge einführen wird. Dieſer lebt jetzt zum vorletztenmale und hält ſich in einem der oberſten Himmel auf. Man weiß ſchon zuvor, daß er im Königreiche Katumati zum letztenmale auf die Welt kommen wird. Sein Vater wird ſich Soubramane nennen, ſeine Mutter Brahmé Beti-Devi, ſein Weib Chandre Moukhi (Mondgeſicht) und ſein Sohn Brahme Wardene Maitri. Letzterer wird acht und achtzig Ellen (cubits) lang, und jederzeit von hunderttauſend Rahatans umgeben ſeyn; einer Art Geiſter, die zwar in der Hierarchie des Himmels keine große Rolle ſpielen, deren Macht aber dennoch alle Achtung verdient. Aus allem was ich hier angeführt habe, ergiebt ſich, daß die jetzige Mahakalpe nach Verlauf von fünftauſend Jahren ihre Endſchaft er-

reichen wird, um an dem Tage, wo Boudhou Nivani wird, von neuem wieder anzufangen; daß alsdann eine Art von Chaos entſtehen, und ſo lange Beſtand haben wird, bis Maitri Boudhou erſcheint. In einigen Büchern wird dreiſt behauptet, daß dieſe Mahakalpe mit der Erſcheinung Maitri's ſich endigen werde. Ich für meine Perſon getraue mich nicht, über dieſe wichtige Streitfrage, die, wenn ſie von den Prieſtern des Boudhou ventilirt würde, leicht einen Krieg veranlaſſen könnte, meine Meinung zu ſagen. Glücklicherweiſe ſind jedoch ihre Einſichten ſo beſchränkt, daß ſie ſich über dergleichen Dinge ſelten oder nie den Kopf zerbrechen, ſondern gern Alles gut ſeyn laſſen, wenn man ihnen nur Almoſen giebt und ſie in Stand ſetzt, ihren Götzen täglich mit friſchen Blumen zu bekränzen.

Die Höllen.

Ich habe nun zwar den geneigten Leſer bis an das Ende der Kalpé gebracht, aber es war nicht recht von mir, daß ich ihn nicht geradeswegs durch die Höllen führte. Da wir nun aber einmal darin ſind, ſo wollen wir uns wenigſtens nicht lange hier aufhalten; denn das Teufelsſyſtem der Singhaleſen iſt ſo verwickelt, daß eine ausführliche Beſchreibung deſſelben dem Leſer nur Eckel und Abſcheu verurſachen würde.

Die Höllen ſind Orte, welche die Seelen derer durchwandern müſſen, die ſich ſtrafbarer Handlungen bewußt ſind, und je nachdem ſie mehr oder minder

ſchwere Verbrechen begangen haben, fahren ſie in den Körper dieſer oder jener Perſonen. Eine arme Seele dieſer Art mag ſich befinden wo ſie nur will, ſo iſt ſie immer dem Schickſale unterworfen, ein Teufel zu ſeyn, und dies iſt doch wahrhaftig kein Spaß. Denn es fehlt zwar den Teufeln nicht an Macht, übrigens aber ſind ſie die erbärmlichſten Weſen, die man ſich nur denken kann. So werden z. B. die Preteio's, eine Art Teufel, welche zu einer der zahlreichſten Klaſſen gehören, unaufhörlich vom Hunger gepeinigt, und bekommen doch nichts zu eſſen. Sie laufen uns daher überall nach, und müſſen ſich glücklich ſchätzen, wenn wir ihnen etwas von dem Unrathe zukommen laſſen, den wir ausſpucken, oder aus der Naſe ſchneuzen. Unter allen Teufeln ſind ſie die einzigen, die uns nichts zu leide thun. Alle andern finden ihr Vergnügen darin, uns unglücklich zu machen. Sie allein ſind an allen unſern Krankheiten ſchuld. Dies hat den Gebrauch der Bales veranlaßt, die jedoch vom Boudhou verboten ſind. In der Folge wird ſich Gelegenheit finden hievon weiter zu ſprechen. Iſvara und Baiſſevene, zwei mächtige Götter, beſtreben ſich zwar, alle jene Teufel, die unter ihrer Botmäßigkeit ſtehen, ſo viel möglich in der Zucht zu halten, ſind aber doch nicht immer im Stande, ihrer Bosheit Einhalt zu thun.

Chronologie.

Wir haben bereits dasjenige berührt, was die Boudhiſten vom Alterthume der Welt halten, und

zugleich ihrer ſeltſamen chronologiſchen Berechnungen erwähnt. In der Folge werde ich einen Auszug aus einem Buche liefern, das den Ragia Pakſe, Moodilliar, oder Oberen der Kaſte der Saleas, zum Verfaſſer hat, und worin manche ſehr intereſſante Nachrichten in Betreff dieſes Gegenſtandes vorkommen. Jetzt will ich nur ganz kurz eine Chronologie berühren, welche weniger ſchwer zu verſtehen iſt. Uebrigens ſage ich nichts von einer Geſchichte des Boudhou, die in fünfhundert und funfzig Büchern enthalten iſt, in deren jedem nicht mehr als eine einzige ſeiner Seelenwänderungen erzählt wird. Hingegen habe ich mir vorgenommen, eine Kopie verſchiedener Gemälde, die an den Wänden der Pagoden wahrzunehmen ſind, in den Druck zu geben, und ihnen eine Erklärung beizufügen. Für jetzt will ich nur noch des Umſtandes erwähnen, daß es am erſten Mai 1801 gerade 2344 Jahre geweſen ſind, daß Boudhou zum Nivani, nicht aber, wie einige unwiſſende Singhaleſen behaupten wollen, daß er zum letztenmal Menſch geworden. Boudhou wußte, vermöge ſeiner Vorherſehungsgabe, daß dereinſt ein Löwe den Verſuch machen werde, die Inſel Ceylon zu erobern. Da ſich nun daſelbſt noch ſiebenhundert Teufel aufhielten, die der allgemeinen Niederlage, welche Boudhou auf einer durch dieſe Inſel unternommenen Reiſe unter ihnen angerichtet hatte, entgangen waren, ſo nahm er ſich vor, ſie durch dieſen Helden, da derſelbe ohnehin vom Schickſale begünſtigt werde, vernichten zu laſſen. Dem zufolge trug er dem Wiſhnu auf, ihm zu Ausführung dieſes Vorhabens auf alle mögliche Art

behülflich zu ſeyn. Boudhoy ward zum Nivani, und ſieben Tage nachher machte ſich Bige Kumareia (dies war der Name jenes Helden) auf den Weg nach der Inſel Ceylon. Er hatte ſiebenhundert Rieſen bei ſich, die ihm Wiſhnu verſchafft, auch einen geweihten Gürtel und etwas von einem heiligen Waſſer, womit ihm Sakreia ein Präſent gemacht hatte. Folgendes iſt die Genealogie des eben genannten Bige Kumareia Bagooragia. Der Gemahl ſeiner Großmutter war ein Abkömmling der Sonne, König von Bagouratté und Vater einer Tochter, mit welcher ſich ein grimmiger Löwe, der das ganze Land verheerte, fleiſchlich vermiſcht hatte. Aus dieſer Vermiſchung entſtand Sinhebahoo Kumareia. *) Bagoo war nicht ſtark genug, den Löwen ums Leben zu bringen. Er befahl daher dem Sinhebahoo (dem einzigen Manne in ſeinem ganzen Königreiche, der es mit dem Löwen aufnehmen konnte), ihn zu bekämpfen. Nach wiederholten Drohungen von Seiten des Bagooragia, entſchloß ſich endlich Sinhebahoo, mit dem Löwen, ſeinem Vater, auf dem Kampfplatze zu erſcheinen, und nachdem er ſich eine Zeitlang mit ihm herumgebalgt hatte, gelang es ihm, denſelben zu erlegen. Hierdurch erwarb er ſich gerechten Anſpruch auf die Krone von Bagoo, die er denn auch nach dem Tode des Bagoo erhielt, und mit jener von Lateſinhe vereinigte. Bige Kumareia, der, wie bereits geſagt worden, nach Ceylon ſchiffte, war deſſen Sohn. Er landete zu Tamme, in Wanney,

*) Sinhe heißt auf Singhaleſiſch ein Löwe.

und lagerte ſich mit ſeinen ſiebenhundert Rieſen unter einem Bogahabaume, *) welcher groß genug war, ſie ſammt und ſonders mit ſeinem Schatten zu bedecken. Nun lebte damals in Ceylon eine Teufelin, welche drei Brüſte hatte, und im Voraus wußte, daß, wann ihr eine derſelben abfalle, ſolches zum Zeichen diene, daß ein mächtiger Fremdling auf der Inſel angekommen ſey, und ſie heurathen werde. Die Bruſt fiel ab, und die teufliſche Weibsperſon verwandelte ſich ſogleich in eine Hündin, um den Fremden aufzuſuchen. Sie fand ihn, beſchnoperte ihm die Füße und lief wieder fort. Als Vige die Hündin anſichtig wurde, vermuthete er, es müßten in der Nähe herum Menſchen wohnen. Er befahl daher ſeinen Rieſen, eine Rekognoscirung vorzunehmen. Sie giengen der Hündin nach, wurden irre geführt, und ſahen plötzlich einen Teich vor ſich, in welchen ſie ſammt und ſonders geſtürzt wurden. Vige wartete lange vergebens auf ihre Zurückkunft; endlich vermuthete er, es müſſe ihnen ein Unglück widerfahren ſeyn, und machte ſich auf den Weg, um zu verſuchen, ob er vielleicht einige Nachricht von ihnen erhalten könne. Er kam ebenfalls an das Geſtade des gedachten Sees, und traf hier ein überaus ſchönes Frauenzimmer an, das ſich Kuveni nannte. Dies war derſelbe Teufel, welcher ihm kurz zuvor in Geſtalt einer Hündin erſchienen war. Da er nun vermuthete, daß die Kuveni ſeine Rieſen verſteckt habe, ſo ergriff er ſie beim Haar und drohte ihr die

*) Der Bogaha iſt ein Feigenbaum, aber kein Banianenbaum.

fürchterlichſte Rache, wenn ſie dieſelben nicht augenblicklich herbeiſchaffte. Sie verſprach es, jedoch unter der Bedingung, wenn Vige ſie heurathe. Da er ohnehin keine Frauensperſon bei ſich hatte, und die Kuveni ſehr ſchön war, ſo gab er ſeine Einwilligung, und bekräftigte ſie mit einem Eidſchwur. Im nämlichen Augenblicke ſprangen ſeine Rieſen wieder aus dem Waſſer hervor, und zwar in eben dem Zuſtande, wie ſie hineingeſtürzt waren. Kuveni erzählte ihm ſodann, daß alle die Teufel, welche noch auf der Inſel vorhanden wären, in zwei Dörfern unweit dem See wohnten, und im Falle er ſie zu vertilgen wünſche, wolle ſie ihm gern hiezu behülflich ſeyn. Vige nahm dieſen Vorſchlag an; Kuveni verwandelte ſich in ein Pferd; Vige ſetzte ſich auf und ſchoß in allen Richtungen, wo dieſes Pferd hinlief, eine Menge Pfeile ab. Er that dies mit ſo glücklichem Erfolge, daß in Zeit von einigen Stunden alle Teufel, die ſich ſeither in Ceylon aufgehalten hatten, bis auf einen vertilgt waren. Dieſer eine Teufel lebt noch bis auf den heutigen Tag, und richtet auf der Inſel viel Unheil an. Wahrſcheinlich iſt es derſelbe, den ein berühmter Reiſender (Herr Knox), wie er vermittelſt eines unumſtößlichen Beweiſes dargethan hat, von Zeit zu Zeit ſpuken hörte. Vige, der nun unumſchränkter Herr der Inſel war, legte ſich den Titel Vige Ragia bei, und die Einwohner nannten ſich, aus Achtung für ihn, Sinhale, d. i. Freunde des Löwen. Dies iſt der eigentliche Urſprung des Worts Singhaleſen, wie man dieſelben zu nennen pflegt. Vige Ragia war der erſte jener Könige, welche ſich Abkömmlinge der Sonne nann-

ten. Von väterlicher Seite hatte er zwar, wie bereits weiter oben geſagt worden, einen Löwen zum Großvater; da jedoch ſeine Großmutter von der Sonne abſtammte, ſo war dies ein hinlänglicher Beweggrund, ihn zu jenem Geſchlechte zu rechnen. Auch haben ſich nachher alle Könige von Lanka Dwize (welche nachher von dem Worte Sinhale die Inſel Selan (Ceylon) genannt worden iſt) Söhne der Sonne genannt.

Aus dem bereits Angeführten ergiebt ſich, daß Vige Ragia 543 Jahre vor Chriſti Geburt, und zwar am ſiebenten Mai, auf der Inſel Ceylon anlangte. Ich weiß nicht, worauf Valentin die Verſicherung gründet, daß deſſen Ankunft erſt im Jahre 106 nach Chriſtus, mithin 649 Jahre ſpäter erfolgt ſey, als ſolches nach Angabe der zuverläſſigſten Schriftſteller geſchehen iſt. Auch iſt es ganz irrig, wenn er behauptet, daß derſelbe nur dreißig Jahre regiert habe; denn alle Singhaleſen ohne Ausnahme kommen darin überein, daß ſeine Regierung acht und dreißig Jahre dauerte, und ſie berufen ſich diesfalls auf das Mahavanſe, Saſſenanvanſe und Ragia Wallie, wiewohl ſie übrigens in Betreff der Anzahl und der Regierungsjahre jener Könige, die auf ihn folgten, nicht übereinſtimmen. Ich habe nicht weniger als ſieben bis acht Verzeichniſſe dieſer Könige vor mir liegen, die alleſamt ganz verſchiedene Angaben enthalten. Das erſte iſt aus dem Mahavanſe, das zweite aus dem Saſſanvanſe und das dritte aus dem Ragiavallie, extrahirt; das vierte und fünfte ſind Holländiſche Manuſcripte, das

ſechſte rührt vom Valentin her, und das ſiebente vom Ragia Pakſes, Moobilliar der Saleas, welcher die verſchiedenen Angaben dieſer Schriften in Uebereinſtimmung zu bringen ſuchte, wiewohl dies, wie er ſelbſt ſagt, verlorne Mühe war. Ungefähr zwanzig Jahre nachher, brachte ein gelehrter Prieſter einige Monate in den Archiven des Königs von Candia zu, um dieſen und einige andere Punkte, welche auf die gedachte Inſel Bezug haben, zu berichtigen. Das Werk, welches er in dieſer Abſicht verfaßt hat, wird ſehr geſchätzt, und es fällt Niemand ein, an der Richtigkeit der darin enthaltenen Angaben zu zweifeln. Demungeachtet fand ich einen Irrthum, als ich ſeine chronologiſchen Berechnungen revidirte. Ich habe aber bloß den letzten Theil dieſes Werks zu Geſicht bekommen. Der Verfaſſer nennt ſich Tibouwave Naike Dunanſe. Er macht, auſſer dem jetztregierenden, zweihundert und ſechs Könige namhaft, deren Regierungen in Allem zweitauſend vierhundert Jahre ausmachen. Indeß müßte man vor allen Dingen Tebouwave's Werk ganz durchſehen, um die Chronologie dieſer Inſel gründlich beurtheilen zu können. Ich habe Hoffnung, daſſelbe in der Kürze zu bekommen, und bin ſchon ſo ziemlich überzeugt, daß es dazu dienen werde, verſchiedene, ſowohl hiſtoriſche als chronologiſche Thatſachen ins Licht zu ſetzen; wiewohl übrigens die Geſchichte jener Könige, die in früheren Zeiten als Ragia Sinhe regierten, welcher vor hundert und ſiebenzig Jahren lebte, wohl ſchwerlich etwas mehr als die Namen derſelben enthalten dürfte. Gewiß iſt es jedoch, daß Tibouwave einige, wenn gleich nur

wenige, intereſſante Thatſachen aus den früheſten Zeitaltern anführt; z. B. die Nachricht, daß der König Divenipatiſſe den Bewohnern dieſer Inſel die erſte Veranlaſſung gab, ſchreiben zu lernen. Er lebte im Jahre 322 des Boudhou Baronſſe, und 321 Jahre vor Chriſtus.

Könige. — Thronfolge.

Kein Singhaleſe kann König von Ceylon werden; das iſt, jeder, deſſen Vater oder Mutter aus dieſer Inſel abſtammt, iſt von der Thronfolge ausgeſchloſſen. Zur Urſache giebt man an, daß kein Singhaleſe ſich vor Jemand niederwerfen darf, der von ſeinem eigenen Volke entſproſſen iſt. Man betrachtet den Sohn einer Singhaleſin als einen Landsmann ſeiner Mutter, wenn gleich ſein Vater zu einer andern Nation gehört. Die Singhaleſen legen ſich vor ihren Königen mit dem ganzen Leibe auf die Erde; da ſie nun dieſe Ehrenbezeugung keinem ihrer Landsleute erweiſen dürfen, ſo kann auch keiner derſelben auf den Thron gelangen. Ein gewiſſer Patthiebandare, welcher väterlicher Seits von königlichem Geblüte entſproſſen war, aber eine Singhaleſin zur Mutter hatte, ſpielte zwar eine Zeitlang den Uſurpator, ward aber bald darauf ermordet.

Der König darf ſo viele Weiber nehmen, als ihm beliebt, und wenn dieſe in ſeinem Pallaſte wohnen, werden ſie nicht als Konkubinen betrachtet. Aber nur en

Kinder, die wirklich aus königlichem Geblüte ſtammen, haben Anſprüche auf die Thronfolge zu machen. Man nennt ſie Kumareia, d. i. Prinzen.

Gewöhnlich iſt der älteſte Sohn der Thronerbe ſeines Vaters; findet man aber, etwa wegen irreligiöſen Geſinnungen, unmoraliſchem Charakter, oder Mangel an Verſtand, etwas gegen ihn einzuwenden, ſo gelangt derjenige ſeiner Brüder, gegen den dergleichen Einwürfe nicht ſtatt finden, an ſeine Stelle. Wenn der König keine männlichen Erben hinterläßt, ſo wird einer ſeiner nächſten Anverwandten zum Thronfolger gewählt; und wenn es auch daran fehlt, ſo trägt man die Krone einem oder dem andern Prinzen an, der auf dem feſten Lande herrſcht, und ſich zur Religion des Boudhou bekennt.

Die vornehmſten Staatsbeamten haben das Recht, mit Zuziehung der Einwohner jener ſechs Bezirke, welche Rakte Paha genannt werden, über alle Anſprüche und Streitigkeiten zu entſcheiden, die wegen der Thronfolge entſtehen. Von ihnen hängt es ab, die von dem letztverſtorbenen Könige getroffene Wahl zu beſtätigen, oder ſie zu annulliren. Im letztern Falle ernennen ſie einen andern Thronfolger, der ſodann als rechtmäßiger Souverän anerkannt wird, wenn anders die ſchriftlich vorhandenen Wahlgeſetze gehörig befolgt, und die Fundamental-Bedingungen nicht aus den Augen gelaſſen ſind, nach welchen der Kroncandidat von königlichem Ge-

burt ſeyn, und ſich zur Religion des Boudhou bekennen muß.

Es iſt leicht zu erachten, daß dergleichen Wahlen oft durch Intriken entſchieden werden, ſo daß der Premierminiſter, oder auch andere Perſonen, die Stimmengebung der Ratte-Paha durch ihren Einfluß leiten, und die übrigen abſchrecken, nach ihrer Ueberzeugung zu handeln.

Staatsrath des Königs. — Beſchlüſſe.

Der Staatsrath des Königs beſteht aus ſämmtlichen Oberhofbeamten, nämlich den beiden Adikares, den großen Deſſaves, oder Kollektoren, und dem Maha Muttia, oder Staatsſekretair. Die Prieſter der oberſten Klaſſe finden ſich ebenfalls ein, wenn ſie beſonders eingeladen werden. Die Beſchlüſſe werden nicht nach der Mehrheit der Stimmen abgefaßt, ſondern der König hört bloß die Debatten ſeines Staatsraths mit an und entſcheidet ſodann, wie es ihm gut dünkt. Die Prieſter dürfen bloß über ſein Privatleben und über ſolche Gegenſtände, die auf die Religion Bezug haben, ihre Meinung äußern. Sobald hingegen vom Kriege, von den Staatseinkünften, und andern politiſchen Angelegenheiten die Rede iſt, dürfen ſie ſchlechterdings keinen Laut von ſich geben. In einem Holländiſchen Manuſcripte, das vor ungefähr zwanzig oder fünf und zwanzig Jahren verfaßt iſt, wird zwar behauptet, daß der König nicht das Recht habe, Jemand mit dem Tode zu be-

ſtrafen; dies iſt aber offenbar falſch. Er regiert ſeinen Staat ganz als unumſchränkter Herr, und iſt wirklich der Einzige, der Jemand die Todesſtrafe zuerkennen, und ſie, ohne daß hiezu ein richterliches Erkenntniß erforderlich iſt, mit eigener Hand vollſtrecken darf.

Als ſich der Fall ereignete, daß Ragia Sinhe, in eben dem Nu, wo ein grimmiges wildes Schwein auf ihn losgieng, von ſechzig ſeiner Leibgardiſten verlaſſen wurde, beſtrafte er ihre Feigherzigkeit dadurch, daß er einen nach dem andern mit ſeiner Lanze niederſtieß. Die Deſſaves bekleiden zwar in den Provinzen, worüber ſie geſetzt ſind, das Richteramt, haben aber keineswegs das Recht, irgend einen Verbrecher auf eine ſolche Art zu beſtrafen, die den Tod deſſelben zur Folge hat. Wenn das Verbrechen von Wichtigkeit iſt, ſo konfiſcirt der Richter die ſämmtliche Habe des Delinquenten und eignet ſich dieſelbe als ſein Eigenthum zu.

Tempel.

Die Tempel des Boudhou werden Vihari genannt, und dieſes Wort bedeutet ſoviel wie Haus, eigentlich verſteht man aber hierunter bloß ein ſolches Haus, das dem Boudhou gewidmet iſt. Es verhält ſich damit auf eben die Art, wie mit dem Worte Kumareia, welches Sohn bedeutet, aber bloß von einem ſolchen Sohne gebraucht wird, den der König mit einer gebornen Prinzeſſin zeugt. Dieſe Tempel haben keine

beſtimmte Form, ſondern ſind in Seitenwände der Felſen gebaut. Es kommt daher bloß auf die Beſchaffenheit einer ſolchen Felſenhöle an, ob die Statue des Boudhou in aufrechter Stellung, oder mit übereinander geſchlagenen Beinen ſitzend, oder auf der rechten Seite liegend, darin angebracht werden kann. Dieſe Statue iſt einmal wie das andere vom Kopfe bis zum Fuße gelb. Ihr ganzer Körper, nur die rechte Bruſt ausgenommen, iſt mit einem weiten gelben Gewande bedeckt. Auf dieſem Gewande ſind rothe Streifen angebracht, wovon man aber weiter nichts zu ſehen bekömmt, als nur da, wo es in Falten gelegt über die linke Bruſt fällt. Boudhou iſt, wie alle andern indiſchen Bildniſſe mit Armbändern geſchmückt; ſein Haupt iſt entblößt, und ſein Haar niedlich in Zöpfe geflochten, die ſich vom vordern Theile des Kopfes nach dem Hinterhaupte ziehen, aus welchem eine Feuerflamme hervorſteigt, deren Höhe, wenn die ganze Bildſäule achtzehn Ellen (cubita) hoch iſt, gewöhnlich drei Fuß und zwei bis drei Zoll beträgt. An den Wänden der Tempel ſind meiſtens Geſtalten abgemalt, welche Gottheiten vorſtellen; und iſt der Tempel gut dotirt, ſo beſtehen die darin befindlichen Figuren aus Holz oder Erde. Die, welche den Boudhou vorſtellen, kann man aus jedem Material verfertigen. Andächtige Leute verehren dem Tempel allerlei Geſchenke, von Gold, Silber, Meſſing, und ſogar Zeuge. Dies iſt ein Opfer, welches ſie dem Andenken des Boudhou darbringen, und wofür ſie dereinſt, wo nicht in dieſem, doch in jenem Leben, belohnt zu werden hoffen.

An der einen Seite des Vihari ſteht allezeit ein Denkmal, in Form einer Kuppel, die auf einem Fußgeſtelle von Lehm ruhet. In dieſem Denkmale iſt eine Partikel von dem Gebeine Boudhous enthalten. Wo die Prieſter alle dieſe Partikeln hernehmen, iſt ſchwer zu erklären, da der Leichnam des Boudhou auf einem Scheiterhaufen von Sandelholze verbrannt worden ſeyn ſoll, deſſen Höhe hundert und funfzig Ellen betrug. Dieſe Kuppel wird Dageb-Rahanſé genannt. Da heißt Gebein, Geb der Leib, und Rahanſé Herr. Es fällt von ſelbſt in die Augen, daß das Wort Leib hier bloß in metaphoriſchem Sinne gebraucht wird. Rahanſé bedeutet überhaupt alles, was Verehrung einflößt. Die Prieſter halten ſich dicht neben dem Vihari auf. Ihre Wohnungen ſollen eigentlich nicht gar hoch und bloß mit Blättern bedeckt ſeyn. Sie werden daher Pans-elé, Häuſer von Blättern, genannt. Heutiges Tages wird aber dies nicht ſo genau mehr genommen, ſo daß man dieſe Häuſer, anſtatt der Blätter, mit Ziegeln deckt.

Prieſter.

Alle Prieſter ohne Ausnahme kleiden ſich gelb. Sie tragen ein weites Gewand, das, wie jenes des Boudhou, über die linke Schulter zurückgeſchlagen wird, und die rechte Bruſt und Schulter bleiben unbedeckt. Sie dürfen weder heurathen, noch Kebsweiber haben. Sie dürfen kein Fleiſch anrühren, und nichts anders ge=

nießen als Vegetabilien und Eier. Nach zwölf Uhr dürfen ſie keine Speiſe mehr zu ſich nehmen, und jährlich müſſen ſie wenigſtens drei Monate lang von Hauſe abweſend ſeyn. Ueber die eigentliche Veranlaſſung dieſer letztern Vorſchrift, ſind ſie verſchiedener Meinung. Mir ſcheint es, als ſey ſie in der Abſicht ergangen, damit ſich ihre Lehrſätze allgemeiner verbreiten, und ſie veranlaßt werden ſollen, dieſelben überall zu predigen, wo ſie ein Häuflein gläubiger Seelen antreffen. Sie leben theils von den Ländereien, die zu ihren Tempeln gehören; theils und hauptſächlich aber von den Almoſen und freiwilligen Gaben, die ihnen verabreicht werden. Letztere beſtehen in rohem und abgeſottenem Reis, Gemüſe, gereinigter Butter, oder Ghee u. ſ. w. Sie müſſen zweimal des Tages ihre Tempel reinigen, und dafür ſorgen, daß wenigſtens eine Lampe darin brennt. Alle Morgen müſſen ſie die Bildſäule des Boudhou, oder das Fußgeſtelle derſelben, mit Blumen beſtreuen; auch Morgens und Abends Muſik machen. Es giebt nur zwei Klaſſen von Prieſtern; nämlich Novitzen und Ordinirte. Die, welche zur erſtern gehören, werden Saman Eroo Dunnunſe genannt. Sie können gleich nach abgelegten Kinderjahren Novitzen werden, wenn ſie übrigens nur im Stande ſind ein wenig zu leſen, und die Vorſchriften ihrer Religion auswendig zu lernen. Vor ihrer Aufnahme müſſen ſie ſich einer Prüfung unterwerfen, und bloß von ihren Antworten hängt es ab, das Ziel ihrer Wünſche zu erreichen. Man fragt ſie, ob ſie mit der fallenden Sucht oder dem Ausſatze behaftet, ob ſie als Sklaven oder freie Leute geboren, ob

ſie wirklich männlichen Geſchlechts oder Zwitter ſind; ob ihre Eltern noch leben, ob dieſe zu ihrem Vorſatze, Prieſter zu werden, ihre Einwilligung gegeben haben; und wie die Fragen weiter heißen mögen.

Im zwanzigſten Jahre können ſie ordinirt, d. i. Tirounnanſe werden. Dann legt man ihnen Fragen vor, deren ſo viele ſind, daß ſie ein kleines Buch füllen. Jeder Noviz muß ſich vor ſeiner Ordination mit acht verſchiedenen Stücken verſehen, in deren Ermangelung er nicht aufgenommen wird. Nämlich mit einem hölzernen Teller, um darauf zu ſpeiſen; drei verſchiedenen gelben Gewändern; einem Stocke, den er aber zu weiter nichts brauchen darf, als zum Spazierengehen; einem runden Fächer, Watapete genannt, den er vor das Geſicht halten muß, wenn er mit Jemand ſpricht, einem grobem Sacke, um das Waſſer zu filtriren; und einer Nadel, um ſeine Kleidungsſtücke damit auszubeſſern. Es exiſtirt zwar ein Geſetz, nach welchem alle Tirounnanſes von gleichem Range ſind; da aber dieſes Geſetz nicht gehörig befolgt worden iſt, ſo hat man ſich genöthigt geſehen, gewiſſe Oberprieſter zu ernennen, deren Aufſicht die Tempel eines jeden Bezirks angewieſen ſind. Dieſe Oberprieſter werden Naike Dunnanſé genannt. Nicht lange nachher wurden zwei Generalinſpektoren über alle in der ganzen Inſel vorhandenen Tempel ernannt, und dieſe heißen Mahanaike Dunnanſe. Sie haben ihre Reſidenz zu Candy. Dermalen exiſtirt nur einer, und dieſer iſt

wegen ſeines heiligen Lebenswandels ganz außerordentlich berühmt.

Heurathen.

Der Verfaſſer des oben erwähnten holländiſchen Manuſcripts ſagt zwar, es ſey nach den Geſetzen verboten, daß Brüder ein gemeinſchaftliches Weib haben dürften; allein er hat ſich geirrt. Es exiſtirt kein ſolches Geſetz; auch wird dieſes Umſtandes in keinem der ältern Geſetze erwähnt. In Kandy trifft man jene Gewohnheit häufig an, und das wenigſte was ſich hierüber ſagen läßt, iſt dies, daß ſie geduldet wird.

In allen Rechtshändeln, die auf Eheſtandsſachen Bezug haben, wird dieſe Gewohnheit als geſetzmäßig betrachtet, und es konnte nicht anders ſeyn, als daß ſie aus den Heurathszeremonieen, die in Ceylon eingeführt ſind, entſpringen mußte. Eine ganze Familie hält gemeinſchaftlich um das Mädchen an, welches ſie ſich zur Braut auserſehen hat; und je zahlreicher die ſolche Familie iſt, deſto gegründeter ſind die Anſprüche, welche ſie auf das Mädchen zu machen hat. Da nun ſo zu ſagen, die ganze Familie daſſelbe heurathet, ſo gehören auch die Kinder der ganzen Familie zu; und zwar auf eben die Art, wie die Ländereien, welche man nie zu vertheilen pflegt.

Der heutige Gouverneur wird dergleichen Heurathen, aller Wahrſcheinlichkeit nach, abſchaffen, und

ſie auf eine ſolche Art einzurichten ſuchen, die der Natur mehr gemäß iſt. Das ſicherſte Mittel dies zu bewirken, beſteht darin, wenn man den Ackerbau mehr empor bringt, und das Landeigenthum ſo zu vertheilen ſucht, daß ſolches nie mehr als einen Beſitzer hat. — Die eigentliche Verheurathungsceremonie auf der Inſel Ceylon beſteht darin, daß der Prieſter Braut und Bräutigam bei dem rechten Daumen faßt, beide zuſammenfügt, ein wenig Waſſer darüber gießt, und die vom Boudhou bei dergleichen Gelegenheiten vorgeſchriebenen Gebetsformeln herſagt.

Gleiche Bewandtniß hat es auch mit den Ceremonieen bei Vermählung der Könige; nur mit dem Unterſchiede, daß alsdann eine Muſchel jener Art herbeigeſchafft werden muß, welche man Chank (Buccinus) nennt, woraus ſodann der Prieſter Waſſer über die Daumen der Neuvermählten gießt, und zwar ſo, daß er die Oeffnung nach der rechten Seite zu kehrt. Eine ſolche Muſchel gehört mit zu den vorzüglichſten Koſtbarkeiten der Krone. Vermöge ihrer Religionsgrundſätze iſt dieſen Leuten die Polygamie geſtattet. Ein Mann darf ſo viele Weiber und Kebsweiber nehmen, als er zu ernähren vermag.

Wenn ein Paar junge Leute geſonnen ſind einander zu heurathen, ſo ſchickt die Familie des jungen Mannes einen guten Freund zu jener des Mädchens, um unter der Hand zu erforſchen, ob er wohl hoffen dürfe, ſie zur Frau zu bekommen. Gewöhnlich wird

die Familie des Mädchens vorläufig hievon benachrichtigt, ſo daß ſie die gehörigen Anſtalten treffen kann, ihren Gaſt zu tractiren. Einige Tage nachher ſtattet einer der nächſten Anverwandten des jungen Mannes bei der Familie des Mädchens ſeinen Beſuch ab. Er erkundigt ſich bei dieſer Gelegenheit nach ihrem Charakter und anderweitigen Verhältniſſen, und wenn dieſe ſeiner Erwartung entſprechen, ſo macht er einen förmlichen Heurathsantrag. Hierauf bekömmt er zwar keine Antwort, allein es wird gewöhnlich ein Gaſtmahl veranſtaltet, das noch weit glänzender iſt, als das vorhergehende, und wodurch man ihm zu erkennen giebt, daß ſein Antrag Eingang gefunden hat. Des nachfolgenden Tages erhält die Familie des jungen Mannes einen Beſuch von einem Anverwandten des Mädchens, der nun ebenfalls von derſelben ſtattlich bewirthet wird. Er erkundigt ſich ſo genau als möglich, wie ſtark die Familie iſt, in welchen Umſtänden ſich dieſelbe befindet u. ſ. w. Endlich giebt er die Erklärung von ſich, wenn das junge Paar ſonſt mit einander einverſtanden ſey, ſo werde man wohlthun, die Einwilligung zu deſſen Verehelichung nicht zu verzögern. Bei ſo bewandten Umſtänden macht ſich der junge Mann nebſt ſeinen Angehörigen ſogleich auf den Weg, und hält förmlich um das Mädchen an, welches ihm denn auch verſprochen wird. Hierauf wendet man ſich an einen Zauberer, damit er Tag und Stunde beſtimme. Zu dem Ende begeben ſich beide Familien in die Wohnung des Mädchens, wo ein großes Feſt veranſtaltet, und das ganze Haus, nach dem bei der Kaſte eingeführten Brauche, ſo ſchön als

möglich aufgeputzt wird. Der Zauberer zieht ſeine Bücher zu Rath, und hat eine Waſſeruhr (Clepsydra) in der Hand. In eben dem Nu, wo die glückliche Stunde eintritt, wirft man ein Stück Zeug über das Brautpaar, fügt ihre Daumen zuſammen, begießt ſie mit filtrirtem Waſſer, bewegt eine Taſſe, die mit Cacaomilch gefüllt iſt, einigemal über ihren Köpfen hin und her, und ſomit hat die Hochzeitsceremonie ihre Endſchaft erreicht. Jetzt wirft das neue Brautpaar das Stück Zeug, womit es bedeckt iſt, wieder von ſich, und begiebt ſich in ein anderes Zimmer, in welchem ein weißes Bette ſteht, das mit Blumen beſtreut, und mit Edelſteinen u. ſ. w. geſchmückt iſt. Der Zauberer nimmt ſeine Waſſeruhr wieder zur Hand, und klopft, wenn die glückliche Stunde eintritt, an die Thür des Zimmers. Hierauf kommt das Brautpaar von neuem zum Vorſchein; man fängt wieder an zu tanzen, zu ſingen und zu ſchmauſen, und wenn dieſe Luſtbarkeiten vier und zwanzig Stunden lang ununterbrochen fortgedauert haben, werden die Neuvermählten wie im Triumpf in die Wohnung des Bräutigams gebracht. Dieſe Feierlichkeiten werden jedoch in Candia nur dann beobachtet, wenn ſich ein einzelner Mann verheurathet. Wenn aber mehrere Brüder zugleich eine gemeinſchaftliche Frau nehmen, ſo beſteht die ganze Ceremonie bloß darin, daß nur der eine Bruder ſeinen Daumen darreicht, und ihn mit jenem der Braut vereinigen läßt; alles übrige hingegen kann nöthigenfalls wegbleiben.

Die Hurerei als Metier betrachtet, wird nicht nur

geſtattet, ſondern ſogar reſpektirt und Baiſſia Darmi genannt. Das Wort Darmi bedeutet ſoviel als Gewerbe, Stand, Geſchäft. Bei dieſem Gewerbe kommen jedoch manche ſehr läſtige Bedingungen vor. Wenn ſich z. B. ein Mann bei einer Frauensperſon dieſer Art meldet, ihr die Heurath anträgt und ihr zugleich einen Ring, eine Blume, oder ſonſt ſo etwas zum Unterpfande giebt, ſo muß ſie ihm treu bleiben, wenn er ſie auch Jahre lang verläßt und nicht im mindeſten für ihren Unterhalt ſorgt. So verwandelte Sakreia ſich eines Tages in eine alten Mann, gieng, in der Abſicht ſie auf die Probe zu ſtellen, zu einer Baiſſia, erbat ſich ſie zu ehelichen, gab ihr eine Blume, und verſchwand. Nach Verlauf von zwölf Jahren, während welcher ſich das arme Weib kümmerlich durchbrachte, flehte ſie in der Angſt ihres Herzens zum Himmel, er möge doch den Mann, welcher ihr die Blume, die ſie ſo eben in der Hand habe, geſchenkt hätte, wieder zu ihr zurückführen. In eben dem Augenblicke erſchien ihr Sakreia in ſeiner ganzen Herrlichkeit, wünſchte ihr Glück, daß ſie ihm treu geblieben ſey, und verſetzte ſie in eine ſolche Lage, daß ſie Alles vollauf hatte.

Eheſcheidung.

Wann die Parteien mit einander einverſtanden ſind, ſo kann die Eheſcheidung vor ſich gehen, ohne daß es dieſerhalb zum Proceß kömmt. Im Fall der Ehemann, oder die Ehemänner, mit ihrer Frau nicht zufrieden ſind, ſo geben ſie derſelben ihr Heuraths-

gut zurück, und ſtoßen ſie von ſich. Iſt die Frau unzufrieden, ſo beſteht ſie darauf, ſich von ihrem Manne, oder ihren Männern, zu trennen, und giebt ihnen zurück, was ſie von ihnen erhalten hat. Wenn aber die Parteien wegen der Eheſcheidung nicht mit einander überein kommen können, ſo legt ſich der Deſave, (Richter) ins Mittel, und annulliret die Ehe, wenn ſich keine Ausſöhnung zu Stande bringen läßt.

Kleidung.

Die Kleidung der Großen am Hofe, iſt zwar weder ſo majeſtätiſch wie die der Türken und Perſer, noch ſo elegant, wie jene der Indier, hat aber doch etwas Anziehendes und Gefälliges. Um die Lenden binden ſie ein großes farbiges Tuch, welches dergeſtalt herabhängt und in Falten gelegt iſt, daß ſie die Füße frei und ungehindert bewegen können. Dieſes Tuch wird Pano genannt. Ueber daſſelbe tragen ſie eine Art Unterrock von feinem Neſſeltuche, Joupeti genannt, der eine goldene Einfaſſung hat, und eben ſolche Falten wirft, wie das Tuch. Um den Körper befeſtigen ſie eine Kapſel von Pappe, welche dergeſtalt hervorragt, daß derſelbe fünf bis ſechs Zoll dicker zu ſeyn ſcheinet, als er wirklich iſt. Dieſe Kapſel enthält ein Schnupftuch, eine Uhr, und ſonſt noch verſchiedene Kleinigkeiten. Betel, Chunam und Arekanüſſe, laſſen ſie ſich jederzeit von ihren Bedienten nachtragen. Eine breite Binde mit einer goldenen Einfaſſung hält das Ganze zuſammen. Sie wird Ottou Katchie

genannt. Den obern Theil des Körpers bedeckt ein Tuch, das entweder mit Gold durchwirkt iſt, oder aus farbigtem Seidenzeuche, oder aus ganz einfachem weiſſem Mouſſeline beſteht. Die Aermel ſind mit Baumwolle ausgeſtopft, damit der obere Theil des Armes recht dick ausſehen ſoll. Dies nennen ſie Otte. Ueber die Schultern tragen ſie einen breiten Kragen nach Spaniſcher Art, welchen ſie Maute zu nennen pflegen. Auf dem Kopfe haben ſie einen kleinen runden Hut, Topi Kalous genannt. Er iſt von Pappe, und mit einem Stücke rothen Tuche überzogen, das mit Gold und zuweilen mit weißem Neſſeltuche eingefaßt iſt. Man ſieht es dieſer Tracht deutlich genug an, daß ſie urſprünglich von den Europäern entlehnt iſt. Der Kragen und Rock kommen auf mehrern Portraits vor, die aus dem ſechzehnten und ſiebzehnten Jahrhunderte herrühren, und die Bedeckung der Lenden hat viele Aehnlichkeit mit den weiten Holländiſchen Beinkleidern, die in den damaligen Zeiten Mode waren. Sie tragen zweierlei Arten Pantoffeln. Die Eine iſt von Leder oder verziertem Tuche, und an den Enden umgekrümmt. Die andere beſteht aus einem Stücke Holz, von derſelben Größe wie der Fuß, und ruht auf zwei Trägern, die einige Zoll hoch ſind. Gegen das Ende zu haben ſie zwei kleine Ausſchnitte, zwiſchen welche man die große Zehe ſteckt. Bei feierlichen Gelegenheiten erſcheint Niemand in Pantoffeln.

Jene, die von geringerem Range ſind, als die erſte Klaſſe der Hofbeamten, tragen bloß den untern Theil der oben erwähnten Kleidung; denn es iſt ihnen auf

das ſtrengſte verboten, den obern Theil des Körpers zu bedecken. — Die Kaſte der Vellale hat das ausſchließliche Recht einen weißen Hut zu tragen. — Die kleinen Häuptlinge der andern Kaſten, tragen ſchwarze Hüte. — Leute, die zu einer der niedrigſten Kaſſen gehören, dürfen ſich mit keinem Unterrocke bekleiden, ſondern wickeln bloß ein weißes Stück Zeuch um den Leib, das nicht bis unter die Kniee reicht. — Sie müſſen in bloßem Kopfe gehen.

Die Frauenspersonen geringern Standes, tragen ein Unterkleid von weißem Zeuche, welches ſie zwiſchen den Beinen durchziehen, über die rechte Schulter werfen, und mit einer Binde um den Leib befeſtigen. Dies fällt ungemein gut ins Auge.

So iſt die Kleidung der Einwohner von Candy beſchaffen. — In jenem Theile der Inſel, der unter Europäiſcher Herrſchaft ſteht, tragen die Häuptlinge der Schwarzen eine Art von bordirtem Oberrocke, der mit einer Menge goldener und ſilberner Knöpfe beſetzt iſt, die ungewöhnlich groß ſind. — Die Frauensperſonen tragen ausgenähte Jacken, die nicht den mindeſten Geſchmack verrathen. — Statt des Regenſchirms bedienen ſich die Singhaleſen eines großen Blattes vom Talegahabaume *) welchen die Europäer Talipot nennen.. Man kann ſelbiges wie einen Fächer auf und zu machen. Einer andern Art Fächer bedient man ſich

*) Licuala ſpinosa.

in Candy. Er beſteht aus einem Blatte deſſelben Baumes, welches auf eine ſolche Art in Falten gelegt wird, daß es ein Räd bildet. Man befeſtigt es an einem Stabe, der ſieben bis acht Schuhe lang iſt, und es vertrit die Stelle eines Sonnenſchirms. Dergleichen Fächer ſind nur für Leute von Stande. Nebſt dem giebt es noch eine Art Fächer, der zwar eben ſo geformt, aber kleiner iſt. Man nennt ihn Wattapetie und der Gebrauch, welchen man von dieſem Fächer macht, iſt derſelbe wie in Europa. Gewöhnlich bedienen ſich deſſelben die Prieſter.

Kaſten.

Die Singhaleſen werden in vier Hauptkaſten eingetheilt; nämlich in die der Könige, oder Ragia; die der Brahminen, der Belendes, und der Tchoudeñes.

Die zwei erſtgenannten Kaſten exiſtiren in Ceylon nicht. Die der Könige wird wieder eingetheilt in Tchreſtri Ragia, Banſe, Litchwi Ragia Banſe, und Akkake Ragia Banſe.

Unter den Brahminen zeichnen ſich beſonders die Vedebramine Banſe aus, als Leute, die ſich ausſchließlich mit Religionsſachen und abſtrakten Wiſſenſchaften beſchäftigen. Andere Brahminen lehren Phyſik, und noch andere verfertigen Seidenwaaren und Zeuche.

Die Kaſte der Belende beſteht aus zwei Abthei-

lungen; nämlich den Valende Vanſe und Wadighe Vanſe. Letztere werden gewöhnlich Tehetis genannt. — Unter den Tchouberes (Tſchuelder) ſind alle geringern Kaſten begriffen. Die Weißen und Vedas gehören zu keiner beſondern Kaſte. Ueberhaupt exiſtirten alle jene Kaſten eigentlich nur in jenen Zeitaltern, die ſich im graueſten Alterthume verlieren, und man kann mit Recht ſagen, daß ſie heutzutage nur noch in Büchern vorkommen.

In Candy folgen die Kaſten in folgender Ordnung auf einander.

Obenan ſtehen die Vellale, oder Goi Vanſe. — Vellales waren urſprünglich Ackerleute, wie ſich aus ihrer Benennung ergiebt; denn Vel bedeutet einen ſumpfigen Boden, und ale heißt Verlangen, Luſt, Liebe. Vellale bezeichnet demnach eine Art Leute, die ihr Vergnügen an Plätzen finden, auf welchen man Reiß bauen kann. Sie werden auch Goi-game genannt, von Goi, ein Ackersmann, und Game, Dörfer. Wahrſcheinlich erhielten ſie dieſe Benennung, als ſie anfiengen ſich in eine kleine Geſellſchaft zu vereinigen, und an einem gemeinſchaftlichen Wohnplatze ſich niederließen. Man ſollte glauben, eine Kaſte dieſer Art müſſe ſchon in den früheſten Zeitaltern entſtanden ſeyn, und es befremdet daher um ſo mehr, daß derſelben in keiner der ältern Schriften gedacht wird. Als nun dieſe kleine Societät immer mächtiger und zahlreicher wurde, ſchaffte ſie die Benennung Goi-game ab, und jedes

dazu gehörige Mitglied nannte ſich Goi-vanſe, Akkerherr. Die Goi-vanſes, oder Vellales, machen in Candy die vornehmſte Kaſte aus. Sie allein bekleiden die vornehmſten Staatsämter. — Den zweiten Rang machen einander zwei Kaſten ſtreitig; nämlich die Fiſcher, und die Challias. Die Fiſcher, oder Karve, können deswegen in Candy nicht zu großem Anſehen gelangen, weil ſich der Fiſchfang der Candianer heutzutage nicht weiter erſtreckt, als auf die in dieſem Königreiche befindlichen Ströme.

Die Entſtehung der Salé*) oder Challias, erklärt man auf folgende Art: Eine Anzahl Paſſekarea Bramin Vahanſe bezog einſt ein großes Haus auf dem feſten Lande, in der Abſicht, daſſelbe gemeinſchaftlich zu bewohnen, und ſich darin mit einer Zeugfabrik zu beſchäftigen. Dieſes Haus wurde Salé genannt, und gewann nach und nach einen ſolchen Umfang, daß endlich ein ganzes Dorf daraus entſtand. Daher die Bennennung ſeiner Einwohner Salé-game. Späterhin ward eine beträchtliche Anzahl derſelben, und zwar von drei auf einander folgenden Königen, Namens Vige Ragia, Devenipatiſſe und Watimi, eingeladen, ſich auf der Inſel niederzulaſſen.

*) Iſt dies nicht offenbar der Name Σαλικη, unter welchem dieſe Inſel beim Ptolemäus vorkömmt, der die Bewohner derſelben Σαλαι nennt? Dieſe Kaſte der Zimmtſtoßer wohnt in den ſüdlichen Gegenden der Inſel, und macht den größten Theil der Einwohner bei Pointe de Galle aus.

Anfangs wurden ſie zwar ſehr geſchätzt, aber einige Zeit nachher fehlte es ihnen an Gelegenheit, ſich ununterbrochen zu beſchäftigen, und ihre Talente zu zeigen. Dies hatte die Folge, daß ſich ihr Einfluß verminderte, bis ſie endlich ſogar genöthiget waren, Ackersleute, Goi, zu werden. Unter der Regierung Watimi's fanden ſie jedoch Gelegenheit, ſich wieder auf andere Art auszuzeichnen. Die Portugieſen waren eben damals auf der Inſel angekommen, und es fehlte ihnen an Leuten, den Zimmet klar zu ſtoßen. In kurzer Zeit leiſteten ſie den Portugieſen, für welche nichts auf der ganzen Inſel mehr Werth hatte, als nur der Zimmet, ſo weſentliche Dienſte, daß man ihnen den Titel Maha Badé (das große Departement) beilegte, nebenher zwar ihre zeitherige Benennung Salé beibehielt, jedoch den Zuſatz Gamé wegließ. Dieſe Kaſte erſtreckt ſich über einen Landſtrich, deſſen Länge wohl vierzig bis funfzig Meilen beträgt. Späterhin pflegte man an die Benennung der Kaſten die Endſilbe as zu hängen; wie z. B. Panneas, Hounas u. ſ. w. So veränderte man denn nun auch die Benennung Salé in Saleas, woraus nachher das corrumpirte Wort Chalias entſtand. Adrian Ragia Pakſe, Moodillar der Saleas, hat ein Buch über dieſe Kaſte geſchrieben, das geleſen zu werden verdient, und worin unter andern einige ſehr intereſſante Nachrichten in Betreff des Bouddhiſtenſyſtems enthalten ſind. Ich werde in der Folge Gelegenheit nehmen, einen Auszug aus dieſem Buche einzurücken, den der Verfaſſer ſelbſt verfertigt hat.

Auf die Saleas und Käraves folgen die Jagregors. Ihre Beſchäftigung beſteht darin, daß ſie aus dem Kokosbaume, dem Kitoul und Talgaba, eine Flüſſigkeit abzapfen, woraus man ſchwarzen Zucker verfertigt. — Die Hounas ſind Leimſieder. — Die Marvandana arbeiten in Gold, Silber, Kupfer und Eiſen.

Die Dourave, oder Sourave beſchäftigen ſich damit, den Saft aus den Palmbäumen auf eben die Art abzuzapfen, wie die Jagreros aus den oben erwähnten. Sie bereiten aus dieſem Safte den Souri oder Fodbya, eine Flüſſigkeit, die, wenn ſie in Gährung geſetzt und deſtillirt wird, den Rack giebt. Die Europäer nennen dieſe Leute Shandos.

Die Radave. — Waſchmänner der erſten Klaſſe. Sie waſchen für die obengenannten Kaſten, aber nicht für die, welche weiter unten vorkommen werden. Sie ſind verbunden, in den Häuſern, wo Reiſende einkehren, ein weißes Tuch aufzuhängen, wenn eine angeſehene Perſon bei denſelben vorüber geht.

Die Kinnavas. — Fächermacher.

Die Jamale arbeiten in den Eiſenbergwerken. Die Anzahl derer, die zu dieſer Kaſte gehören, iſt unbedeutend.

Die Radeas. — Waſchmänner der zweiten Klaſſe.

Die Bereveias. — Zu dieſer Kaſte gehören alle

die, welche ein muſikaliſches Inſtrument ſpielen; ingleichen auch alle Arten Trommelſchläger.

Die Ollias ſind Tänzer und Poſſenreißer. Wenn vornehme Leute über Land reiſen, müſſen erſtere eine große Strecke Weges ihre Palankins begleiten, und jene poſſierlichen Schritte machen, welche ſie Tanz nennen. Die Poſſenreißer legen eine Maske an, die den Teufel Rakſeïa vorſtellt, vor welchem man ſich hier ganz entſetzlich fürchtet; dann tanzen ſie in dieſer Maske, um ihn dadurch zu verſöhnen.

Die Padouas. — Zu dieſer Kaſte gehören alle Arten von Laſtträgern.

Die Galle gane Palleas. — Dieſe müſſen die Straßen reinigen.

Die Rodi, oder Rodias machen unter allen Kaſten die letzte und verächtlichſte aus. Wenn Jemand, wäre es auch nur zufälligerweiſe, einen Rodias anrührt, ſo hält man ihn für unrein. Dieſe Elenden müſſen ſich die Länge lang auf die Erde werfen, wenn ſie einen Belkale kommen ſehen, und dieſer ſchreitet ganz gravitätiſch über ſie weg. Die Natur ſcheint aber dieſe unglücklichen Geſchöpfe gewiſſermaßen dadurch entſchädigen zu wollen, daß ſie ihnen Weiber verliehen hat, die unter allen Kaſten die ſchönſten ſind. Mehrere derſelben werden ihnen jedoch gewaltſamer Weiſe entriſſen, und in die Harems der Großen geſteckt, die den Grundſatz aufgeſtellt haben, daß durch die Berührung einer

Frauensperſon aus der Kaſte der Rodias, nur die Weiber, nicht aber die Männer der höhern Kaſten verunreiniget werden.

Dies wäre demnach die Rangordnung, in welcher die verſchiedenen Kaſten der Einwohner von Candy heutzutage auf einander folgen. Es ſcheint jedoch, als wenn dieſe Ordnung ehedem nicht dieſelbe, ſondern vielmehr von der Art geweſen ſey, wie jene, welche man noch gegenwärtig auf dem feſten Lande wahrnimmt. Befremden wird es vielleicht, daß ſich unter dieſen Kaſten keine eigentlich militäriſche befindet. Dies rührt aber von dem Umſtande her, daß man alle Unterthanen ohne Ausnahme als Eigenthum des Königs betrachtet, und folglich jeder, wes Standes und Ranges er ſeyn möge, die Waffen ergreifen muß, ſobald es der König befiehlt. Vermöge dieſer Einrichtung kann er in Kriegszeiten ſo viele Soldaten ins Feld ſtellen, als er Unterthanen zu bewaffnen vermag. Dieſe Rangordnung der Kaſten wird zwar in Candy unverrückt beibehalten; indeß verliert Niemand die Achtung ſeiner Kaſte, wenn er ſich um ſein ſelbſt willen einer Arbeit unterzieht, die eigentlich einer andern Kaſte ausſchließlich vorbehalten iſt. Ein Vellale hat daher nicht den mindeſten Nachtheil zu fürchten, wenn er das ihm zugehörige Linnen wäſcht, oder ein Gericht Fiſche fängt, das er ſelbſt verzehrt. Eben ſo wenig verliert ein Vellale in den Augen ſeiner Kaſte, wenn er ein Stück Feld bearbeitet, das einem Manne geringern Standes gehört. Eben ſo verhält es ſich mit einem Ravandanne, der für einen

Kodias Werkzeug verfertigt, weil es nur eine und nicht zwei Klaſſen Vellales und Karpandanes giebt. Da aber die Waſchmänner in zwei verſchiedene Klaſſen getheilt ſind, ſo würde es ein Kadave unter ſeiner Würde halten, für einen Berevzias zu waſchen. In jenem Theile der Inſel, welcher den Engländern gehört, findet zwar in Anſehung der Kaſten ein gewiſſer Unterſchied ſtatt; es herrſcht aber in dieſer Hinſicht eine ſolche Verwirrung, daß man aus der Sache nicht recht klug werden kann; zumal da die Gränzlinie dieſer Kaſten in dem eben genannten Theile der Inſel nicht genau beſtimmt iſt. In den letztverfloſſenen zwanzig Jahren, haben die Salegame, oder Saleas, oder Mahabade, nebſt ihren Privilegien zugleich den Rang verloren, welchen ſie ehedem, in Hinſicht ihres ausgedehntern Wirkungskreiſes, vor den Vellales behaupteten. Es giebt auch noch eine andere Klaſſe Einwohner, deren zwar verſchiedene Schriftſteller erwähnen, ohne jedoch außer ihrem Namen, das mindeſte von ihnen zu wiſſen. Sie heißen Bedas, oder Vedas. Dieſe Bedas gehören zwar zu keiner Kaſte, man hält ſie aber doch nicht für unrein, im Gegentheil ſtehen ſelbige, in ſo fern ſie ein Korps ausmachen, in einer gewiſſen Achtung; ſie leben in den Wäldern, und halten ſich auf den Bäumen auf. Sie nähren ſich hauptſächlich von Wild, welches ſie mit ihren Pfeilen erlegen, und ſtehen überhaupt in dem Rufe, treffliche Schützen zu ſeyn. Ihre Bogen zu ſpannen, koſtet überaus viele Mühe. An ihren Pfeilen befeſtigen ſie ein Stück Eiſen, das ſechs bis acht Zoll lang und anderthalb Zoll breit iſt. Sie können damit

einen Elephanten tödten, wenn ſie ihn zwiſchen die Augen treffen; denn der Knochen iſt hier von ſolcher Beſchaffenheit, daß er eben keinen ſonderlichen Widerſtand leiſtet. Wenn ein Beda eine eiſerne Lanze, oder ein Werkzeug bedarf (und dies iſt Alles was er nöthig hat, um ſich ſeinen Unterhalt zu verſchaffen) ſo legt er des Nachts einem Schmiede etwas Honig oder ein Stück Wildpret vor die Thür, und daneben ein aus Holz oder Erde verfertigtes Modell des Inſtruments, das ihm der Schmidt machen ſoll. Ein paar Tage nachher kommt er wieder, und findet das Inſtrument fertig. Dieſes biedere Betragen und gegenſeitige Zutrauen, kann zum Beweiſe dienen, daß noch nicht alle Redlichkeit aus einem Lande verſchwunden iſt, wo alle Arten von Raub und Betrug im Schwange gehen. Man würde es durchgehends für höchſt ſtrafbar halten, einen Beda zu betrügen, der, vermöge ſeiner Lebensweiſe, ganz außer Stande iſt, Jemand hinter das Licht zu führen. Die Bedas ſchicken jährlich zwei Abgeordnete an den König, die ihm Honig und andere kleine Geſchenke überbringen. Sobald ſelbige vor dem Eingange des königlichen Pallaſtes anlangen, laſſen ſie dem Könige ſagen, ſeine Vettern wären da, und wünſchten ihn zu ſprechen. Unmittelbar darauf werden ſie vorgelaſſen. Sie knieen dann nieder, ſtehen wieder auf, und erkundigen ſich in einem ziemlich vertraulichen Tone, wie Seine Majeſtät ſich befinden. Der König empfängt ſie ſehr gnädig, nimmt ihnen ihre Geſchenke auf eine herablaſſende Art ab, verehrt ihnen andere dagegen, und befiehlt ſeinen Leuten, ſie auf dem Rückwege aus dem Pallaſte mit einer gewiſ-

ſen Achtung zu behandeln. Die Vedas ſehen ſchwarz aus, wie alle Singhaleſen, ſo ſehr auch manche Schriftſteller das Gegentheil verſichern. Sie bewohnen die Provinz Wannie.

Behandlung der Sterbenden.

Die Geſetze des Boudhou enthalten die Verordnung, daß man einem Sterbenden einige Kapitel vorleſen ſoll, worin der Namen Boudhou zum öftern vorkömmt. Wenn nun der Sterbende in dem Augenblicke den Geiſt aufgiebt, wo dieſes Wort ausgeſprochen wird, ſo fährt er von Stunde an in eine jener Wohnungen, die für die Seligen beſtimmt ſind. Den Geſetzen zufolge, ſoll zwar der Leichnam verbrannt werden; dieſe Gewohnheit iſt aber heutzutage nur noch unter den Groſſen üblich. Da dieſe Menſchen in dem Wahne ſtehen, daß ein todter Körper den Ort, wo er ſich befindet, verunreinige, ſo ſuchen ſie ihn ſo geſchwind als möglich bei Seite zu ſchaffen, indem ſie ihn entweder verbrennen, oder in den Wald tragen. Das Haus, worin Jemand ſtirbt, wird allezeit geräumt, gewöhnlich auf einige Monate, zuweilen auf immer. Zu Abwaſchung der Unreinigkeiten, hält man das Seewaſſer für das beſte; wo keines zu haben iſt, gebraucht man Flußwaſſer hiezu, nebſt Kuhmiſt und Curcuma. Folgender abſcheuliche Gebrauch erregt Schauder und Entſetzen; zumal wenn man bedenkt, daß eigentlich nichts anderes als Faulheit dazu Veranlaſſung gab. Sobald nämlich keine Hoffnung mehr da iſt, daß der Kranke wieder aufkommen werde, tra-

gen ihn die, welche zunächſt um ihn ſind, aus Furcht verunreinigt zu werden, oder ihre Wohnungen verlaſſen zu müſſen, in einen Wald, wenn er auch noch ſo ſehr jammert und winſelt, und laſſen dieſen Unglücklichen, der vielleicht nur noch wenige Augenblicke zu leben hat, ohne Troſt und Erbarmen hier liegen. Nicht ſelten ereignet ſich der Fall, daß Menſchen, die man in dieſen hülfloſen Zuſtand verſetzt hat, ſich wieder erholen und zu ihren Angehörigen zurückkehren, ohne übrigens gegen ihre Mörder die mindeſte Rache zu äußern. Dieſe abſcheuliche Gewohnheit herrſcht beſonders in den ärmern Provinzen des Königreichs Candy.

Muſik.

Man hat Urſache zu vermuthen, daß die Muſik ſchon in den früheſten Zeiten auf der Inſel Ceylon eingeführt, und auf gewiſſe Grundſätze reducirt war. Es giebt einige uralte, in der Paliſprache verfaßte Bücher, worin muſikaliſche Stücke vorkommen, welche regelmäßig in Noten geſetzt ſind. Die Alten hatten ſieben verſchiedene Noten; nämlich Sa, Ri, Ga, Me, Pa, De, Ni. Die Tonleiter (Gamut) hieß Septa Sovere. Man hatte jedoch keine beſtimmten Zeichen für dieſe Noten, ſondern jede wurde durch ſo viele Buchſtaben ausgedrückt, als dazu erforderlich waren, ſie auszuſprechen. Es iſt höchſt wahrſcheinlich, daß dieſe Tonleiter der unſrigen entſprach; und wenn dies wirklich der Fall war, ſo würde man eine unſerer alten allgemein bekannten Menuetten, nach Art der Singhaleſen

folgendergeſtalt in Muſik ſetzen müſſen: pa ni ri pa ri ſa ni da pa, pa pa pa pa pa.

Da jedoch ihre Muſik, in ſofern ſie in Noten geſetzt war, beinahe ganz in Vergeſſenheit gerathen iſt, ſo habe ich ſchlechterdings nicht herausbringen können, wie und auf welche Art ſie die Halbtöne, die Kreuze, die Takte, u. ſ. w. bezeichneten. Man hat mich verſichert, daß in ganz Candy nur noch drei Perſonen leben, die in der landüblichen Muſik, in ſofern ſie in Noten geſetzt war, einige Kenntniß beſitzen. Indeß ſchmeichle ich mir noch immer mit der Hoffnung, über kurz oder lang einige Nachrichten einzuziehen, wonach ſich die Muſik der Singhaleſen beurtheilen läßt. Allem Vermuthen nach iſt ſie von eben der Art, wie jene der Indier auf dem feſten Lande. Etwas Unangenehmeres kann man unmöglich ſich denken, als die Arien der Singhaleſen; ſie mögen nun geſungen, oder auf irgend einer Art ihrer Guitarren, gleichviel welcher, geſpielt werden. Ihre Trompete giebt den gellendſten Ton von ſich, den ich je in meinem ganzen Leben hörte; und dennoch ſind ſie in dieſes Inſtrument ganz außerordentlich verliebt. Es iſt hauptſächlich ihren Tempeln und Königen gewidmet. Sie nennen daſſelbe Hovenevé. Ihr Horn, Kombove genannt, tönt eben ſo unangenehm. Sie beſitzen eine Art von Hautbois, die nicht ganz ſo widrig klingt, wie ihre andern Inſtrumente, und vielleicht in den Händen eines geſchickten Muſikers einige angenehme Töne von ſich geben würde. Man nennt ſie Nalavé. Sie haben vier verſchiedene Arten

von Trommeln. Die erſte, Daoul genannt, iſt lang und ſchmal. Sie ſchlagen dieſelbe mit einem krummen Klöppel, Daoul Kadipoue, und gebrauchen hiezu bloß die linke Hand. Die Tammetam iſt eine Art Pauke, die obenher mit einem Fell beſpannt iſt, und worauf man mit einem Inſtrumente, Namens Kaddipow ſchlägt. Die Rabani hat viele Aehnlichkeit mit unſerm Tambourin, nur daß keine Schellen daran ſind. Sie ſpielen dieſes Inſtrument mit der rechten Hand, und halten es mit der linken. Es bedienen ſich deſſelben auch Frauensperſonen. Sie legen es auf die Erde, und dann trommeln ihrer drei oder vier mehrere Stunden lang darauf herum, ohne Takt zu halten. Die Odakie iſt unter allen ihren Trommeln die beſte, und würde zuverläſſig in einem muſikaliſchen Stücke überaus gute Wirkung thun. Sie iſt nach Verhältniß ihrer Länge ſehr ſchmal. Dieſes Inſtrument wird an beiden Enden mit Stricken an einem Riemen befeſtigt, welchen man über die Schulter hängt. Man drückt es von Zeit zu Zeit mit dem linken Elnbogen, indeß man mit der rechten Hand darauf trommelt. Vermittelſt des Drucks wird es bald mehr bald weniger zuſammengepreßt, ſo daß es verſchiedene Töne von ſich giebt. Der Tammetam bedient man ſich nur bei Feierlichkeiten, welche die Großen veranſtalten; auch wird ſie auf ihren Reiſen immer voraus getragen. Bei der Muſik, welche allemal des Morgens und Abends vor den Tempeln gemacht wird, iſt ſie ſchlechterdings unentbehrlich. Kurz, ſie iſt ein Inſtrument, das man bei allen Gelegenheiten, die im Publikum Aufſehen erregen und Eindruck machen ſollen, unmöglich ent-

rathen kann. Die Rabani ſchickt ſich am beſten zu Luſtbarkeiten, die gute Freunde unter ſich veranſtalten; die Daoul thut in Kriegszeiten gute Dienſte; die Odikie aber iſt ein Inſtrument für Leute von Geſchmack. Wer ſolches zu ſpielen verſteht, wird folglich beſſer bezahlt, als die, welche die Daoul und Tammetam ſchlagen.

Die Singhaleſen ſind große Liebhaber von Geſängen und Liedern. Wenn ein vornehmer Mann eine Reiſe macht, hat er gewöhnlich zwei Sänger bei ſich, wovon der eine vor und der andere hinter ſeinem Palankin her geht. Beide wechſeln in ihrem Geſange mit einander ab, ihre Stanzen haben jedoch keine beſtimmte Länge; denn oft tritt der Fall ein, daß ſie in Enthuſiasmus gerathen, und dann ſetzen ſie leicht einige Verſe aus dem Stegreife hinzu. Entweder betreffen ihre Geſänge religiöſe Gegenſtände, und wenn das iſt, ſo enthalten ſie Lobeserhebungen auf den Boudhou und andere Indiſche Gottheiten; oder ſie ſind hiſtoriſchen Inhalts, und dann ſtimmen ſie dieſelben zu Ehren ihrer Helden und Könige an, oder ſie beſingen eine und die andere Liebesgeſchichte. Die Melodie ihrer Lieder und Geſänge iſt auf jeden Fall traurig, und ich wüßte mich nicht zu erinnern, daß ich, während meines Aufenthalts unter den Singhaleſen, je ein munteres oder luſtiges Stückchen mit angehört hätte. Auch möchte es ſchwer ſeyn, dergleichen in Muſik zu ſetzen, da der Takt jeden Augenblick abwechſelt, und doch der langſame ſchwerfällige Gang immer derſelbe bleibt. Es iſt immer eine Art von Adante.

Auszug aus der Geſchichte der Chalias.

Von
Adrian Ragia Pakſé,
einem Obern dieſer Kaſte.

1. Als die Welt zu Grunde gegangen und wieder in die ehemalige Finſterniß verſunken war, kam ein Brahmé von oben herab und erleuchtete ſie wieder durch ſeinen Glanz.

2. Zur nämlichen Zeit ſchwebten noch mehrere Brahmés hernieder, und wählten die Luft zu ihrem Aufenthalte, wo ſie in einem vollkommen glücklichen Zuſtande lebten

3. Einer dieſer Brahmés wünſchte zu wiſſen, was die Erde für einen Geſchmack habe. Er drückte ſie daher zwiſchen zwei Fingern, und fand, daß ſie ganz außerordentlich ſüß ſchmecke. Von nun an bediente er ſich derſelben, nebſt den andern Brahmés, während

eines Zeitraums von ſechzigtauſend Jahren, zur Nahrung. Endlich fiengen ſie an zu fürchten, daß ſie dieſelbe ganz aufzehren möchten. Sie theilten ſie daher unter ſich zu gleichen Theilen, ſo daß jeder eine gewiſſe Portion erhielt. Allein der unglückliche Einfall, die Erde zu zerſtückeln, hatte die Folge, daß ſie ihren ſüßen Geſchmack verlor.

4. Der Zufall fügte es, daß eine Art Pilz entſtand, welcher Mattika, oder Jeſſathow genannt wird, und deſſen ſich die Brahmes funfzehn tauſend Jahre lang zur Nahrung bedienten. Da ſie aber auch dieſen unter ſich vertheilten, ſo verlor er ſich ebenfalls. Zu ihrem größten Glücke ſchoß wieder eine andere Kriechpflanze Badrilata genannt, aus der Erde hervor, von welcher ſie abermals fünf und dreißig tauſend Jahre lang lebten, bis ſie derſelben, aus der oben erwähnten Urſache, wieder verluſtig wurden.

5. Noch immer hatten die Brahmes von Glück zu ſagen; denn es wuchs ein großer Baum, Kalpeworkſé genannt, dergleichen in Dutourowkourowdwipe eine ungeheure Menge vorhanden ſeyn ſoll. Dieſer Baum gewährte ihnen 2,200,000 Jahre lang hinlänglichen Unterhalt, bis ſie wieder auf den alten Einfall geriethen, und folglich derſelbe zu Grunde gieng.

6. In den nächſtfolgenden fünf und dreißig tauſend

Jahren nährten ſie ſich von einer wohlriechenden Getraideart, genannt Sbiamgiatc=el; aber aus der vorerwähnten Urſache wurden ſie auch dieſes Nahrungsmittels, wie aller vorhergehenden, verluſtig.

7. Hierauf machten ſie eine andere Getraideart ausfindig, welche Sowende genannt wurde, und ſie ſechzig tauſend Jahre lang nährte, nach deren Verlauf ſie derſelben beraubt wurden.

8. Durch dieſe verſchiedenen Nahrungsmittel ward in der Natur der Brahmés eine gänzliche Veränderung bewirkt. Erſt waren ſie Geiſter, jetzt wurden ſie Menſchen, welche aus Fleiſch, Blut, und Gebein, beſtanden. Sie ergötzten ſich hierauf an ſündlichen Gedanken, und wurden Hermaphroditen, die mit einander Unzucht trieben. Die Folge davon war, daß ihre ehemalige Pracht und Herrlichkeit gänzlich verloren gieng.

9. Einige dieſer Brahmés verabſcheuten die Lebensweiſe der andern, und begaben ſich in die Wälder. Hier theilten ſie ſich nachher in drei verſchiedene Klaſſen. Die eine nannte ſich Vedé Braminé und ſtudirte die vier Wiſſenſchaften, welche man Tehadourveda zu nennen pflegt. Dieſe Klaſſe macht es ſich zum Geſchäft, die Menſchen Tugend zu lehren, und zeigt ihnen den Weg zur Seligkeit. Eine andere Klaſſe nannte ſich Same Braminé und intereſſirt ſich für die irdiſchen Angelegenheiten der Menſchen. Die letzte dieſer drei

ebenfalls Handelsleute ſind. Alle andern Brahmés wurden Tchouderés genannt; ein Ausdruck, worunter man überhaupt alle geringern Kaſten verſteht.

15. In verſchiedenen Büchern, z. B. im Dampouvavé, Attouvave und Nekalikavé, kommen Peskare Bramines vor, die als Könige regierten. Das Buch Sédizekave, welches aus dem Southſethre und Sonnanameke zuſammengetragen iſt, und den König Milibow zum Verfaſſer hat, claſſificiret die Kaſten folgendermaßen: Könige, Braminen, Chittis und Grahapatis. Fünf und dreißig Peskaté Bramines waren Könige im Lande Dambedive (auf dem Continente) und den damit vereinigten Nebenländern Makhandé, Mahapatoom, Kaſi, Gadahare, Kourow und Souloupatounow. Die Art und Weiſe, wie Ceylon bevölkert wurde, war dieſe: Ceylon iſt eine kleine Inſel, unweit Dambedivé, deren Umfang hundert Yoduns beträgt. Sie war viele Jahrhunderte hindurch eine wüſte Inſel, die den Teufeln zum Aufenthalt diente. Ein Nachkömmling Mahaſamete's, des erſten Königs von Dambedivé, kam daſelbſt an. Er nannte ſich Vige Koumarea und war ein Sohn des Vagowragia. Da nun dieſer Prinz Vige die Unterthanen ſeines Vaters äußerſt mißhandelt hatte, und letzterm noch überdies einfiel, daß Boudhoy im prophetiſchen Geiſte vorhergeſagt hatte, ſein Sohn Vige werde dereinſt König von Ceylon werden, ſo befahl er ihm ſich nebſt ſieben hundert Rieſen einzuſchiffen

und die Inſel Ceylon aufzuſuchen. Sie ſegelten mit einem günſtigen Winde nach dem Berge Samancle Sripade, welchen ſie von weitem wahrnahmen, und landeten zu Tamine in der Provinz Wany. Vige vertilgte die Teufel ſammt und ſonders, und baute das Land an. Hierauf überſandte er dem Könige von Paunadi eine Menge Geſchenke, erbat ſich deſſen Tochter zur Gemahlin, und erhielt ſie. Dieſe Prinzeſſin brachte ſieben hundert Mädchen mit, und hatte noch überdies eine Menge Bedienten und Künſtler jeder Art bei ſich. Die ſiebenhundert Rieſen verheuratheten ſich mit den ſiebenhundert Mädchen; Vige vermählte ſich mit der Prinzeſſin und erklärte, daß er König der Inſel ſey. Einige Zeit nachher überſandte er ſeinem Schwiegervater abermals Geſchenke, und dieſer ſchickte ihm zur Vergeltung einige Peskare Brahmines. Vige empfieng dieſelben ſehr gnädig, gab ihnen Ländereien und Ehrenſtellen, und ließ durch ſie, ſowohl für ſich als für die Königin, allerlei koſtbare Goldſtoffe verfertigen. Nachdem er acht und dreißig Jahre regiert hatte, gieng er mit Tode ab. Die Nachkommen jener Péskare Brahmines vernachläſſigten ihre Kunſt und beſchäftigten ſich mit dem Akkerbau, ſo daß der Name Péskare, wie ihre Talente, ganz in Vergeſſenheit gerieth. Als Devenipetiſſe in Ceylon regierte, überſchickte ihm Dharmasouké, König von Dambédivé, den heiligen Baum Snemahabodhienvahanſe, und zugleich hundert Peskare Brahmines, die er mit Reichthümern und Ehre überhäuft hatte. Devenipetiſſe empfieng ſie mit aus-

gezeichneter Achtung, und ließ ihnen noch größere Ehre widerfahren, als ihnen Dharmaſouke erwieſen hatte. Die Pèskares fabrizirten Stoffe für den König, widmeten ſich aber in der Folge dem Ackerbau, und ſetzten ihre Kunſt, auf eben die Art wie ihre Vorfahren, gänzlich hintenan. Ein anderer König von Ceylon, Namens Lége Savakkremebahow (ſonſt auch Vakimé genannt) ſchickte dem Könige Holie Geſchenke, erhielt dagegen wieder welche von ihm, und zugleich einige Pèskare Brahmines, welchen er Rubinen, Perlen, Elephanten, Ländereien, Sklaven u. ſ. w. verehrte. Die Nachkommen derſelben werden Saleas Gamé genannt. Im Buche Saliegeſoutvé wird geſagt, ſie hätten in dem Dorfe Saleagamé gewohnt, und dieſes Wort bedeutet ſo viel als das Dorf der Häuſer oder Gebäude. In der Folge nannte man dieſes Dorf Chelow, wovon ſodann dieſe Kaſte ihren Namen erhielt. Bald darauf landeten eine Anzahl Europäer in Ceylon, welche ſich der Pèskare Brahmines dazu bedienten, den Zimmet einzuſammeln. Da dieſer Waarenartikel, unter allen die auf der Inſel zu bekommen ſind, für die Europäer den meiſten Werth hatte, ſo nannten ſie die Volksklaſſe, die ihnen denſelben verſchaffte, Mahabade. Bade heißt Auflage; Mahabade, eine große Auflage.

So viel iſt richtig, daß die Saleas, welche heutiges Tages Chalias genannt werden, von einer ſehr vornehmen Kaſte ſtammen, und von jeher, nur allein

die neueſten Zeiten ausgenommen, in ſehr großem Anſehen ſtanden; denn ſie waren von allen Abgaben befreiet, und genoſſen die größten Ehrenbezeugungen.

Alles, was wir bisher über dieſen Gegenſtand geſagt haben, iſt in folgenden Büchern zu finden:

Bücherverzeichniß.

Dirghinekaie, oder Dikſanghie. — Ein Auszug aus den Geſetzen des Boudhou. (In der Paliſprache verfaßt.)

Angothrinekaie. — Ein ähnlicher Auszug, nur ausführlicher. (Pali.)

Saniouthnikaie. — Eine Sammlung mehrerer Schriften des Boudhou. (Pali.)

Siatekeathaovavé. — Eine uralte Beſchreibung der Seelenwanderungen des Boudhou, die in fünfhundert und fünfzig Bücher abgetheilt iſt. (Singhaleſiſch.)

Sarę Sangrehe. — Die Geſchichte des Boudhou von einem weiſen Manne verfaßt. Wird ſehr geſchätzt. (Singhaleſiſch.)

Darma Predipikave. — Darma heißt eine Sammlung der Geſetze des Boudhou. Predipikave giebt zu erkennen, daß der Verfaſſer als öffentli-

cher Lehrer angeſtellt war. (Er hieß Gourrelogomi.) Iſt eine Art von Kommentar. (Sanskrittaniſch, Pali, und Singhaleſiſch.)

Soumanghele Pila Siniam othouvave. — Eine Erklärung der heiligen Freudenfeſte. (Pali.)

Banſe Dipikave. — Leuchter der höhern Kaſten. Hat einen König, Namens Milidon, zum Verfaſſer.

Balavetare. — Eine Grammatik der Paliſprache. Balé heißt unwiſſend; Avetare, einer der Unterricht giebt.

Pali Nigandoo Sanné. — Ein Wörterbuch der Pali- und Singhaleſiſchen Sprache. Niganboo, ein Wörterbuch; Sané, überſetzt

Pali Date-mangiuſé. — Eine Sammlung Pali-wörter. Daté, ein Wort; mangiuſé, ein Kaſten.

Pali Niganboo. — Ein Pali-Wörterbuch.

Ragia Ratnakere. — Geſchichte der Könige von Ceylon. Ragia ein König; Ratnakere, See.

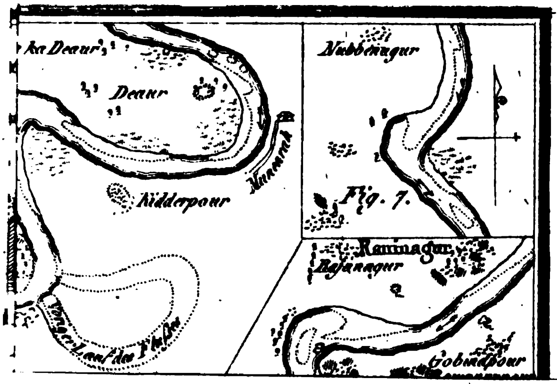
Sarasvatti Biakarene Potte. — Eine Sanskrittaniſche Grammatik, deren Erläuterung ebenfalls in der Sanskrittanſprache abgefaßt iſt. Saras-

vatti, die Göttin der Wiſſenſchäften; Viakarene, eine Grammatik; Potto, ein Buch.

Pali Sabdemalave. — Eine Sammlung in der Paliſpräche vorkommender Benennungen, welche deklinirt und in das Singhaliſche überſetzt ſind. Sabde, Name; Malave, Kette.

Pane Daham Potte. — Erklärungen des Boudhou. — Pane, Rede; Daham, Religion; Potte, Buch.

Pôogia Vallie. — Geſchichte der Opfer, die dem Boudhou dargebracht werden. Pôogia, Opfer; Vallie, eine Kriechpflanze.


Deaur
Kidderpour
Nubbenagur
Fig. 7.
Gobindpour

AUG 7 - 1928